

# Kloster und Abt.

Nach Walter Scott

f ü r d i e r e i f e r e J u g e n d

bearbeitet

von

Adam Stein.

 Springer

# Kloster und Abt.

Nach Walter Scott

f ü r d i e r e i f e r e J u g e n d

bearbeitet

von

Adam Stein.

Mit 6 Zeichnungen von G. Barisch.

---

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1865

ISBN 978-3-642-93869-6      ISBN 978-3-642-94269-3 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-642-94269-3

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1865

## Erstes Kapitel.

**D**as schottische Dorf Kennaquhair, welches an dem geschlängelten Lauf des Flusses Tweed liegt, war in alten Zeiten durch das prächtige Kloster der heiligen Maria berühmt, welches König David I. von Schottland gestiftet hatte, und zwar nicht bloß aus religiösen Gründen, sondern weil er diese schätzbare Besitzung an den Grenzen seines Reichs dadurch sicher zu stellen suchte, daß er sie in die Hände von Mönchen gab, deren Eigenthum selbst in einem verheerenden Kriege geachtet wurde. Lange nach diesem Zeitpunkte verloren die Kriege zwischen England und Schottland ihren ursprünglichen Charakter; die Engländer suchten das schottische Land zu unterjochen, und die Schotten dagegen vertheidigten ihre alten Freiheiten mit wüthender Verzweiflung. In der Zeit, als Maria von Lothringen die Regentschaft für ihre minderjährige Tochter Maria Stuart führte, litten diese Gegenden in schrecklicher Weise durch die feindlichen Einfälle. Denn das protestantisch gewordene Volk Englands schonte nun selbst nicht mehr die Ländereien der Kirche, sondern behandelte sie eben so streng, wie die Besitzungen der Weltleute. Endlich gab der Friede von 1530 einige Ruhe und die Dinge fingen wieder an, allmählich auf den vorigen Fuß zurückzukehren.

Nicht fern von dem genannten Dorfe erblickte man einen einsamen Thurm, etwas größer wie diejenigen, welche in dem Dorfe standen; er lag nebst einigen elenden Hütten auf einem schönen freien Hügel, der sich in der Schlucht eines engen Thals erhob, und wurde der Thurm von Glen-



dearg genannt. Der einsame Thalgrund mit seiner abgeforderten und versteckten Lage war nicht frei von aller Schönheit. Auf beiden Seiten des Flusses zog sich ein grün bewachsener Moor hin; zwischen engen Grenzen eingeschlossen, glitt ein kleiner Bach frei tanzend durch das schmale Thal und ergoß sich in einen hellen See; in steiler Richtung erhoben sich über die kleine Ebene einzelne Felsenberge. Die ganze Gegend hatte den Namen „das rothe Thal“ erhalten, nach der purpurnen Farbe des Haidekrautes, womit die Felsen bewachsen waren. Hier sollte sich auch der fabelhafte braune Mann der Sümpfe, ein Sohn der nördlichen Zwerge, zuweilen sehen lassen; eben so die schottischen Feen, ein wunderliches, reizbares Geschlecht, das sich zuweilen wohlgesinnt, aber öfter gehässig gegen die Menschen zeigte. Ein ganz besonderer Schauer lag auf dem kleinen Thalgrunde, auf welchem sich der Thurm von Glendearg befand.

Simon Glendinning, der frühere Bewohner des Thurmes, rühmte sich, mit der alten Familie der Glendonwyne, auf der westlichen Seite des Landes, verwandt zu sein. Wenn er an den Herbstabenden am Feuer saß, so erzählte er von den Thaten seiner Familie, zu welcher auch der tapfere Graf von Douglas zählte. Dabei legte er ein altes Schlachtschwert, das seinen Vorfahren gehört hatte, auf seinen Schooß. Als ein Lehnsmann der friedlichen Mönche von Sanct Maria, der er, durch die Umstände bewogen, geworden war, sah er sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, unter den Truppen des Klosters einen unglücklichen Feldzug mitzumachen, der sich durch die Schlacht bei Pinkie endigte.

Die Vasallen der Kirche waren nämlich nur selten verpflichtet, unter den Waffen zu erscheinen und besaßen gewöhnlich ihre Pachtungen in sicherer Ruhe. Ihre Wohnungen befanden sich in einem gewissen ländlichen Zustande. Jedes kleine Dorf hatte einige Thürmchen mit Befestigungen und Seitenmauern, die gewöhnlich mit zwei hervorspringenden Ecken und Schießlöchern versehen waren. Das Innere der Häuser war ärmlich, denn man versah sich nicht mit solchen Dingen, welche die Habsucht der Räuber hätte reizen können. Doch erhielten die Lehnsleute durch ihr bestelltes Land reichliches Brot; auch brauten sie Bier und ihre Heerden lieferten

ihnen Rind- und Schaffleisch. An Brennmaterial fehlte es ebenso wenig; denn die Mooregegenden lieferten Torf und die abgenutzten Waldungen die Ueberreste von Baumstämmen zur Feuerung. Ueberdies genossen auch diese Lehnsleute der Klostergüter manche Gelegenheit, etwas zu lernen, die Mönche standen mit ihnen in gutem Vernehm, und sogar in einem vertraulichen Verhältniß mit den Familien der bessern Klasse.

Der Hauptzweck dieses Nationalkrieges war der, die Verbindung der unmündigen Königin Maria mit dem Sohne des protestantischen Heinrich VIII. zu verhindern; an diesem Streite nahm daher die katholische Geistlichkeit den größten Antheil, und die Mönche hatten ihre Lehnsträger zusammenberufen. In allen diesen Kriegen fehlte es jedoch den Schotten an guten und geübten Feldherren. Durch ihren unbefonnenen Muth ließen sie sich fast immer verleiten, sich blindlings in den Kampf zu stürzen, ohne ihre Lage gehörig zu würdigen, und so erlitten sie häufig Niederlagen. In der unglücklichen Schlacht bei Pinkie sanken 10,000 Mann in den Staub; unter ihnen befand sich auch Simon Glendinning aus dem Thurm von Glendearg.

Als die traurige Nachricht von der verlorenen Schlacht durch Schottland lief, befand sich Simons Wittve, Elisabeth Brydone, mit einigen Knechten und den Wittwen der in der Schlacht gefallenen Diener ganz allein in dem Thurm von Glendearg. Es entstand eine allgemeine Trostlosigkeit. Die englischen Truppen überschwemmten das Land und vertrieben die Mönche aus ihren Abteien; der Protector Somerset bildete ein festes Lager unter den Trümmern des alten Schlosses von Roxburg und nöthigte die umliegenden Landschaften, ihm Tribut zu zahlen; die wenigen Barone, die sich ihm nicht unterwerfen wollten, zogen sich in die rauhesten Gegenden des Landes und überließen ihre Güter den zornigen Engländern, welche Truppen-Abtheilungen gegen die Widerspenstigen ausfendeten.

Unter diesen abgesandten Truppen befand sich auch ein kleiner Haufe unter dem Befehle des englischen Kapitäns Stawarth Bolton, eines rauhen aber tapfern und großmüthigen Mannes. Als Elisabeth Brydone ein Duzend bewaffneter Reiter durch das Thal traben sah, an ihrer Spitze

einen Mann in scharlachrothem Mantel und glänzender Rüstung, wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich außerhalb des eisernen Gitterthors verfügte, um den Engländern entgegen zu gehen und ihnen ihre verlassene Lage zu schildern. Sie war mit einem langen Trauerschleier bedeckt und führte an jeder Hand einen ihrer Söhne. Mit wenigen Worten setzte sie ihre Absicht auseinander und fügte dann hinzu, daß sie sich ergeben müsse, weil sie keine Mittel zum Widerstande besäße.

„Man soll nicht sagen, daß ein braver Soldat Nahrung von einer trauernden Wittve annimmt,“ entgegnete der Engländer; „vorwärts, Kameraden! doch halt! meine Leute streifen in dieser Richtung umher und müssen ein Zeichen haben, daß sie wissen, Ihr steht mit Eurer Familie unter meinem Schutz; gib mir einmal Deine Mütze, kleiner Bursche!“ sagte er zu dem ältesten der Knaben, der 9 bis 10 Jahre alt sein mochte.

Stawarth Bolton nahm hierauf ein gesticktes rothes Kreuz von seinem Varet, heftete es an den Rand der Mütze des Knaben und sagte dann zur Mistreß, dies sei das Zeichen, welches sie vor jeder Zudringlichkeit der Freibeuter schützen würde. Er setzte dann dem Knaben die Mütze wieder auf; aber dieser, dem die Augen vor Zorn funkelten, riß sie sogleich wieder herunter und warf sie in den Bach. Der andere Knabe lief schnell hin, fischte sie wieder heraus, nahm das Kreuz ab, küßte es und steckte es in den Busen.

„Was wolltest Du damit sagen, daß Du das rothe Kreuz des heiligen Georg wegwarfst?“ fragte der erstaunte Engländer den älteren Knaben.

„Der heilige Georg ist ein südlicher Heiliger!“ versetzte der Knabe verdrießlich.

„Gut,“ sagte Stawarth Bolton und wendete sich dann an den jüngern Bruder mit der Frage: „Was meinstest Du damit, daß Du es wieder aus dem Bache holtest?“

„Der Priester hat gesagt, es sei das allgemeine Zeichen des Heils für alle frommen Christen.“

„Sehr gut!“ sagte der Anführer der Engländer; „ich versichere Euch, Mistreß, daß ich Euch um diese Knaben beneide. Gehören sie Euch Beide?“

Halbert Glendinning, der ältere der Knaben, hatte rabenschwarzes Haar und große feurige Augen. Eduard, der jüngere Bruder, hatte blondes Haar und blaue Augen und war von zartem Körperbau.

„Ja, Herr, es sind Beide meine Kinder!“ antwortete die Mutter mit liebevollem Blick auf die Knaben.

„Ihr habt in der That zwei schöne Knaben,“ fuhr Stawarth fort; „ich wollte, ich könnte einen von Euch borgen; denn ich lebe mit Frau Bolton in kinderloser Ehe auf unserm Schlosse. Wer von Euch Beiden will wohl mit mir ziehen, Ihr Kinder?“

„Ich gehe nicht mit Euch, denn Ihr seid ein falscher Mann aus dem Süden; Ihr gehört zu den Männern, die meinen Vater erschlagen haben, sobald ich aber erst meines Vaters Schwert führen kann, will ich mit Euch auf Tod und Leben kämpfen;“ sagte der kühne Halbert.

„Nun, mein kleiner Tollkopf,“ sagte Stawarth, „mir scheint, als würde die Sitte, auf Tod und Leben zu kämpfen, nicht sobald abkommen. Aber willst Du mit mir kommen, mein niedlicher Blondkopf, und auf einem Steckenpferdchen reiten?“

„Nein,“ antwortete Eduard nach einer Pause, „denn Du bist ein Reiter.“

„Da hast Du Recht,“ sagte Stawarth Bolton. „Ich sehe wohl, Frau, daß ich bei Euch keine Rekruten für meine Truppen finde, und doch beneide ich Euch um diese beiden Knaben. Sergeant Britson, Du bleibst, bis Du abgerufen wirst und beschüttest diese Familie, die unter meiner Obhut steht! Thue ihr nichts zu Leide und laß ihr nichts zu Leide thun; dafür bist Du verantwortlich. Britson ist verheirathet,“ fuhr er, zu der Frau gewandt, fort, „er ist außerdem alt und zuverlässig. Zu essen mögt Ihr ihm geben, so viel er haben will; aber beim Trinken haltet ihn in Zaum!“

Frau Glendinning bot dem Fremden noch ein Mal Erfrischung an, im Grunde ihres Herzens aber war sie voll Angst, daß der Engländer ihr

die Knaben, die ihm so zu gefallen schienen, am Ende doch entführen könnte. Sie hielt sie so fest wie möglich an der Hand, als ob sie hätte helfen können, wenn man Gewalt gebraucht hätte. Mit unverhohlener Freude sah sie endlich den kleinen Trupp Reiter das Thal hinabziehen.

Stawarth Bolton, der ihre Empfindungen wohl bemerkt hatte, sagte beruhigend zu ihr: „Wer die wenigsten Kinder hat, der hat die wenigsten Sorgen, und ein vernünftiger Mann nimmt sich nicht Kinder aus einem fremden Hause. Lebet wohl, Frau, und wenn der schwarzäugige Dube fähig ist, einen Kriegszug nach England zu machen, so sagt ihm, daß er die Weiber und Kinder schonen soll, um Stawarth Boltons willen!“

„Gott sei mit Euch, tapferer Engländer,“ sprach Elsbeth Glendinning, als er sein Roß spornete, um seine Truppen einzuholen. Bald sah sie seinen wehenden Federbusch und seine glänzende Rüstung bei der Krümmung des Thals verschwinden.

„Mutter!“ sagte der Ältere der Knaben, „Du hast für einen Mann aus dem Süden gebetet, und ich kann nicht Amen dazu sagen.“

„Ist es Unrecht, für einen Ketzer zu beten?“ sagte der Jüngere.

„Das weiß Gott allein, zu dem ich bete,“ antwortete Elsbeth; „aber die beiden Wörter „südlisch“ und „kezerisch“ haben Schottland schon 10,000 der bravsten und besten Bewohner gekostet; mir kosten sie einen Gemahl und Euch einen Vater; ich will nichts wieder davon hören, weder im Guten noch im Bösen. Folgt mir nach dem Thurm!“ sagte sie darauf zu Britson; „was wir haben, soll Euch zu Diensten stehen.“

Durch das ganze Besitztum des Klosters zur heiligen Maria und die benachbarte Gegend verbreitete sich die Nachricht, Mistrefß Glendinning hätte Schutz und Sicherheit von einem englischen Hauptmann erhalten; ihr Vieh sei nicht weggetrieben, ihr Vorrath nicht verbrannt worden.

Diese Nachricht gelangte auch zu einer Dame, welche zwar in höherem Range als Elsbeth Glendinning stand, aber doch durch das nämliche Schicksal in Unglück gestürzt worden war. Sie war die Wittve des tapfern Kriegers Walter Avenel, und stammte von einer sehr alten Familie, die ehemals große Güter besessen hatte. Obgleich diese Güter schon

lange Zeit in andere Hände übergegangen waren, besaßen die Avenels doch noch eine bedeutende Baronie in der Nähe des Klosters und auf derselben Seite des Flusses, wo das kleine Thal von Glendearg mit dem Thurme lag.

Avenel war einer der Ersten, die eine kleine Macht um sich sammelten, nachdem sich Schottland von den furchtbaren Folgen der Schlacht von Pinkie erholt hatte. Er fiel aber im Kampfe und die Nachricht von seinem Tode gelangte gleichzeitig mit der, daß ein Trupp Engländer im Anzuge sei, nach dem väterlichen Hause. Die unglückliche Dame vermuthete zu gleicher Zeit, daß man die Ländereien von Avenels Wittve zum abschreckenden Beispiel plündern wollte. Sie wußte keine bessere Zuflucht, als die ärmliche Hütte eines Schäfers, die zwischen den Hügeln lag.

Hierhin wurde sie mit ihrer jungen Tochter von den erschrockenen Dienstleuten geführt. Das Weib des Schäfers, Tibb Tacket, welche in bessern Zeiten ihre Kammerfrau gewesen war, nahm sie voll Treue und Liebe auf. Erst als der tiefste Gram vorüber war, erkannte die Lady ihr volles Elend.

„Wir sind Bettler und weiter nichts,“ sagte der Schäfer Martin zu seiner Frau, verzweiflungsvoll die Hände ringend; „die schändlichen Räuber haben uns auch nicht eine Klaue von unserem gesunden Vieh zurückgelassen.“

„Ich wünschte, wir wären Alle todt,“ versetzte die Frau; „ich sehe nicht, was wir nun anfangen wollen. Wir, Martin, können dem Elende wohl Trost bieten durch Arbeit und Entbehrung; aber was soll aus der Lady werden?“

Sie führten die Unterhaltung ganz offen, denn die Lady zeigte durch ihr bleiches Aussehen und ihre erloschenen Augen, daß sie keinen Antheil an der Umgebung nahm.

„Es giebt noch ein Mittel,“ sagte der Schäfer; „ich weiß aber nicht, ob sich die Lady dazu verstehen wird. Ein Schurke aus dem Süden hat Glendinnings Wittve eine Sicherheitswache gegeben, so daß sich kein Mensch ihrer Wohnung nähern darf. Wenn sich nur die Lady entschließen

könnte, ihre Zuflucht bis auf bessere Zeiten zu Elisabeth zu nehmen, das würde ja eine Ehre für Elisabeth sein.“

„Ich gehe nach dem Thurm,“ sagte die Wittve Avenels, welche sich plötzlich in das Gespräch mischte; „Frau Elisabeth ist von guter Herkunft, eine Wittve und die Mutter von Waisen; sie wird uns einen Platz in ihrem Hause einräumen.“

Man packte darauf die kleine Habe zur Reise ein. Ein altes Roß, das den Plünderern zu schlecht gewesen war, um es mitzunehmen, wurde bestimmt, die kleinen Bündel zu tragen. Als das Thier auf die Pfeife seines Herrn herbeikam, fand man jedoch, daß es vom Pfeil eines Freibeuters leicht verwundet war. Die Wanderschaft begann am letzten October. Die flüchtende Familie machte sich auf den Weg. Marie Avenel, ein niedliches kleines Mädchen, ritt zwischen zwei Packeten von Betten auf dem Roß; Lady Avenel schritt an der Seite des Thieres, Tibbie hielt den Zaum und der alte Martin ging voraus, sich nach dem Wege umzuschauen.

Nachdem man zwei bis drei Meilen zurückgelegt hatt, wurde Martins Geschäft schwieriger, als er geglaubt hatte. Die Strecke von Haideplätzen, die ihm bekant waren, zogen sich nach Westen hin, und um das kleine Thal von Glendearg zu erreichen, mußte man sich in entgegengesetzter Richtung halten. Martin war zwar sicher, diese Richtung eingeschlagen zu haben, sah aber doch ein, daß er den rechten Weg nach dem Thal verfehlt hatte. Ueberdies war es schwierig, über die Moräste zu kommen. Mit jedem Schritt wurde der Boden unsicherer; nachdem jedoch einige gefährliche Stellen zurückgelegt waren, mußte man sich zum Weitergehen entschließen, weil das Umkehren mit derselben Gefahr verknüpft war. Endlich kam sie an eine Stelle, wo der Führer gänzlich unsicher wurde. Rings umher zeigte sich zerrissenes Haideland, mit zähem Moorboden untermischt. Nach einigem Nachdenken ergriff Martin selber den Zaum des Thieres und leitete es auf die festesten Stellen.

Schagram stuzte jedoch, legte die Ohren an, streckte die Vorderfüße aus und zog die Hinterfüße dicht heran, so daß man ihn nicht einen Schritt

von der Stelle bringen konnte. Der alte Martin wußte nicht, ob er das Pferd mit Gewalt zwingen oder ihm seinen Willen lassen sollte.

Sein Weib meinte, Schagram sähe wahrscheinlich mehr als sie selber. Plötzlich rief das Kind: „Die gute Dame zeigt uns den Weg nach dem Thore!“

Alle schauten nach der Richtung, welche das Kind mit der Hand andeutete; sie sahen aber nichts als einen aufsteigenden Dunst, den Martin für einen Nebel hielt, wodurch ihre Lage nur noch schlimmer werden mußte. Er versuchte das Pferd anzutreiben; aber das Thier wollte durchaus nicht in der Richtung weiter, wohin es gelenkt wurde.

„So gehe Deinen Weg und laß sehen, was Du für uns thun kannst!“ sagte er endlich.

Als Schagram sich selbst überlassen war, schlug er die Richtung ein, welche das Kind angedeutet hatte. Das Roß brachte wirklich Alle glücklich durch; dies war nichts Wunderbares, denn zu den seltsamen Eigenschaften dieser Thiere gehört bekanntlich die Geschicklichkeit, selbst durch Sümpfe ihren Weg zu finden. Viel merkwürdiger war es, daß das Kind zu wiederholten Malen von der schönen Frau sprach, welche ihnen den Weg gezeigt hätte, den Schagram jetzt einschlug.

Als sie sich auf festerem Boden befanden, erkannte Martin gewisse Zeichen auf den benachbarten Hügeln, wonach er den Weg leicht finden konnte; es währte nur noch kurze Zeit, bis sie an dem Thurm von Glendearg standen.

Als die arme Lady von Avenel die kleine Festung erblickte, fiel ihr das ganze Unglück ihres Schicksals auf das Herz. Sie, die in der Kirche, an öffentlichen Dertern von der Gattin des Lehnsmanns stets als die Gemalin eines kriegerischen Barons mit der tiefsten Achtung behandelt worden war, sollte jetzt ihren Stolz so demüthigen, daß sie dieselbe Wittwe des Lehnsmanns um Aufenthalt und Unterhalt in ihrem Hause bitten mußte. Martin errieth ihre Gedanken und ermunterte sie mit einem Blicke, ihren Entschluß nicht aufzugeben. Mit dem Ausdruck des nieder-



gekämpften Stolzes sagte sie zu ihm: „Wenn ich allein wäre, so könnte ich sterben, aber um dieses Kindes willen . . .“

„Recht, Mylady!“ fiel ihr Martin ins Wort, „ich werde sogleich Frau Elsbeth auffuchen.“

Elsbeth Glendinning fühlte aufrichtiges Mitleid mit einer Dame, deren Schicksal dem ihrigen ähnlich und fast noch trauriger war. Sie nahm die unglücklichen Wanderer mit Achtung und Liebe auf und bat sie, so lange wie nöthig, oder so lange, wie es ihnen gefiele, in Glendearg zu bleiben.

## Zweites Kapitel.

Die Gegend wurde ruhiger und die Lady wäre gern in die Wohnung ihres Gemals zurückgekehrt; aber dies stand nicht mehr in ihrer Gewalt.

Julian Avenel, der jüngere Bruder des verstorbenen Walter, hatte sich kein Bedenken daraus gemacht, seines Bruders Wohnung und Besizthum für sich zu nehmen, sobald die Engländer abgezogen waren. Anfänglich hatte er das Eigenthum in dem Namen seiner Nichte besetzt, als aber die Lady mit ihrem Kinde in das väterliche Haus zurückkehren wollte, machte er ihr bemerkbar, Avenel sei ein Mannslehn und müsse daher, anstatt auf die Tochter, auf den Bruder des letzten Besitzers übergehen.

Die Wittwen Walters von Avenel und Simons Glendinning hatten sich inzwischen gegenseitig lieb gewonnen und würden sich nur ungern getrennt haben. Martin und seine Frau dienten der Familie in verschiedenem Sinne und gehorchten beiden Frauen, obgleich sie sich eigentlich als Diener der Lady Avenel betrachteten. Allmählich vergaßen die Bewohner des einsamen Thals die Welt jenseits der Berge und nur wenn Alice von

Uvenel an den hohen Festtagen die Messe in der Klosterkirche hörte, dachte sie daran, daß sie ehemals mit den stolzen Frauen der Barone und Adligen der Nachbarschaft gleichen Rang gehabt hatte.

Die Familien hatten schon beinahe drei Jahre zusammen gelebt, als sie sich am Vorabend Allerheiligen in der alten Halle des Thurms von Glendearg beim lodernnden Feuer vereinigt sahen. Damals lebte die Herrschaft und ihre Diener ungetrennt. Das einzige Unterscheidungszeichen bestand darin, daß die Herrschaft den obern Platz am Tische und die bequemste Stelle am Feuer inne hatte; auch in das Gespräch konnten sich die Diener achtungsvoll und freimüthig einmischen. Martin besserte das Hausgeräth aus und behielt dabei die drei Kinder wachsam im Auge. Alice von Uvenel saß bei einem eisernen Leuchter, der ein Licht von eigener Fabrik trug, und las einige Seiten aus einem mit starken Schließern versehenen Buche, das sie sorgfältig aufbewahrte. Dieses Buch machte ihre ganze Bibliothek aus, und nur in diesem übte sie die Kunst zu lesen, welche sie während ihres Aufenthaltes in einem Nonnenkloster erlernt hatte. Zuweilen, wenn das Getöse der spielenden Kinder die Lady unterbrach, sprach Elisabeth einen Verweis aus. Sie fragte, ob die Kinder, wenn sie Lärm machen wollten, sich nicht weiter entfernen könnten; sie drohte auch der kleinen Gesellschaft, sie zu Bett zu schicken. Darauf spielten die Kinder anfänglich in größerer Entfernung von der Gesellschaft und endlich verloren sie sich in die anstoßenden Zimmer, wo sie ohne Hinderniß spielen konnten. Plötzlich kamen die beiden Knaben bestürzt in die Halle zurückgelaufen und erzählten, in der Vorrathskammer stände ein Bewaffneter.

„Das muß Christie von Clinthill sein,“ sagte Martin, indem er aufstand, „was mag er aber um diese Zeit hier wollen?“

„Was kann er wollen?“ fragte Lady von Uvenel ängstlich, denn sie fürchtete diesen Mann, der zu dem Gefolge ihres Schwagers gehörte und zuweilen seine Aufträge in Glendearg überbrachte.

Alle begaben sich nach der Vorrathskammer. Halbert Glendinning hatte sich mit einem rostigen Schwert bewaffnet; der jüngere Bruder hielt das Buch der Lady in der Hand. Als sie Marien an der Thür des

Speisesaal trafen, verminderte sich ihre Angst. Sie schien ohne alle Furcht und Bestürzung zu sein. Man trat in das Gemach, welches zur Sommerzeit als Speisezimmer diente; aber Niemand war in demselben.

Als man die kleine Marie nach Christie von Clindhill fragte, erwiderte sie, sie habe ihn nicht gesehen, es sei ein bewaffneter Mann in dem Speisesaale erschienen und sie habe es Halbert und Eduard zugerufen, es sei aber nicht Christie gewesen, sondern ein stattlicher, vornehmer Mann mit einem glänzenden Brustharnisch, wie sie früher in Avenel gesehen habe; er hätte schwarze Augen, schwarzen Bart und schwarzes Haar gehabt und um den Hals mehre Perlschnüre getragen, die bis auf den Harnisch herabfielen; auf der linken Hand habe ein schöner Falke mit silbernem Glöckchen und einer rothseidenen Haube über dem Kopf, gefesselt.

Lady Avenel nahm die kleine Marie auf den Arm und trug sie schnell nach der Halle. Tibbie, die wohl merkte, welchen Eindruck des Kindes Erzählung gemacht hatte, kreuzte sich und lispelte Elisabeth ins Ohr: „Heilige Maria, schütze uns! das Kind hat seinen Vater gesehen.“

Als sie in die Halle kamen, sahen sie die Lady, welche ihre Tochter auf den Knien hielt und sie küßte. Dann stand sie auf und trat in das kleine Gemach, wo sie mit ihrem Kinde in dem nämlichen Bette schlief. Auch die Knaben wurden in ihre Kammer geschickt und nur die treue Tibbie und Frau Elisabeth, zwei vortreffliche aber geschwätzig Personen, blieben in der Halle zurück. Sie sprachen natürlicher Weise noch ferner über die seltsame Erscheinung, wodurch diesen Abend die Familie erschreckt worden war.

„Da das Kind am Allerheiligen-Abend geboren ist,“ sagte Tibbie, „so ist es wie jedes andere, nur nicht an diesem Abend; ich wüßte nicht, daß sie mehr gesehen hätte, als andere Leute, mit Ausnahme jenes Abends, als wir uns in dem Sumpfe verirrt hatten.“

„Und was hat sie denn außer den Wasservögeln in dem Sumpfe gesehen?“

„Sie hat eine weiße Frau gesehen, die uns den Weg zeigte, sonst wären wir gar nicht durchgekommen; Schagram wollte sich nicht von der

Stelle rühren, und Martin sagte, das Thier sei ihm im ganzen Leben noch nicht so widerspenstig vorgekommen.“

„Könnt Ihr gar nicht vermuthen, wer die weiße Frau gewesen sein mag?“

„Das ist ja bekannt, Frau Elisabeth, und wenn Ihr bei vornehmen Leuten gelebt hättet, wie ich, so würde Euch das nicht fremd sein. Die weiße Frau von Avenel ist im ganzen Lande bekannt; man sieht sie immer und hört sie weinen, wenn eines aus der Familie sterben soll, und dies können zwanzig Personen von dem Tode des Walter von Avenel bezeugen. Sie hat immer die Familie in Schutz genommen, wie man aus den alten Chroniken ersehen kann; so lange ich mich erinnere, hat sie aber für die Familie weiter nichts gethan, als daß sie uns aus dem Sumpfe errettete. Aber jetzt ist es Zeit, das Feuer auszulöschen und die Kohlen zu bedecken, wenn wir morgen noch die Gluth finden wollen.“

Bald darauf begaben sich die Frauen gleichfalls in das Schlafgemach. —

Die Gesundheit der Lady Avenel hatte seit dem Tode ihres Gemals sehr gelitten. Die wenigen Jahre hatten wie ein halbes Jahrhundert auf sie gewirkt und ihr die Frische ihrer Gestalt und ihre gesunde Gesichtsfarbe geraubt. Endlich wurde ihr Zustand bedenklich.

Frau Elisabeth, welche stets die Lady mit geistlichem Rath zu unterstützen suchte, schickte Martin ab, einen der Mönche vom Kloster der heiligen Maria zu bitten, daß er der Wittve Walters von Avenel die letzte Tröstung reichen möchte, da ihre Kräfte täglich mehr schwänden.

Als der Sakristan dem Abt meldete, daß die Wittve des verstorbenen Walters von Avenel in dem Thurm von Gleninning krank läge und den Beistand eines Beichtvaters verlangte, sagte der Mönch in stolzem Ton: „Wir erinnern uns des Walter Avenel sehr wohl, er war ein guter, tapferer Ritter, verlor sein Land und wurde von den Engländern erschlagen. Kann denn aber die Lady nicht zum Sakrament der Beichte selber hierher kommen? es ist ein weiter Weg und eine beschwerliche Reise.“

„Die Lady ist krank und kann nicht reisen,“ antwortete der Sakristan.

„So!“ sagte der Abt, „so besteige Deinen Gaul, Vater Philipp, und nimm der Dame Avenel die Beichte ab! Julian von Avenel führt ein schlechtes Leben und könnte unsere Besitzung verheeren, wenn wir die Wittwe seines Bruders vernachlässigten; am Ende müßten wir selber vor ihm die Flucht ergreifen; auch gehört es zu unserer Pflicht gegen eine alte Familie, die in früherer Zeit unserm Kloster Wohlthaten erwiesen hat. Mache Dich sogleich auf, Bruder!“

Nach diesen Worten ging der Abt nach dem Refectorium zurück, um seine begonnene Mahlzeit zu beendigen. Der Sakristan aber schickte sich an, den alten Martin nach Glendearg zurückzubegleiten. Ein Hinderniß der Reise war, das Feuer des gut gefütterten Maulthieres zu mäßigen, damit es mit dem mageren Schagram gleichen Schritt hielte.

Man erreichte endlich glücklich den Thurm und der Mönch blieb eine Stunde mit der Beichtenden allein. Als er darauf einige Erfrischungen in der Halle einnahm, zeigte er sich so verlegen, daß Frau Elsbeth in das höchste Erstaunen versetzt wurde. Sie äußerte darauf, die Lady könnte nur leichte Fehltritte begangen haben, denn sie hätte niemals ein besseres Weib gekannt; sie habe ihr auch zuweilen recht fromme Sachen aus einem dicken schwarzen Buche mit silbernen Schlössern vorgelesen.

„Laßt mich augenblicklich das Buch sehen! bei Eurer Pflicht als treue Vasallen, und bei Eurem Glauben als eine katholische Christin!“ sagte der Mönch heftig.

Durch die Drohungen und Befehle des Vaters Philipp eingeschüchtert, holte Frau Elsbeth das Buch. Dies geschah, ohne daß die Eigenthümerin es ahnte, denn sie lag, noch von der langen Unterhaltung mit ihrem Beichtvater erschöpft, auf ihrem Bette, und in das kleine Gemach, worin sich das Buch mit ihrem übrigen Eigenthum befand, führte eine besondere Thür.

Nachdem Elsbeth dem Mönche das Buch übergeben, und dieser darin geblättert hatte, rief er aus: „Bei meinem Orden! es ist, wie ich gedacht hatte. Schnell mein Maulthier! ich kann hier nicht länger verweilen. Du hast wohlgethan, Frau, das gefährliche Buch meinen Händen zu über-

geben. Es ist die heilige Schrift, aber in die gewöhnliche Sprache übersetzt, und darum darf sie, nach den Gesetzen der heiligen katholischen Kirche, den Laien nicht in die Hände gegeben werden.“

„Aber, guter Vater!“ sagte Elsbeth, „die heilige Schrift ist doch zu unser Aller Heil mitgetheilt worden. Ihr dürft meine Unwissenheit nicht übel nehmen, aber es scheint mir, als würde ich mich freuen, wenn ich die heilige Schrift lesen könnte.“

„Ich sage Dir, Elsbeth,“ erwiderte der Mönch, „das Wort tödtet, das heißt, der Text, der mit ungeschickten Augen gelesen wird, gleicht den starken Arzneien, welche nur nach Vorschrift des Arztes, dem Kranken gegeben werden dürfen. Solche Kranken genesen; aber diejenigen, welche die Arznei auf ihre eigene Hand nehmen, gehen durch sich selbst zu Grunde.“

„Ja, ja,“ sagte die arme Frau, „Euer Ehrwürden muß das am besten wissen.“

Vater Philipp nahm darauf Abschied von Frau Elsbeth, welche noch immer über seine Rede verwundert war, und sich im Geheimen Vorwürfe machte, daß sie das Buch ohne Wissen der Eigenthümerin weggenommen hatte.

Der Mönch machte einen schauerlichen Ritt. Die beiden Seiten des Thals traten so dicht an einander, daß die Schatten vom Westen sich bei jeder Krümmung des Flusses über das jenseitige Ufer erstreckten und es völlig verfinsterten. Die Wälder rauschten furchtbar in das Ohr des Mönchs, und es schien ihm, die Felsenmassen seien höher emporgewachsen, als sie ihm vorher vorgekommen waren. Vater Philipp freute sich daher, als er endlich das offene Thal des Tweed erreichte, und das enge Thal, wo ihn der Feind unbemerkt hätte überfallen können, hinter sich hatte. Er zog nun den Zaum an und brachte sein Thier in einen bequemen Schritt.

Behaglich schaute er in den vollen Mond, dessen Licht sich nun mit der Abenddämmerung mischte. Damals gab es noch keine so schönen Brücken, welche sich heut zu Tage über den Tweed wölben. Nur eine

befand sich in jener Gegend, deren Trümmer sich noch jetzt vorfinden. Es war eine besondere Brücke. Auf jeder Seite und an der schmalsten Stelle des Stromes war ein festes Gemäuer, in dessen Mitte sich auf einem Felsen eine Art Pfeiler erhob, der mit einer Ecke in den Strom hinausreichte und sich dann zu einer Art Thurm ausbildete. Der Brückenwärter, der von dem benachbarten Baron angestellt war, wohnte mit seiner Familie in dem zweiten und dritten Stockwerk des Thurms. Wenn die Zugbrücke aufgezo-gen war, so bildete der Thurm mitten im Strome eine Insel-festung.

Der Brückenwärter mußte von Jedem, der über die Brücke ging, eine kleine Abgabe erheben und es entstand nicht selten Streit zwischen ihm und den Reisenden. Am häufigsten gerieth er mit den Mönchen des Klosters der heiligen Maria in Uneinigkeit. Nach vielem Drängen war es den heiligen Männern endlich gestattet worden, von der Abgabe befreit zu sein. Als sie diese Befreiung aber auch für ihre zahlreichen Pilger verlangten, wollte der Wächter es nicht zugeben und wurde von seinem Herrn in diesem Widerstande bestärkt.

„Peter! guter Freund!“ rief der Sakristan mit lauter Stimme, „hörst Du denn nicht? es ruft Dich ja Dein Gevatter, Vater Philipp.“

Peter von der Brücke, wie er genannt wurde, hörte die Bitten und Drohungen des Mönches wohl, wollte sie aber nicht beachten. Vater Philipp begab sich endlich an das Ufer nach der Stelle der Furth, wo er den Uebergang für gefahrlos hielt.

Hier fand er unter einem Eichbaum ein weibliches Wesen sitzen, welches weinte und, die Hände ringend, auf den Strom hinblickte. Vater Philipp erinnerte sich, daß man im Kloster einen vornehmen Mann aus dem Hochlande erwartete, der die heiligen Reliquien verehren wollte. Dieses Mädchen konnte zu seiner Familie gehören und entweder wegen eines Gelübdes allein reisen, oder zufällig zurückgeblieben sein. Der Sakristan machte sich durch Zeichen verständlich, indem er erst nach dem Flusse wies und dann durch eine Bewegung auf sein Maulthier andeutete, das schöne Mädchen solle sich hinter ihm aufsetzen. Sie schien

ihn zu verstehen, denn sie stand auf und schwang sich mit Leichtigkeit auf des Esels Rücken, während der Mönch sich die größte Mühe gab, hinaufzukommen. Dem Esel schien die doppelte Last nicht zu gefallen, denn er sprang und bäumte sich und würde wahrscheinlich den Mönch abgeworfen haben, wenn ihn nicht das Mädchen im Sattel gehalten hätte. Endlich wurde das Maulthier zahmer, scheute sich nicht vor dem Wasser, sondern schritt mit vorgestreckter Nase schnell in die Furth hinein. Zum Schrecken des Mönchs zeigte sich aber die Furth sehr tief, so daß das Wasser in starken Wellen an dem Thier hinauffschlug.

Philipp verlor vollständig seine geringe Geistesgegenwart, als der Esel der Gewalt des Wassers nachgab und den Strom hinabschwamm. Obgleich die Gefahr augenscheinlich war, so begann das Mädchen zu singen und der erschrockene Mönch faßte einzelne Strophen ihres Liedes auf:

Wir schwimmen lustig, es scheint der Mond so hell!  
 Glänzend rauschet die Fluth, sie rauschet so schnell.  
 Die Wassergeister mit der Todesfackel Schein,  
 Sie erheben sich über das rauhe Gestein.  
 Wir ziehen vorbei, vorbei;  
 Hörst Du der Wassergeister dumpfes Geschrei?  
 Alle, die zu mir kommen zu dieser Stund,  
 Priester oder Lai, versinken in den Schlund.

Unterdessen war des Mönchs Kleid lose geworden, und indem er es zusammennehmen wollte, ließ er die Hand von dem Buche der Lady von Avenel, daß er in seinem Busen versteckt hatte. In demselben Augenblicke warf ihn seine Gefährtin aus dem Sattel, hielt ihn beim Kragen gepackt und tauchte ihn drei Mal tüchtig unter; erst als er dem Ufer so nahe war, daß er es mit leichter Anstrengung erreichen konnte, ließ sie ihn fahren. Als er am Ufer angekommen war, und sich nach seiner Gefährtin umblickte, war sie verschwunden. Der Mönch war in unbeschreiblichen Schrecken gerathen. Mit schwindelndem Kopf rannte er einige Schritte vorwärts, stieß gegen eine Mauer und fiel bewußtlos zu Boden. —

In der Klosterkirche der heiligen Maria war die Vesper vorüber.



Der hochwürdige Abt Bonifaz hatte in ruhigeren Zeiten seine Stelle würdevoll ausgefüllt, aber die große Aufregung, welche die Reformation in der katholischen Kirche bewirkt hatte, störte die Ruhe des Abts außerordentlich. Der scharfsichtige Prima von Sanct Andreas hatte die Mängel des Abts wohl erkannt und ihnen dadurch abgeholfen, daß er einen Mann von Kenntnissen als Unterprior in das Kloster sendete. Vater Eustachius wurde aber allmählich ein Schreckbild für den würdigen Abt und dieser wagte sich endlich kaum im Bette umzudrehen, ohne zu erwägen, was Jener davon denken würde.

Er hielt sich jedoch nur für verpflichtet, den Rath des Unterprioris in schwierigen Fällen einzuholen; daher hatte er es nicht für nöthig gehalten, ihn von der Sendung des Bruders Philipp in Kenntniß zu setzen. Als aber die Vesper herankam und dieser noch nicht erschienen war, wurde er ein wenig unruhig, um so mehr, da ihm noch andere Dinge schwer auf dem Herzen lagen. Er sah sich daher wider Willen genöthigt, den Vater Eustach zu bitten, sich nach dem Gottesdienst in seiner Wohnung einzufinden.

Der Abt Bonifaz saß in einem Lehnstuhl vor einem Feuer, welches drei große Holzblöcke in glimmende Kohlen verwandelte. Auf einem eichenen Tisch an seiner Seite standen die Ueberreste eines gebratenen Rapauns, den der Abt zum Abendessen verzehrt hatte, dabei eine Flasche trefflichen Bordeauxweins.

„Ich komme, um Euer Hochwürden zu melden, daß der heilige Vater aus dem Kloster herüberkommt,“ meldete Bruder Bennet.

„Er sei willkommen!“ sagte der Abt. „Nimm diese Dinge da weg! oder nein! lege noch ein Messer dazu, der heilige Vater könnte Hunger haben. Doch nein! nimm es weg! aber laß die Weinflaschen hier und bringe noch einen Becher!“

Der Laienbruder erfüllte diese Befehle in der Weise, wie es ihm angemessen schien; er nahm den Rest des Rapauns weg und setzte zwei Becher neben die Weinflaschen.

In dem Augenblick trat Vater Eustachius ein. Er war ein kleiner

hagerer Mann mit scharfen grauen Augen, die sich forschend auf Jeden richteten. Der Abt begann die Unterhaltung, indem er den Mönch er- suchte, sich niederzusetzen und einen Becher Wein zu trinken. Diese Höf- lichkeit wurde demüthig mit der Bemerkung abgelehnt, daß der Besperdienst bereits vorüber sei.

Der Abt hatte eben einen Becher, der ein halbe Pinte faßte, vor sich; durch die Bemerkung des Mönchs betroffen, ließ er jedoch das Ge- tränk unberührt stehen und brachte die Rede auf etwas Anderes. Er erzählte, der Primas habe ihm geschrieben, daß innerhalb der Kloster- grenzen nach kezerischen Personen nachgeforscht werden sollte, dann kam er auf den Streit mit dem Brückenwärter zu sprechen und wendete sich end- lich mit der Frage an den Vater:

„Du sagtest ja, Vater Eustachius, Du wolltest die Beweise prüfen, welche in Betreff des freien Uebergangs für die Pilger vorhanden wären?“

„Ich habe die schriftlichen Urkunden des Hauses nachgelesen,“ ent- gegnete Eustachius, „und darin finde ich alle Abgaben und Gefälle, die an der Zugbrücke zu zahlen sind, ausdrücklich erlassen und zwar nicht nur für die Geistlichen dieser Stiftung, sondern auch für jeden Pilger, der sein Gelübde in diesem Hause lösen will; ingleichen für den Abt Ailford und die Mönche des Klosters zur heiligen Jungfrau in Kennaquhair für jetzt und ewige Zeiten. Behauptet Euer Recht, hochwürdiger Vater, und zwei- felt nicht an dem Siege der guten Sache!“

Der Abt wollte seufzend etwas darauf erwidern, als er durch Ven- net's schnelles Eintreten unterbrochen wurde. Dieser berichtete, der Esel, auf welchem der Sakristan am Morgen ausgeritten, sei ledig in den Klosterstall, den Sattel unter dem Bauche, zurückgekehrt.

„Heilige Jungfrau!“ rief der Abt, „unser theurer Bruder ist unter- wegs verunglückt.“

Während der wirkliche Abt erstaunt und sprachlos dastand, gebot Eustachius, man solle eiligst die Glocken ziehen, die Brüder sollten Fackeln ergreifen, das Dorf aufbieten und nach dem Flusse eilen.

So hatte der jüngste Mönch in dem Kloster das angeordnet, was

der Abt hätte befehlen müssen. Ehe jedoch noch die Anordnungen des Vaters Eustachius zur Ausführung kamen, erschien der Sakristan selbst, der den ganzen Aufstand hervorgerufen hatte.

### Drittes Kapitel.

Der Sakristan trat vor seinen Abt, vor Frost und Furcht zitternd, von Wasser triefend und auf den Arm des freundlichen Klostermüllers gestützt.

Anfänglich war er nicht fähig, ein Wort zu sprechen, endlich nach verschiedenen vergeblichen Versuchen brachte er diese Worte hervor:

„Wir schwimmen lustig, es scheint der Mond so hell.“

„Wir schwimmen lustig?“ versetzte der Abt in unwilligem Tone; „dann habt Ihr eine schlechte Nacht zum Schwimmen gewählt und eine sehr unpassende Begrüßung für Euern Vorgesetzten.“

„Unser Bruder ist ganz außer sich,“ sagte Eustachius. „Was ist Euch denn begegnet, Vater Philipp? was fehlt Euch denn?“

„Die Wassergeister mit der Todesfackel Schein,“ fuhr der Sakristan fort, indem er den schwermüthigen Ton seiner Reisegefährtin nachzuahmen suchte.

„Die Wassergeister mit der Todesfackel Schein,“ wiederholte der Abt, der immer mehr in Erstaunen und Unwillen gerieth; „bei meiner Würde, der Mensch ist betrunken und kommt noch mit seinen tollen Gedanken zu uns. Vielleicht können Brod und Wasser diese Tollheit heilen.“

„Erlaubt, hochwürdiger Vater,“ sagte der Unterprior, „an Wasser fehlt es unserm Bruder nicht, aber, wie mich dünkt, rührt die Verwirrung in seinem Geiste mehr von dem Schrecken, als von einem Be-

tragen, das seines Standes unwürdig wäre. Wo hast Du ihn denn gefunden, Happer?"

„Ich wollte eben die Mühlenschleuse schließen, Ehrwürden, da hörte ich etwas neben mir grunzen. Ich dachte aber, es wäre eins von Fletchers Schweinen; denn Fletcher macht niemals sein Thor zu. Schon nahm ich meinen Knüttel auf die Achsel und wollte, vergeblich mir die heilige Jungfrau! wollte schon dahin schlagen, wo der Ton herkam, als ich ein Geschrei, wie von einem lebendigen Menschen hörte. Ich rief also meine Leute und siehe da, es war der Vater Sakristan, der naß und ohne Besinnung sich gegen die Wand unseres Backofens lehnte. Als er sich ein wenig erholt hatte, bat er, man möchte ihn zu Euer Hochwürden bringen; ich dachte, er hätte den Verstand verloren, aber hier fing er schon an, ein wenig vernünftiger zu werden.“

„Recht!“ sagte Bruder Eustachius, „Du hast ganz wohlgethan, Happer; gehe aber jetzt und überlege ein ander Mal reiflicher, ehe Du im Dunkeln zuschlagen willst!“

„Ich werde es mir zur Lehre nehmen,“ sagte der Müller, „und so lange ich lebe, keinen heiligen Mann mehr für ein Schwein halten.“

Darauf machte er eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

„Jetzt, da der Mann fort ist,“ sagte Vater Eustachius, „wirfst Du doch dem hochwürdigen Subprior sagen, was Dir eigentlich geschehen ist? Bist Du betrunken, Mensch, so sollst Du in Deine Zelle gebracht werden.“

„Wasser! Wasser! nicht Wein,“ murmelte der Sakristan mit erschöpfter Stimme.

„Wenn Du darüber klagst, so kann Dir Wein vielleicht dienlicher sein,“ sagte der Mönch, indem er dem Leidenden einen Becher reichte, den dieser zu seiner Stärkung sogleich ausleerte.

„Jetzt laßt ihn die Kleider wechseln,“ sprach der Abt, „oder bringet ihn lieber in das Krankenzimmer, denn es könnte unserer Gesundheit nachtheilig sein, wenn wir hier seine Erzählung anhören, während er wie eine Nebelwolke raucht und dampft.“

„Ich werde mir seine Abenteuer erzählen lassen,“ sagte Eustach, „und Euer Hochwürden dann Bericht erstatten.“

Er führte den Sakristan nach seiner Zelle und kehrte nach einer halben Stunde zum Abt zurück.

„Wie geht es mit Vater Philipp und wodurch ist er in diesen Zustand gelangt?“ fragte der Abt.

„Er kommt von Glendearg, hochwürdiger Herr,“ sagte Eustach, „und erzählt mir ein Märchen, wie ich es in diesem Kloster noch nicht gehört habe.“

Darauf berichtete er die Hauptzüge des Abenteuers, welches der Sakristan auf seinem Rückweg erlebt hatte; eine Zeit lang, fügte er hinzu, sei er der Meinung gewesen, mit dem Verstande des Sakristans sei es nicht ganz richtig, denn er habe in einem Athem gesungen, gelacht und geweint.

„Es ist doch immer wunderbar, daß es dem Teufel vergönnt war, die Hand an einen unserer geweihten Brüder zu legen.“

„Allerdings,“ sagte Vater Eustachius, „aber jedes Ding läßt sich noch auf eine besondere Weise erklären. Ich habe immer noch einigen Verdacht, daß Vater Philipp nicht ganz schuldlos ist, wenn ein böser Geist ihn durchnäste.“

„Wie?“ fragte Vater Bonifaz, „Du wirst doch nicht zweifeln, daß es schon in frühester Zeit dem Teufel vergönnt war, auch heilige und fromme Menschen zu kränken, wie z. B. den frommen Hiob!“

„Verhüte Gott, daß ich daran zweifeln könnte!“ erwiderte der Mönch, indem er sich bekreuzte. „Ich halte es jedoch für klug, eine Erklärung des Abenteuers anzunehmen, welche weniger wunderbar ist; so lange dies nämlich möglich ist. Dieser Müller hat eine Tochter; es wäre ja denkbar, daß unser Sakristan sie des Abends an der Furth traf, als sie von ihrem Oheim zurückkehrte und daß er sie aus Höflichkeit habe hinter sich aufsitzen lassen; nun kann ja wohl die Taufe von dem muthwilligen Mädchen herrühren.“

„Dann hätte er diese Fabel erfunden, um uns zu täuschen,“ sagte

der Subprior, vor Zorn erröthend, „die Sache soll streng untersucht werden. Vater Philipp soll nicht glauben, er könnte den Teufel vorschreiben, wenn er dumme Streiche begangen hat. Wir werden morgen das Mädchen vorfordern, verhören und bestrafen.“

„Das würde, wenn Euer Hochwürden erlauben, sehr unklug sein. Die Feinde der Kirche lauern jetzt auf jedes Gerücht, um unsern Lebenswandel zu beschimpfen; nicht dadurch, daß wir die Zucht im Kloster verschärfen, können wir das Uebel ausrotten, sondern wir müssen auch die Verbreitung des Aergernisses beschwichtigen. Ich glaube wohl, daß des Müllers Tochter von selber schweigen werde, und ihrem Vater, so wie dem Sakristan kann Euer Ehrwürden Stillschweigen gebieten.“

Am nächsten Tage fragte der Abt Bonifacius den Vater Philipp noch ein Mal in aller Strenge über die Ursache des Unfalls, den er in der vorhergehenden Nacht erlebt hatte. Der Sakristan blieb bei seiner Erzählung, ohne auch nur im geringsten davon abzuweichen; seine Antworten waren zwar theilweise ohne Zusammenhang, denn er mischte immer einzelne Stellen aus dem Gesange des Mädchens hinein. Der Abt sah wohl, daß hier etwas Uebernatürliches auf die Einbildungskraft des Sakristans eingewirkt haben mußte und gerieth endlich auf die Vermuthung, daß die Erklärung des Vaters Eustachius wohl natürlicher, aber doch nicht richtig sei. Die wunderbare Erzählung fesselte jedoch des Subpriors Aufmerksamkeit weniger, als die Entfernung des Buchs, welches der Sakristan aus dem Thurm von Glendearg mitgebracht haben sollte. Es war also wahrscheinlich, daß eine Abschrift der heiligen Schrift, in die Sprache des Volkes übersetzt, ihren Weg auf das Gebiet der Kirche gefunden hatte und in einem verborgenen Winkel der Klosterbesitzung aufgefunden worden war. Er war begierig, das Buch zu sehen, aber der Sakristan konnte diesen Wunsch nicht erfüllen, denn, so viel er sich erinnerte, hatte er es in dem Augenblick verloren, als das übernatürliche Wesen sich von ihm trennte. Vater Eustach ging selber nach dem Ort und suchte überall nach dem Buche, ohne daß seine Mühe belohnt wurde. Er kehrte nach der Abtei zurück und äußerte, das Buch müsse wohl in das Wasser gefallen sein,

denn er könnte nicht glauben, daß die wunderbare Sängerin mit der Schrift des heiligen Buches davongegangen sei.

„Mit Euer Hochwürden Erlaubniß,“ fuhr er zum Abt gewandt fort, „möchte ich doch die Sache genauer untersuchen. Ich will mich selber nach dem Thurm von Glendearg begeben und einmal sehen, ob ein Gespenst oder eine weiße Frau auch meine Reise zu unterbrechen wagen wird. Geben mir Euer Hochwürden dazu die Erlaubniß?“ Die letztere Frage stellte er in einem Tone, der deutlich verrieth, daß er kein großes Gewicht darauf legte.

„Du hast meine Erlaubniß und meinen Beifall, mein Bruder,“ entgegnete der Abt.

Raum hatte aber Eustach das Zimmer verlassen, als Bonifaz in den äußersten Zorn gegen den Unterprior gerieth und den Wunsch aussprach, irgend ein böser Geist mit grauen, schwarzen oder weißen Haaren möchte ihm eine solche Lehre geben, daß er sich künftig nicht wieder anmaßte, klüger als das ganze Kloster zu sein.

„Ich wünschte ihm keine bessere Lehre,“ sagte der Sakristan, „als daß die Geister mit ihm den Fluß hinabschwimmen und daß er die Wassergeister von nächtlichen Krähen und Eulen umschwärmt hinter sich erblicke.“

„Wir schwimmen lustig, es scheint der Mond so hell!  
Die Wassergeister mit des Todes Fackelschein,  
Sie erheben sich über das rauhe Gestein.“

„Bruder Philipp,“ sagte der Abt, „wir ermahnen Dich, Dein Gebet zu verrichten und den thörichten Gesang, den Trug des Teufels, ganz aus Deiner Seele zu verbannen, Du wirst nun nachgerade unerträglich; ich bin überzeugt, daß eine Hexerei über ein fromme Person und in einem kirchlichen Hause nicht stattfinden kann, wenn nicht die Person eine schwere Sünde begangen hat. Sprich daher die sieben Bußpsalmen, geißele Dich, lege das härene Kleid an, entbehre drei Tage lang der Nahrung außer Wasser und Brod! und ich selber will Dich zur Beichte vernehmen und dann wollen wir sehen, ob der singende Teufel nicht ausgetrieben werden soll.“

Der Sakristan stieß einen tiefen Seufzer aus; da er aber wußte, daß Vorstellungen gegen diese Verordnung nichts helfen könnten, so zog er sich in seine Zelle zurück, um zu versuchen, ob er durch Psalmen den Gesang aus seinem Gedächtnisse verschrecken könnte.

Vater Eustachius war unterdessen auf seinem Wege nach dem Thal von Glendearg bis zur Zugbrücke gekommen und es gelang ihm, in einem kurzen Gespräch den rohen Wächter zur Nachgiebigkeit zu überreden. Nachdem er die Streitigkeit zwischen dem Brückenwärter und dem Kloster zum Heile des Letzteren geschlichtet hatte, setzte er seine Reise fort.

Ein Novembernebel lag auf dem Thal, durch welches der Mönch langsamen und sicheren Schrittes dahin ritt. Die Jahreszeit und die Umgebung erweckte jedoch ein Gefühl der Schwermuth in ihm. [Tief und gedämpft murmelte der Strom, als ob er den Abschied des Herbstes betrauerte. Die am Ufer zerstreut stehenden Gebüschzeigten ihre Blätter in rothgelber Farbe und nur die der Eiche hatten noch ein blasses Grün behalten. Die Blätter der Weide waren von den Zweigen zu Boden gefallen und wurden von der spielenden Luft aufgestört oder rauschten unter dem Tritt des Maulthiers. Die übrigen Bäume, welche noch im Besitze ihrer Blätter waren, schienen doch durch denselben Wind bedroht. Der Mönch versank in tiefes Nachsinnen.

„Hier,“ sagte er, durch die herbstlichen Sinnbilder zu einem Vergleich angeregt, „hier liegen die Hoffnungen der ersten Jugend, die so reizend im Frühling glänzen, um im Winter verächtlich zu erscheinen.“ Zudem er auf das verwiterte Laub der Buche hinschaute, fuhr er fort: „Und ihr gleicht den stolzen Plänen des kühnen Mannes, die später entstehen und länger im Gemüth verbleiben, bis auch zuletzt der Greis ihre Eitelkeit erkennt. Es dauert nichts, als die Blätter der harten Eiche, die erst nach derhalben Sommerszeit hervorbrechen, wenn die übrigen Bäume des Waldes schon lange belaubt sind. Aber wenngleich sie noch Spuren der Lebenskraft vermuthen lassen, sind sie ebenfalls schon welk und dürr. So ergeht es auch mir. Die glänzenden Hoffnungen meiner Jugend habe ich abgeworfen, wie diese rauschenden Blätter und auf die stolzen



Träume meiner Mannesjahre schaue ich wie auf längst entschwundene glänzende Schattenbilder zurück; aber so lange ich lebe, sollen meine religiösen Gelübde, meine Treue an die Kirche dauern.“

Während er, in Gedanken versunken, weiter ritt, schien es ihm wiederholentlich, als ob sich die Gestalt eines klagenden Weibes in weißer Kleidung auf seinem Wege zeigte. Die Erscheinung war jedoch nur immer vorübergehend, und wenn er fester nach dem Punkte hinschaute, fand er, daß ein anderer Gegenstand ihn getäuscht hatte. Seiner Ordensregel treu, sprach er andächtige Gebete und wurde nicht mehr durch die Vorspiegelungen seiner Einbildungskraft gestört, bis er an den Mauern der kleinen Festung von Glendearg ankam.

Frau Glendinning stand gerade am Thor und stieß einen Ruf freudigen Erstaunens aus, als sie den frommen Vater erblickte.

„Martin, Rasper!“ rief sie, „wo seid Ihr denn? helft doch dem ehrwürdigen Herrn Unterprior vom Esel und nehmet ihm das Thier ab! O, frommer Vater, Gott hat Euch in unserer Noth gesandt, denn ich war eben im Begriff, einen berittenen Mann nach dem Kloster zu schicken; obgleich ich mich schämte, Euch so viel Beschwerden zu verursachen.“

„Unsere Beschwerde kommt nicht in Betracht, gute Frau,“ sagte Vater Eustachius, „worin kann ich Euch dienen? Ich kam hierher, um die Lady von Avenel zu besuchen.“

„Das ist schön,“ sagte Elisabeth, „denn ihretwegen gerade wollte ich Euch holen lassen; die gute Lady wird schwerlich den heutigen Tag überleben. Wollt Ihr Euch in ihr Gemach verfügen?“

„Hat sie nicht schon bei Vater Philipp gebeichtet?“ fragte der Mönch.

„Freilich,“ erwiderte Frau Glendinning, „ich wünschte aber doch, die Beichte wäre vollständiger gewesen; mir schien Vater Philipp so wunderlich auszufehen, auch nahm er ein Buch mit sich;“ hierbei stockte sie.

„Sprecht, sprecht nur weiter, Frau Glendinning,“ sagte der Vater, „gegen uns braucht Ihr kein Geheimniß zu haben.“

„Ich will auch Euer Ehrwürden nichts verschweigen; ich fürchte aber,

die Lady um Eure gute Meinung zu bringen und sie ist doch eine so treffliche Frau. Monate und Jahre lang lebt sie nun schon hier in dem Thurm und hat sich stets höchst musterhaft aufgeführt; aber sie wird sich ja ohne Zweifel gegen Euer Ehrwürden erklären.“

„Ich wünschte es aber doch zuerst von Euch zu erfahren, Frau Glendinning,“ sagte der Mönch, „ich wiederhole es nochmals, daß es Eure Pflicht ist, mir Alles zu sagen.“

„Das Buch, welches Vater Philipp von Glendearg mit sich nahm, ist uns diesen Morgen auf eine merkwürdige Weise wieder zurückgestellt worden,“ sagte die Frau.

„Was, wieder zurückgestellt?“ fragte der Mönch.

„Wie? das mögen die Heiligen wissen, doch wir haben es wieder. Der alte Martin, der Tagelöhner und Diener der Lady, trieb die Kühe auf die Weide — wir haben drei gute Milchkühe, Dank dem heiligen Kloster, ehrwürdiger Vater.“

Der Mönch seufzte vor Ungeduld; er bedachte aber, daß diese Frau mit einem Kreisel zu vergleichen sei, der endlich von selber zu stehen kommt, wenn man ihn unberührt sich drehen läßt, der aber ohne Ende weiter schwingt, sobald man ihn mit der Peitsche antreibt.

„Wir wollen nicht weiter von den Kühen reden, ehrwürdiger Herr, obgleich sie ganz prächtiges Vieh sind, die jemals in einem Stalle gestanden haben. Ich sage also, der Tagelöhner trieb die Thiere aus und meine Söhne, der Halbert und der Eduard, die Euer Ehrwürden am Festtage in der Kirche gesehen haben — Ihr habt dem Halbert ja die Hände auf das Haupt gelegt und ein Heiligenbild geschenkt, das er immer bei sich trägt und auch die kleine Maria Avenel, das ist nämlich die Tochter der Lady, sie alle liefen hinter dem Vieh her und sprangen auf dem Weideplatze herum, wie solche Kinder zu thun pflegen. Endlich kam ihnen der Martin mit den Kühen aus ihrem Gesicht und sie liefen nun auf einen kleinen Hügel, wo sich eine Art Brunnen befindet und was erblickten sie hier? Eine weiße Frau saß, die Hände ringend, an der Seite des Brunnens. Die Kinder erschrafen, die fremde Frau hier sitzen zu

sehen, aber Halbert, der zu Pfingsten 16 Jahre wird und der sehr muthig ist, trat näher an sie heran, doch siehe, da war sie fort.“

„Schämt Euch, gute Frau,“ sagte Vater Eustachius, „eine Frau von Eurem Verstande wird doch nicht solche Märchen glauben? es ist weiter nichts, als daß das junge Volk Euch eine Lüge aufgebunden hat.“

„Nein, mein Herr, es war mehr als eine Lüge,“ sagte die gute Frau, „denn sie haben mich niemals im Leben belogen und außerdem muß ich Euch sagen, daß sie an der Stelle, wo die weiße Frau gefessen hatte, das Buch der Lady Avenel fanden, und es in den Thurm zurückbrachten.“

„Das ist wenigstens sonderbar,“ sagte der Mönch; „kenntet Ihr keine anderen Schriften und Bücher innerhalb dieses Hauses?“

„Nein, ehrwürdiger Herr,“ antwortete Elisabeth, „es kann auch Niemand hier lesen, was sollte es hier?“

„Ihr seid also gewiß, daß es das nämliche Buch ist, welches Ihr Vater Philipp gab?“ fragte der Mönch.

„So gewiß, wie ich jetzt mit Euer Ehrwürden spreche.“

„Das ist merkwürdig, sehr merkwürdig,“ sagte der Mönch, indem er nachdenklich im Zimmer auf und nieder ging.

„Ich bin so neugierig gewesen, was Euer Ehrwürden dazu sagen würde,“ fuhr Frau Glendinning fort. „Ich möchte ja gern Alles für Lady von Avenel und ihre Familie thun und habe das auch hinreichend bewiesen, auch für ihre Dienstleute, den Martin und die Tibbie, obgleich die Tibb nicht immer so höflich ist, wie es sich schickt; ich kann es mir aber nicht angenehm denken, daß eine Dame, die sich im Hause einer andern befindet, von Engeln, Geistern und Feen bedient werde, es bringt einen schlechten Ruf und wenn ich solche wunderbare Geschöpfe um mich sähe, würde es mir ganz unheimlich zu Muth werden. Den Knaben habe ich gleich rothe Bänder um den Hals gebunden und ihnen ein Stückchen vom Eschenbaum in die Jacke genäht. Mehr kann doch ein ehrliches Weib nicht gegen Geister und Feen thun?“

„Kennt Ihr etwa des Müllers Tochter, Frau Glendinning?“ fragte der Mönch, nachdem Elisabeth ihre Erzählung beendigt hatte.

„Kate Happer,“ entgegnete die Wittwe, „freilich kenne ich sie ganz genau, vor 20 Jahren war sie eine garstige Dirne.“

„Das kann nicht die sein, nach der ich frage,“ sagte Vater Eustachius, „diese ist kaum 15 Jahre alt, ein Mädchen mit schwarzen Augen, das Ihr in der Kirche gesehen haben müßt.“

„Euer Ehrwürden mögen Recht haben, Ihr sprecht gewiß von meines Gevatters Nichte; ich bin aber in der Messe zu andächtig, als daß ich mich darum bekümmern könnte, ob die Mädchen schwarze oder graue Augen haben.“

„Ihr kennt doch aber gewiß ihre gewöhnliche Kleidung?“ fragte Eustach.

„Ach ja, ehrwürdiger Herr,“ erwiderte die Frau hastig, „das Mädchen trägt immer ein weißes Kleid, daß man den Müllerstaub nicht sehen soll, und dann eine blaue Kappe, aber diese trägt sie nur aus Stolz.“

„Nun, dann könnte es ja diese sein, die das Buch zurückgebracht hat und dann fortgegangen ist, als die Kinder näher kommen wollten?“ sagte der Vater.

Die Frau schwieg, da sie die Meinung des Mönches nicht geradezu bestreiten wollte; es schien ihr aber unwahrscheinlich, daß die Müllers-tochter sich nach einer fernen abgelegenen Gegend gewagt haben sollte, bloß um ein altes Buch zurückzubringen. Eben so, daß sie sich vor den drei Kindern versteckt hielt. Jenes Mädchen war überdies in der Familie bekannt und Frau Glendinning hatte ihr immer das Mahlgeld ordentlich bezahlt, warum sollte sie nicht hereingekommen, etwas genossen und Nachrichten aus der Mühle erzählt haben?

Was die Frau einwandte, überzeugte den Mönch noch mehr, daß seine Vermuthung nicht ganz unbegründet war.

„Die Sache muß sorgsam untersucht werden,“ sagte er. „Ihr, Frau, müßt vorsichtig in Euren Reden sein, es ist ein Beispiel von der Macht, welche der Böse in dieser Zeit ausübt.“

„Ja, ja,“ sagte Elsbeth, auf den Gedankengang des Unterpriors so viel wie möglich eingehend, „mir ist es schon oft vorgekommen, als ob das

Wolf in der Klostermühle das Mehl nicht ordentlich beutelt. Manche behaupten sogar, sie sollen das Mehl anderer Christenleute mit Asche untermengen.“

„Das ist eine Sache, die wir ein anderes Mal untersuchen wollen,“ sagte der Unterprior. „Wenn Ihr es jetzt erlaubt, will ich die Lady besuchen und Ihr mögt vorgehen und sie auf meinen Besuch vorbereiten.“

Während Frau Glendinning das Gemach verließ, ging der Mönch auf und nieder und überlegte, wie er am besten das wichtige Geschäft, das ihm oblag, vollbringen könnte. Indem er sich eine weise Rede ausdachte, kehrte plötzlich Elsbeth weinend zurück und bat ihn, ihr sogleich zu folgen.

„Wie?“ fragte der Mönch, „ist ihr Ende so nahe? und wenn der Mensch des Trostes bedarf, dann darf der Diener der Kirche ihn nicht noch erschüttern oder kränken.“ Mit diesem Vorsatze eilte der gute Unterprior nach dem kleinen Zimmer, wo die Wittve Walters von Avenel so eben ihren Geist aufgegeben hatte.

„So wäre sie denn durch mein unglückliches Zögern ohne den Trost der Kirche aus der Welt gegangen,“ rief der Subprior. „Seht doch nach, Frau, ob nicht noch ein Funken Leben in ihr ist! sollte sie nicht auf einen Augenblick wieder zu sich gebracht werden können? Könnte sie nicht durch ein schwaches Zeichen oder ein Wort ausdrücken, daß sie an den nothwendigen Bußgebeten Theil nimmt? Wisset Ihr es denn gewiß, Frau, athmet sie wirklich nicht mehr?“ Dies fragte er in dringendem Tone.

„Sie wird nie mehr athmen,“ sagte die alte Frau, „und das arme vaterlose Mädchen ist nun auch mutterlos; ich soll sie nicht wiedersehen und hatte doch die letzten Jahre eine so freundliche Gefährtin an ihr. Doch sie war das beste Geschöpf und ist jetzt gewiß im Himmel, wenn jemals ein Weib dort hingekommen ist.“

„Wehe mir, wenn sie nicht dahin gekommen ist,“ sagte der gute Mönch, „wehe dem unbedachten Schäfer, der dem Wolf ein Schaf von seiner Heerde rauben ließ, während er seine Waffen putzte, um das Un-

thier zu bekämpfen! Mein Zögern hätte nichts Geringeres, als eine unsterbliche Seele gekostet.“

Er trat jetzt voll aufrichtiger Reue näher an den Leichnam heran. „Ach,“ sprach er, auf den bleichen Körper blickend, auf welchem der still geschiedene Geist nur ein leichtes Lächeln auf den blauen Lippen, aber keine Spur gewaltfamer Qual zurückgelassen hatte, „da liegt der entblätterte Baum, wie er gefallen ist! Schrecklicher Gedanke für mich, wenn er in falscher Richtung fiel durch meine Nachlässigkeit.“

Darauf bat er dringend die Frau Glendinning, ihm Alles mitzutheilen, was sie von dem Betragen und den Sitten der Verstorbenen wußte. Diese fand keine Lobeserhebung zu groß, um ihre Gefährtin zu preisen, die sie bei Lebzeiten trotz ihrer Eifersucht nicht wenig bewundert hatte. Vater Eustachius achtete auf Alles, was ihm die Ueberzeugung gewähren konnte, die Lady sei in den Hauptpunkten der christlichen Lehre nicht vom rechten Glauben abgewichen, denn sein Gewissen konnte sich nicht darüber beruhigen, daß er es veräumt habe, der Verstorbenen den nothwendigen Trost angedeihen zu lassen.

Während der Mönch im heißen Gebete für das Heil der Verstorbenen flehte, ging Elsbeth hinaus. Als er eine Stunde in dem Todenzimmer verweilt hatte und in die Halle zurückkehrte, fand er die Freundin der Verstorbenen noch in Thränen. Doch hatte sie die Pflicht der Bewirthung für heilig gehalten und sie gab sich erst jetzt dem Schmerz um ihre verlorene Freundin hin, nachdem sie die Gastfreundschaft erfüllt hatte. Der Reichthum war für die Vasallen des Klosters in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten eine sehr bedeutende Person. Frau Glendinning hatte die Rechte des heiligen Besuchs in ihrer Weise geehrt, indem sie Gerstenbrot geröstet, das beste Fäßchen des selbst gebrauten Bieres angezapft und die beste Butter nebst dem wohlgeschmeckendsten Käse auf den Tisch gesetzt hatte, ehe sie sich ihrem Schmerze hingab. Erst, nachdem sie den Tisch reinlich und sauber geordnet hatte, setzte sie sich an den Kamin, zog ihre alte Mütze über den Kopf und ließ ihrem Schmerz freien Lauf.

Als sie den Subprior eintreten sah, stand sie achtungsvoll auf, um

ihn zu bewirthen; allein alle Anerbietungen der Gastfreundschaft vermochten nicht, die Eßlust des Subpriors zu erregen, weder die goldgelbe Butter, die beste, welche auf den Klostergütern bereitet wurde, noch das Gerstenbrot, welches, wie die Frau versicherte, die verstorbene Heilige stets so gut befunden hatte, noch das Bier und andere vortreffliche Sachen aus der Speisekammer der armen Elisabeth.

„Heute darf ich vor Sonnenuntergang keine Speise berühren,“ sagte er, „glücklich will ich sein, wenn ich dadurch meine Nachlässigkeit büßen kann. Doch darf ich in meiner Sorge um die Todte nicht des Lebens so vergessen, daß ich das Buch zurücklasse, denn für den Unwissenden ist es so viel, wie der Baum des Erkenntnisses für unsere ersten Eltern war.“

„Ich will das Buch gern geben,“ sagte die Wittwe Simon Glendinnings; „wenn ich es von den Kindern erhalten kann, aber die armen Kinder sind so traurig, daß sie es nicht merken würden, wenn man ihnen das Herz aus dem Leibe nähme.“

„Gebet ihnen dafür dieses Messbuch, liebe Frau,“ sagte der Pater, indem er aus der Tasche ein mit Malereien verziertes Buch zog, „wenn ich einmal wiederkomme oder einen Bruder hierher schicke, soll ihnen die Bedeutung der Bilder erklärt werden.“

„Ei, die schönen Bilder,“ sagte Frau Glendinning, indem sie ihren Kummer auf einen Augenblick vergaß; „das ist ganz gewiß eine andere Art von Büchern, als das der armen Lady von Avenel? Und wie glücklich würden wir heute sein, wenn Euer Ehrwürden statt des Vaters Philipp gestern in das Thal gekommen wären. Allerdings ist der Sakristan auch ein mächtiger Mann und wenn die Mauern dieses Hauses nicht so fest wären, so könnte er sie durch seine Reden fortzuschleudern. Aber dafür haben Simons Vorfahren schon gesorgt.“

Der Mönch ließ seinen Esel vorführen und nahm Abschied. Während ihn die gute Alte noch mit mancherlei Fragen in Betreff des Leichenbegängnisses aufhielt, ritt ein völlig bewaffneter Reiter in den kleinen Hof von Glendearg ein.

Der Reiter, der jetzt in dem Hof ankam, der den Thurm von

Glendearg umgab, war einer von der Gesellschaft, die die ganze Gegend in Schrecken setzte und zu gerechten Klagen nöthigte. Er trug einen mit Eisenplatten besetzten Koller, große verrostete Sporen an den Füßen und eine lange Lanze in der Hand. Auf dem rostigen eisernen Helm saß ein Distelzweig, wie er an Avenels Wappen befindlich war. An seiner Seite hing ein langes zweischneidiges Schwert mit einem polirten Griff von Eichenholz. An dem mageren Pferde und dem abgekehrten Reiter konnte man sehen, daß Beide weder eine leichte, noch eine einträgliche Beschäftigung hatten. Der Reiter grüßte Frau Glendinning nicht sehr artig und in noch weniger ehrfurchtsvoller Weise den Mönch.

„Unsere Lady ist also todt, Frau Glendinning,“ sagte der Söldner, „mein Herr sendet eben einen fetten Ochsen zu ihrem Geburtstage, den ich auf der oberen Weide gelassen habe, weil er gesprengelt ist und auch ein eingebranntes Zeichen hat; nun kann er zu ihrem Leichenessen dienen. Gebet mir nur etwas Hafer für mein Pferd, Fleisch und Brot für mich; ich muß noch nach dem Kloster reiten. Doch ich dünkte, der Mönch da könnte wohl meinen Auftrag ausrichten.“

„Deinen Auftrag, grober Mensch?“ fragte der Unterprior, indem er die Augenbrauen zusammenzog.

„Um Gotteswillen, Christie Clinthill! es ist der Herr Prior,“ rief die arme Frau in Angst, daß ein Streit zwischen beiden Männern entstehen könnte; „ehrwürdiger Herr, dies ist der Christie von Clinthill, der erste Kollermann des Lords von Avenel; von solchen Leuten kann man ja nicht viel Artigkeit erwarten, wie Ihr wißt.“

„Ihr stehet in Diensten des Lords von Avenel und sprecht so unhöflich mit einem Bruder des Klosters der heiligen Jungfrau, gegen welches Euer Herr so viele Verbindlichkeiten hat?“ fragte der Mönch, indem er sich an den Reiter wendete.

„Mein Herr will noch mehr Verbindlichkeiten gegen Euer Haus haben, Herr Mönch,“ erwiderte der Reiter; „da er erfuhr, daß seine Schwägerin, die Wittve Walters von Avenel, auf dem Todbette liegt, sendet er mich an den Abt und die Brüder, um ihnen zu melden, daß er das Leichen-



mahl in ihrem Kloster halten und sich mit zwanzig Pferden und einigen Freunden drei Tage und drei Nächte bei ihnen zu Gaste laden will, und zwar auf Kosten der Brüderschaft; dies will er Euch schuldiger Weise melden lassen, damit man sich auf seinen Empfang vorbereite."

"Glaubt nicht, Freund," sagte der Unterprior, "daß ich den Abt durch solche Botschaft kränken werde. Meinst Du, die Kirche habe ihre Güter von frommen Fürsten und Edelleuten nur dazu erhalten, daß sie von einem nichtswürdigen Soldaten verprasst werden, der mehr Leute hält, als er auf rechtliche Weise und durch sein Einkommen erhalten kann? Sage Deinem Herrn im Namen des Unterprior's des Kloster zur heiligen Jungfrau, daß der Primas uns ausdrücklich verboten hat, uns länger solchen Erpressungen und nichtigen Vorwänden zu unterwerfen. Unsere Güter und Besitzungen sollen zur Unterstützung frommer Personen und Pilger, aber nicht zu Festen für rohe Soldaten dienen."

"Das sagt Ihr mir?" rief der grobe Lanzenträger, "das sagt Ihr mir und meinem Herrn? So sehet denn zu, Ihr Herren Priester, ob Ihr durch Eure Gebete Euch davor schützen könnt, daß Eure Däsen ausgegraben und Eure Scheunen in Brand gesteckt werden!"

"Du drohest dem Eigenthum der heiligen Kirche mit Feuer und Verwüstung," sagte der Unterprior, "und noch dazu im Angesichte aller Welt? Ich rufe jeden der Anwesenden zum Zeugen auf, welche Worte der Bösewicht hat vernehmen lassen. Bedenke, daß Lord James solche Menschen wie Du schockweise in den Teich zu Foddart hat ersäufen lassen. Bei ihm und dem Primas werde ich Klage führen."

Der Krieger bewegte seine Lanze und richtete sie auf die Brust des Unterprior's. Frau Glendinning schrie um Hülfe: "Tibb, Martin, wo seid Ihr Alle? Bedenkt doch nur, Christie, daß es ein Mann der heiligen Kirche ist!"

"Ich fürchte mich nicht vor seinem Speer," sagte der Unterprior, "wenn ich getödtet werde, während ich die Rechte meiner Gemeinde vertheidige, so wird der Primas mich zu rächen wissen."

"Gebet ihm um Gotteswillen Eure Verzeihung!" sagte die Wittwe

leise zu dem Unterprior, „wir könnten hier in den dunklen Nächten nicht sicher schlafen, wenn das Kloster mit solchen Leuten in Fehde wäre.“

„Da habt Ihr Recht,“ sagte der Unterprior, „Eure Sicherheit muß vor allen Dingen bedacht werden. Ich verzeihe Dir, Kriegsknecht, Gott segne Dich und bessere Dich!“

Christie von Clinthill senkte ein wenig den Kopf und murmelte: „Das heißt so viel als: Gott lasse Dich hungern; aber welche Antwort soll ich meinem Herrn bringen, Herr Priester?“

„Antwortet, der Leichnam der Wittve Walters von Avenel werde standesgemäß in dem Begräbniß ihres tapferen Gemals beigesetzt werden. Was den Besuch Eures Herrn anbelangt, so kann ich nichts darauf erwidern und Ihr müßt selber mit dem hochwürdigen Abt sprechen.“

„Das kostet mir noch einen Ritt,“ sagte der Mann, „doch der Tag ist lang — nun, Halbert,“ sprach er zu dem Buben, der mit der langen Lanze spielte, „wie gefällt Dir solches Spielwerk, willst Du mitkommen und ein Freibeuter werden?“

„Davor behüte uns Gott,“ rief die arme Mutter; sie fürchtete aber, Christie beleidigt zu haben, und fügte sogleich hinzu, sie könnte, seitdem Simon gestorben, keinen Speer oder Bogen oder eine sonstige Waffe erblicken, ohne zu zittern.

„Ei was!“ antwortete Christie, „Du solltest Dir solche Gedanken aus dem Sinn schlagen und einen andern Mann nehmen. Was sagst Du zu einem so strammen Burschen, wie ich bin? Der alte Thurm hier ist fest genug, auch giebt es für den Nothfall hier Wälder, Sümpfe und Felsen. Es könnten sich hier schon ein halb Duzend Burschen halten. Man nähme, was Einem vor die Hand käme und Euch, alte Hexe, sollte es auch an Nichts fehlen.“

„Wie könnt Ihr mit einer verlassenen Frau so reden und jetzt, da die Todte im Hause ist?“

„Nun eben, weil Du eine verlassene Frau bist, solltest Du wieder heirathen. Dein alter Freund ist todt, drum wähle Dir einen anderen

von festerem Bau, der nicht gleich den Hysps bekommt, wie eine Henne! Doch wird sich das finden. Jetzt bringe mir etwas zu essen, Weib!"

Obgleich Frau Elsbeth den Mann kannte und ihn eher fürchtete, als daß sie Gefallen an ihm gefunden hätte, mußte sie doch zu dem Antrage, den er ihr machte, lächeln. Sie versicherte dem Prior leise, sie würde den Mann schon zu Ruhe bringen; darauf ging sie in den Thurm und trug dem Krieger eine gute Mahlzeit auf, in der festen Ueberzeugung, daß sich nun der Streit zwischen ihm und dem Mönche nicht wiederholen würde.

Auch der Unterprior wollte nicht unnützer Weise einen Zwist zwischen dem Kloster und Julian von Avenel herbeiführen. Er ließ daher allen ferneren Streit ruhen und trachtete nur danach, in den Besitz des Buches zu kommen, welches der Sakristan am vorigen Abend mitgenommen, aber auf eine so wunderbare Weise wieder verloren hatte.

Eduard, der Jüngere von Elsbeths Knaben, wollte durchaus nicht in die Wegnahme des Buchs willigen und Marie würde wahrscheinlich seiner Meinung gewesen sein, wenn sie sich nicht eben in ihrem kleinen Schlafgemach befunden hätte, wo Tibb sie über den Tod ihrer Mutter zu trösten suchte.

Der jüngere Knabe trat jedoch zur Vertheidigung ihres Eigenthums auf und erklärte mit einer bewundernswürdigen Bestimmtheit, das Buch gehöre nach dem Tode der guten Lady Marien, und kein Anderer als sie habe darüber zu verfügen.

„Wenn es aber nun für Marien nicht paßt, lieber Junge,“ sagte der Pater in sanftem Tone, „so würdest Du doch nicht so sprechen?“

„Die Lady las in dem Buch!“ versetzte der junge Glendinning, „es kann also kein schlechtes Buch sein. Es soll Niemand wegnehmen. Wo mag nur Halbert sein? gewiß hört er auf Christies lügenhafte Erzählungen; sonst will er immer fechten und jetzt ist er gerade nicht hier.“

„Wie, Eduard, Du willst doch nicht mit mir, einem Priester und Greise fechten?“

„Und wäret Ihr ein so guter Priester wie der Papsst selber, und so alt, wie unsere Berge, so sollt Ihr doch ohne Mariens Erlaubniß das Buch nicht mitnehmen, dafür stehe ich ein.“

Dem Mönch mißfiel die Entschlossenheit des Knaben nicht. „Ich will ja das Buch nur borgen,“ sagte er, „nicht behalten; ich bringe Dir's gewiß wieder und lasse Dir mein eigenes schönes Meßbuch zum Pfande.“

Eduard öffnete neugierig das Meßbuch und freute sich über die schönen Bilder.

„Ah! da ist der heilige Georg mit dem Drachen,“ rief er, „darüber wird sich Halbert freuen! und auch der heilige Michael, der sein Schwert über einen bösen Geist schwingt. Das wird Halbert auch gern sehen. Ach, der heilige Johannes, der sein Lamm in der Wildniß leitet, mit dem kleinen Kreuze aus Zweigen, mit der Tasche und dem Stabe, das ist mein Lieblingsbild! Aber wo ist denn ein Bild für Marien? Aha, hier das schöne Weib, welches weint und klagt.“

„Das ist die heilige Maria Magdalena, die ihre Sünden bereut, liebes Kind,“ sagte der Vater.

„Das paßt nicht für unsere Marie, denn sie begeht keine Sünden und ist nur auf uns böse, wenn wir etwas Unrechtes thun.“

„Dann will ich Dir eine andere Maria zeigen, die sie und Dich und alle guten Kinder in Schutz nehmen wird,“ sagte der Vater, „sieh, wie schön sie hier abgebildet ist in ihrem Kleide mit goldenen Sternen besät!“

„Das sieht wirklich wie unsere hübsche Marie aus,“ sagte er, „ich glaube, Ihr könnt Euch schon das schwarze Buch dafür mitnehmen, denn so etwas ist nicht darinnen. Marie kann dieses einstweilen behalten. Aber, lieber Vater, Ihr müßt durchaus das Buch wiederbringen; denn Marie wird doch das, was ihre Mutter besaß, am liebsten haben.“

„Ich werde gewiß wiederkommen,“ gab der Mönch zur Antwort, „und vielleicht lehr ich Euch solche schöne Buchstaben, wie Ihr hier findet, schreiben und lesen und sie blau, grün und gelb malen und mit Gold auslegen.“

„Lehrt Ihr uns auch solche Figuren malen, wie diese Heiligen; besonders die beiden Marien?“ fragte der Knabe.

„Mit ihrer Hülfe kann ich Euch auch diese Kunst lehren,“ entgegnete der Unterprior; „wenn Ihr nämlich dazu Geschick besizet und Lust zum Lernen habt.“

„Dann will ich Mariens Bild malen,“ sagte Eduard, „vergeßet aber gar nicht, das Buch wiederzubringen, das müßt Ihr mir versprechen!“

Der Unterprior gab das Versprechen, bestieg dann seinen Esel und machte sich auf den Rückweg. Der Novembertag neigte sich seinem Ende zu und ein kalter Ostwind blies durch das verwelkte Laub und schüttelte es von den starren Zweigen zu Boden.

Das Nachdenken, in welches der Unterprior versunken war, wurde durch ein Pferdegetrappel, welches er hinter sich vernahm, unterbrochen. Bald erblickte er den nämlichen wilden Reiter, den er in dem Thurme von Glendinning gelassen hatte.

„Guten Abend, mein Sohn,“ sagte der Unterprior, als der Krieger vorbeiritt. Dieser aber dankte ihm nur durch ein leichtes Kopfnicken, indem er sein Pferd antrieb und den Mönch mit seinem Esel bald weit hinter sich ließ. Der Mönch trieb nun ebenfalls sein Maulthier so viel wie möglich an, aber plötzlich stutzte das Thier und wendete sich vom Wege ab, ohne daß der Reiter es weiter bringen konnte.

Während er nun mit dem widerspenstigen Esel kämpfte, ließ sich dicht an seinem Ohre eine weibliche Stimme hören. Es war ein Gesang, und der Unterprior schaute sich um, wo die Sängerin hätte versteckt sein können; es war aber nirgends ein Gebüsch in der Nähe. Der Esel stand indessen wie eingewurzelt und ließ sich durchaus nicht von seinem Reiter treiben. Die Ohren angelegt, die Augen weit aus dem Kopfe tretend, zeigte er die größte Angst. Der Unterprior bemerkte, daß das widerspenstige Thier weder durch Güte noch Gewalt zu seiner Pflicht zu nöthigen sei, als sich die musikalische Stimme abermals dicht neben ihm hören ließ.

„Ich beschwöre Dich im Namen des Herrn, vor dem die ganze Schöpfung bebt,“ sagte der Mönch, „sage mir, wer Du bist, der Du mich hier beunruhigst?“

Wieder vernahm er die nämliche Stimme.

„Das ist mehr als bloße Einbildung,“ sagte der Unterprior, indem er sich schüttelte; obgleich er von Natur herzlich war, erstarrte durch die

Gegenwart eines übernatürlichen Wesens das Blut in seinen Adern, und das Haar sträubte sich empor. „Ich beschwöre Dich!“ rief er endlich aus, „entferne Dich und störe mich nicht weiter, falscher Geist! Nur, wer seiner Pflicht untreu ist, kann vor Dir zittern.“

Die Stimme antwortete: „In der Krümmung des Thales seh ich Dich wieder!“

Der Weg war offen und der Esel wurde wieder muthiger und schien seinen Weg nun fortsetzen zu wollen, obgleich er sehr feuchte.

„Ich zweifelte bisher immer an dem Dasein solcher Wesen,“ sagte der Unterprior für sich, „aber bei meinem heiligen Orden, jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll. Ich befinde mich nicht im Fieber und gebiete über alle meine Kräfte; entweder ist es einem bösen Geiste gestattet, mich zu beunruhigen, oder die Erzählungen von geheimer Weisheit und Zauberei sind nicht ohne Grund. In der Krümmung des Thals soll ich sie wiedersehen. Ich möchte ihr wohl ausweichen; aber ich stehe im Dienste der Kirche, und die Künste der Hölle sollen mich nicht überwältigen.“

Bei diesen Worten sah er sich vorsichtig um, und zwar nicht ohne Furcht, denn er wußte nicht, auf welche Weise er von der Unsichtbaren unterbrochen werden würde. So ritt er eine gute Strecke in dem Thale weiter. Als er den Ort erreichte, wo der Bach sich so dicht an den Hügel zog, daß kaum Platz für ein Pferd blieb, wurde der Esel abermals von Schrecken befallen. Der Prior, der jetzt die Ursache dieser Widerspenstigkeit besser als vorher kannte, wendete keine Gewalt an, er richtete sich im Gegentheil an den Gegenstand selber, der ihn aufgehalten hatte, und bediente sich der Beschwörungsformel, welche die katholische Kirche bei solchen Gelegenheiten vorschreibt.

Als die Stimme wieder singend antwortete, und der Unterprior den Kopf lauschend nach dem Ton hinwendete, fühlte er einen leisen Stoß, und war, ehe er sich versah, mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt aus dem Sattel gehoben. Er verlor das Bewußtsein, noch ehe er den Boden erreichte. Als er wieder zu sich kam, wurde die Landschaft schon vom Monde beleuchtet, er mußte also lange im bewußtlosen Zustande gelegen haben.

Eine Zeit lang vermochte er nicht, sich von seinem Schrecken zu befreien. Endlich setzte er sich auf das Gras und fand, daß er nur von der strengen Kälte gelähmt sei, sonst aber keinen Schaden genommen hatte. Als er etwas neben sich rauschen hörte, gerieth er abermals in Schrecken und versuchte aufzustehen; er sah sich um und erblickte seinen Esel, der während der ganzen Zeit ruhig bei ihm stehen geblieben war und sich in dem reichlichen Grase gütlich that.

Nach einiger Zeit gewann er seine Fassung wieder, bestieg sein Thier und ritt nachdenklich das Thal hinunter bis an die Stelle, wo der Tweed durch ein angrenzendes breiteres Thal fließt. Er hatte die Zuneigung des rauhen Brückenwärters in dem Grade gewonnen, daß die Zugbrücke bei seinem ersten Rufe hinabgelassen wurde, der Wärter erschien sogar mit einer Laterne und leuchtete dem Unterprior über die gefährliche Stelle.

„Meiner Treu!“ sagte er, indem er das Gesicht des Priors beleuchtete, „Ihr seht ja ganz angegriffen und todtensblaß aus; aber ihr Leute aus der Zelle könnt nicht die geringste Beschwerde ertragen. Mir hat es früher, ehe ich hier auf diesem Pfeiler schwebte, nichts geschadet, wenn ich ohne die geringste Speise wohl dreißig schottische Meilen weit ritt. Wollt Ihr etwa ein Gläschen Brantwein genießen?“

„Ich danke!“ versetzte Vater Eustach, „ich stehe unter einem Gelübde. Was ich aber nicht annehme, das, bitte ich Euch, dem nächsten Pilger zu geben, der blaß und ermüdet hierherkommt, dann wird es mit ihm hier besser stehen und mit Euch jenseits.“

„Das will ich meiner Treu thun!“ sagte der Brückenwärter; „Weib, höre einmal! der nächste Pilger, der hier ankommt, soll einen Schluck Brantwein und ein Stück Brod bekommen. In dem irdenen Kruge steht noch eine Meige, und dann ist ja das schlecht gebackene Gerstenbrod da, das die Kinder nicht haben mögen.“

Während Vater diese edelmüthigen und liebevollen Anweisungen ertheilte, befand sich der Prior auf der Weiterreise nach dem Kloster. Unterwegs kämpfte er viel mit der Widerspenstigkeit seines eigenen Herzens. Er fühlte große Neigung, das ungewöhnliche Ereigniß, welches ihn betroffen hatte,

ganz zu verschweigen, um so mehr, als er ein so strenges Urtheil über Vater Philipp gefällt hatte. Jetzt mußte er gestehen, daß ihm auf der Rückkehr von Glendearg ein ähnliches Hinderniß aufgestoßen sei, und wurde in dieser Ueberzeugung noch bestärkt, als er in seinem Gewande nach dem Buche suchte, das er aus dem Thurme von Glendearg mitgenommen hatte; er konnte es durchaus nicht finden, und glaubte daher, es müßte ihm gestohlen sein.

Als er der äußersten Pforte des Klosters näher kam, erstaunte er, Männer zu Pferde und zu Fuß mit brennenden Fackeln dort zu erblicken; mehrere Mönche gingen im Hause geschäftig umher. An dem lauten Freuden geschrei, welches man bei seinem Anblick ausstieß, merkte er, daß er der Gegenstand der allgemeinen Besorgniß gewesen war.

„Gott sei Dank! da ist er, da ist er!“ riefen die Klostersvasallen, und die Mönche riefen: „Herr Gott, Dich loben wir! das Blut Deiner Knechte ist kostbar vor Deinen Augen!“

„Was soll das bedeuten, Kinder? Was heißt das, meine Brüder?“ fragte Vater Eustach, indem er an der Klosterpforte abstieg.

„Wenn Du es nicht weißt, Bruder,“ antworteten die Mönche, „so wollen wir es Dir im Refectorium erzählen. Der Abt hat unsere treuen und dienstwilligen Vasallen aufgeboten, daß sie sich gleich aufmachen, um Dich vor jeder Gefahr zu schützen. Jetzt mögt Ihr Eure Pferde absatteln und nach Hause gehen! Jeder, der sich hier eingefunden hat, mag morgen in der Klosterküche ein Stück Rinderbraten und eine Flasche Doppelbier holen lassen!“

## Viertes Kapitel.

Als der Unterprior von seinen erfreuten Genossen in das Refectorium geführt war, sah er auf den ersten Blick Christie von Clinthill, welcher gefesselt und bewacht in einer Ecke am Feuer saß. Seine Züge verriethen



eine tückische, düstere Entschlossenheit. Als er jedoch den Unterprior näher kommen sah, nahm sein Gesicht wieder den Ausdruck wilden Zorns an, und er rief: „Der Teufel selbst muß den Todten wieder zum Leben erweckt haben.“

„Sage lieber, unsere Frau vereitelte die Angriffe des Bösen auf ihren treuen Diener!“ sprach ein Mönch; „unser guter Bruder lebt und ist gesund.“

„Er lebt und ist gesund!“ rief der Grenzreiter, indem er sich drohend gegen den Unterprior erhob, so weit es seine Fesseln erlaubten. „Dann traue ich keinem eisernen Schwerte und keiner Eisenspitze mehr. „Ja,“ setzte er hinzu, indem er den Unterprior erstaunt betrachtete, „er ist weder verwundet, noch verletzt.“

„Und woher sollten denn die Wunden kommen?“ fragte Vater Eustach.

„Von meiner guten Lanze, die niemals ihr Ziel verfehlt hat,“ antwortete Christie von Cinthill.

„Verzeihe Dir der Himmel Deinen Vorsatz,“ sprach der Unterprior; „solltest Du die Absicht gehabt haben, einen Diener des Altars zu tödten?“

„Wie?“ rief jetzt der Abt, der den Unterprior zum ersten Mal wieder sah, „ist uns unser theurer Bruder wiedergeschenkt, da wir schon an seinem Leben verzweifelten? Nein, knieet nicht vor mir Sünder nieder, stehet auf und empfängt meinen Segen! Jener Glende kam an das Thor, von seinem eigenen bösen Gewissen getrieben, und rief, er habe Euch erschlagen da dachte ich, der Hauptpfeiler unseres Hauses sei zertrümmert.“

„Nun laßt mich wissen,“ sprach der Unterprior, „ob der Soldat aus sagt, daß er mich erschlagen habe!“

„Er sagte, er habe Euch mit seiner Lanze in vollem Rosseslauf durch bohrt,“ versetzte der Abt, „als er aber geglaubt, daß Ihr tödtlich verwundet zu Boden gestürzt wäret, sei ihm unsere gebenedeiete Beschützerin erschienen.“

„Das habe ich nicht behauptet,“ sagte der Gefangene, „eine weiß Frau störte mich, als ich den Rock des Priesters nach Beute untersuchen wollte. Sie hielt eine Binsenruthe in der Hand, und als sie mich berührte

fiel ich aus dem Sattel, wie ein Kind von vier Jahren. Ich stand mit großer Mühe wieder auf, schwang mich auf das Pferd und kam hierher in der dummen Absicht, mich als einen Missethäter hängen zu lassen.“

„Ihr seht wohl, in welcher Gunst Ihr bei unserer gebenedeieten Beschützerin steht, da sie selber Euren Pfad bewacht,“ sagte der Abt zu dem Unterprior. „Keinem hat sie seit den Zeiten unseres heiligen Stifters solche Gnade erwiesen.“

„O, mein Herr und Vater!“ erwiderte der Unterprior, „Eure Worte durchschneiden mir die Seele. Unter dem Siegel der Beichte will ich Euch jetzt entdecken, aus welchem Grunde mich wahrscheinlich ein böser Geist ge-neckt hat. Zuvörderst aber laßt mich einige Fragen an diesen unglücklichen Menschen richten. Ich möchte wohl wissen, weshalb dieser Unglückliche den Gedanken gefaßt hatte, einen Menschen zu tödten, der ihm nie etwas zu Leide that.“

„Ei!“ sagte der Reiter, „drohdest Du mir nicht? nur ein Thor läßt sich zwei Mal drohen. Weißt Du noch, daß Du von dem Primas und Lord James sprachst? Glaubst Du, ich würde so dumm sein und warten, bis Du mich an den Strick oder in den Sack geliefert hast? Dies wäre ebenso dumm gewesen, als daß ich hierher kam, um meine eigenen Missethaten zu gestehen. Der Teufel mag mich verblendet haben. Ich gedachte des Sprüchworts: Kein Mensch vergift eine Fehde! Deswegen, und wegen Deines goldenen Kreuzifixes socht ich Dich an.“

„Gott im Himmel, konnte das gelbe Metall jedes Gefühl in Dir unterdrücken? Ich bitte inständigst, Vater Abt, daß Ihr diese schuldige Person meiner Gnade überlaßt!“

„Mein Bruder,“ fiel ihm der Sakristan in das Wort, „er sei Eurer Bestrafung überlassen, aber nicht Eurer Gnade.“

„Ich wünsche nicht,“ fuhr der Unterprior fort, „daß wegen einer unbedeutenden Person die ganze Brüderschaft mit dem Herrn dieses Menschen, mit Julian von Avenel, in Fehde gerieth.“

„Davor bewahre uns unsere liebe Frau!“ sagte der Sakristan.

„Wenn unser ehrwürdiger Vater Abt es erlaubt,“ fuhr Eustachius

fort, „so wünsche ich, daß diesem Manne die Fesseln abgenommen werden und daß man ihn ungekränkt entlasse. Hier, mein Freund,“ fügte er hinzu indem er dem Gefangenen das goldene Kreuzifix übergab, „nimm das Bild um dessen willen Du Deine Hand mit Blut bes Flecken wolltest; betrachte es und laß bessere Gedanken in Deinen Geist kommen! Wenn Dich die Noth drängt, so trenne Dich davon und kaufe Dir eines, das Dich nicht durch den Schimmer des Mammons zu bösen-Vorsätzen verleitet. Es wa das Andenken eines Freundes; aber es kann mir keinen besseren Dienst leisten, als wenn es dem Himmel eine Seele gewinnt.“

Der Grenzreiter, welcher von seinen Fesseln befreit war, sah mit Erstaunen bald den Unterprior, bald das goldene Kreuzifix an.

„Ich begreife Euch beim Himmel nicht!“ sagte er. „Ihr gebt mi Gold dafür, daß ich meine Lanze an Euch versuchte; was würdet Ihr mi geben, wenn ich sie gegen einen Reiter führe?“

„Die Kirche versucht es erst mit geistlichen Züchtigungen, um die verirrt Schafe zur Heerde zurückzubringen, ehe sie sich des Schwertes des heiligen Petrus bedient,“ erwiderte der Unterprior.

„Aber,“ entgegnete der Reiter, „der Primas soll doch Sengen und Brennen befohlen haben, um die Züchtigung des Schwertes zu verstärken. Lebt indessen wohl! ich verdanke Euch mein Leben, und werde diese Schuld nicht vergessen.“

Wesend ging er aus dem Gemach, als ob das Leben, welches er verwirkt und wieder erhalten hatte, keines großen Dankes werth sei.

Der Unterprior aber blieb zurück und fiel dem Abt, der sich entfernen wollte, zu Füßen, indem er ihn bat, unter dem Siegel der Beichte die Erzählung seiner Abenteuer von ihm zu vernehmen. Der ehrwürdige Abt war müde und hätte sich gern entschuldigt, mochte aber vor dem Vater Eustach am wenigsten gleichgültig gegen seine religiösen Pflichten erscheinen. Vater Eustach enthüllte darauf in seinem Bekenntniß die außerordentlichen Umstände, die er auf seiner Reise erlebt hatte. Als ihn der Abt fragte ob er sich die Anfechtung des bösen Geistes vielleicht durch eine geheim Sünde zugezogen habe, erklärte der Unterprior, er möge die Strafe woh

deshalb verdient haben, weil er sich so unbrüderlich und strenge über den Bericht des Sakristans geäußert habe.

Seit diesem merkwürdigen Abend zeigte sich der würdige Abt viel freundlicher und artiger gegen seinen Rathgeber als früher, da er den Unterprior noch für einen Menschen ohne Sünde und Fehl gehalten hatte. —

Zwei bis drei Jahre lang unterstützte seitdem der Unterprior den Abt in allen außerordentlichen Gelegenheiten mit seiner Weisheit und Erfahrung, schien aber fortan mehr für sich selbst als für das Kloster zu leben. Er entfernte sich oft ganze Tage lang aus dem Kloster. Die Begebenheit zu Glendearg blieb ihm im Gedächtniß und er machte oft Besuche in dem einsamen Thale und nahm lebhaften Antheil an den Waisen, die unter dem Dache des Thurms lebten. - Außerdem mochte er gern erfahren, ob das verlorne Buch den Weg abermals nach dem Thurme von Glendearg gefunden habe. Trotz allen Nachforschungen, die er bei verschiedenen Bewohnern des Thurms anstellte, konnte er nicht erfahren, ob die Abschrift der Uebersetzung der heiligen Schrift, an der ihm so viel gelegen war, von Jemand wiedergefunden sei.

Die Besuche des guten Vaters hatten indessen bedeutende Folgen für Eduard Glendinning und Marie von Avenel. Eduard zeigte großes Talent für die Lehren des Vaters Eustach. Er war scharfsichtig, fleißig und munter; eine Vereinigung von Eigenschaften, die man bei wenigen Personen vorfindet. Vater Eustach hegte den Wunsch, daß die guten Eigenschaften Eduards, die sich so früh entwickelten, dem Dienste der Kirche gewidmet werden möchten, und glaubte, der Knabe würde sich auch dazu bereitwillig finden; denn er war still, von beschaulicher Gemüthsart, und schien in der Erweiterung seines Wissens ein großes Vergnügen zu finden. Da die Mutter die Mönche des Klosters zur heiligen Jungfrau mit großer Ehrfurcht betrachtete, so zweifelte der Unterprior nicht, daß sie sich glücklich schätzen werde, einen ihrer Söhne in die ehrenvolle Gemeinde aufgenommen zu sehen. In den beiden Beziehungen hatte sich aber der gute Vater geirrt.

Wenn er mit Elisabeth Glendinning von den Fortschritten und Fähig-

keiten ihres Sohnes sprach, so hörte sie ihm allerdings mit Freuden zu; deutete er aber auf die Pflicht, dem Dienst der Kirche fähige Menschen zu gewinnen, so suchte die Frau stets dem Gespräche auszuweichen; drang der Pater weiter in sie, so erklärte sie umständlich, ein so verlassenes Weib, wie sie, könne die Haushaltung nicht allein führen; ihre Nachbarn würden aus ihrem verlassenen Zustande Nutzen zu ziehen suchen; überdies hege sie den Wunsch, Eduard möge dereinst seines Vaters Stelle im Thurme einnehmen und ihr die Augen zudrücken.

Wenn die Unterhaltung diesen Punkt erreicht hatte, so brach der gutmüthige Mönch das Gespräch vorläufig ab und wartete auf eine andere Gelegenheit, ihre Vorurtheile zu besiegen.

Marie von Avenel versprach ebenfalls den Lehren des guten Vaters den besten Erfolg. Durch ihren Rang war sie darauf angewiesen, in der Kunst des Lesens und Schreibens unterrichtet zu werden; jede Lektion, die ihr der Mönch aufgab, lernte sie mit Eduard gemeinschaftlich und ließ sich dieselbe immer wieder erklären, bis sie die Sache vollkommen verstand. Anfänglich war auch Halbert ihr Schulgefährte gewesen; seine Unruhe und Kühnheit hinderte ihn jedoch an einer Beschäftigung, welche nur bei anhaltendem Fleiß und strenger Aufmerksamkeit Fortschritte verspricht. Wie alle Müßiggänger, versuchte er es zuweilen, die Aufmerksamkeit seines Bruders und Mariens von ihrer Arbeit abzulenken.

„Komm, nimm Deine Mütze, Eduard!“ sprach er, „der Lord von Colmslie zieht eben mit seinen Jagdhunden in das Thal.“

„Ich bekümmere mich nicht darum,“ entgegnete der jüngere Bruder; „seine Hunde werden auch den Hirsch jagen, wenn ich nicht dabei bin; ich muß Marien bei ihrer Arbeit helfen.“

„Du willst wohl die Mönchslektion lernen, bis Du selber ein Mönch wirst!“ antwortete Halbert; „wilst Du mit mir gehen, Marie? ich will Dir das Nest zeigen, wovon ich lezthm erzählte.“

„Ich kann nicht, Halbert,“ entgegnete Marie, „ich muß meine Lektion lernen. Ach, ich bringe so lange damit zu, denn ich bin nicht so klug wie Eduard, sonst könnte ich vielleicht mit Dir gehen.“

„Dann will ich warten, bis Du mittommst, und ich kann ja unterdessen meine Arbeit auch machen.“

Und seufzend nahm Halbert das Buch zur Hand und suchte seinem Gedächtnisse die Aufgabe einzuprägen. Dabei setzte er sich, getrennt von Beiden, in einen abgelegenen Winkel des Gemachs. Dann sprang er auf, warf das Buch von sich und rief: „Zum Henker mit allen den Büchern! sie machen Einen nur zum Träumer. Ich wollte, es käme ein Schock Männer aus dem Süden in das Thal, dann würden wir bald lernen, wie all' das Federfuchsen und Murmeln zu Nichts nutz ist.“

Marie zeigte sich anfänglich ein wenig erschrocken über seine Heftigkeit, antwortete aber dann in sanftmüthigem Tone: „Du bist unzufrieden, Halbert, weil Du Deine Arbeit nicht so schnell lernst, wie Eduard; aber mir geht es auch so: ich bin so dumm wie Du; doch komm nur, Eduard soll sich zwischen uns setzen und uns helfen.“

„Mir soll er nichts lehren,“ entgegnete Halbert in verdrießlichem Tone, „denn ich kann ihm nichts lehren, was männlich und ehrenvoll ist; so soll er mir auch seine mönchischen Pfiffe nicht beibringen.“

„Um Himmelswillen sei ruhig, Bruder!“ sagte Eduard, „diese Reden würden unsere Mutter unglücklich machen, wenn sie außer dem Hause bekannt würden.“

„Mache sie doch lieber selbst bekannt! sie werden Dir viel nützen und Niemanden als mir Schaden zufügen. Sage nur offen: Halbert Glendinning würde nie der Vasall eines Mannes in einer Kutte und mit geschorenem Haupte sein; denn es giebt noch zwanzig Barone, die gefiederte Helme tragen und kühne Männer suchen.“

Dann verließ er schnell das Gemach, kehrte aber ebenso bald zurück und fuhr in demselben Tone fort:

„Ihr braucht Euch nicht viel darauf einzubilden, namentlich Du nicht, Eduard, daß Ihr in einem Pergamentbuche lesen könnt. Ich will ebenso bald lesen lernen wie Ihr, und kenne einen bessern Lehrer als Euren verdrießlichen Mönch, und ein besseres Buch als das Brevier. Und da Du

das Schulwesen so liebst, Marie, so sollst Du sehen, ob Eduard oder ich mich besser darauf verstehen.“

Hierauf verließ er das Zimmer und schritt, ohne Mühe, die Thränen in den Augen, schnell wie ein Reh nach dem äußersten Ende des Thals und suchte sich absichtlich die wildesten und gefährlichsten Pfade auf, selbst da, wo er auf einem geringen Umwege ohne alle Schwierigkeiten vorwärts kommen konnte. Endlich gelangte er zu einer schmalen Felsenschlucht, durch welche sich ein kleiner Bach nach dem Wasser hinschlängelte, das die Landschaft von Glendearg tränkte. Noch mit derselben Eile wie zuvor schritt er vorwärts, ohne anzuhalten oder umzuschauen, bis er die Quelle des kleinen Bachs, erreicht hatte. Hier blieb er stehen und blickte finster und erschrocken um sich. Ihm gegenüber erhob sich ein steiler Fels, aus dessen Spalten wilde Disteln hervorzuwachsen und ihre dunkelgrünen Zweige über den Quell herabzogen. Die Felswände zu beiden Seiten waren so steil und so nahe aneinander gerückt, daß die Sonnenstrahlen den Grund der Schlucht nur erreichen konnten, wenn das Gestirn am längsten Tage in der Mittagshöhe stand. Jetzt aber war es eben die Mittagsstunde im Sommer, so daß der Sonnenstrahl gerade auf dem hellen Wasser schimmerte.

„Es ist jetzt die Stunde und die Zeit,“ sagte Halbert zu sich selbst; „ich möchte klüger werden als Eduard, der sich alle Mühe giebt. Marie soll sehen, ob er allein der Rathgeber sein und an ihrer Seite sitzen darf, wenn sie liest; ob er allein ihr jedes Wort und jeden Buchstaben zeigen darf. Aber stehe ich nicht träge und feig? Warum fürchte ich mich denn, diese Gestalt zu beschwören? ich habe es ja schon ein Mal bestanden, warum nicht zum zweiten Mal? Was kann mir dieser Schatten anthun? bin ich nicht kräftig und stark, und trage ich nicht an meiner Seite das Schwert meines Vaters? sträubt sich mein Haar, klopft mein Herz bei dem Gedanken, einen Schatten anzurufen? wie soll ich denn einer Schaar von Männern von Fleisch und Blut entgegentreten? ich will den Zauber erproben, bei der Seele des ersten Glendinning!“

Er zog den ledernen Halbstiefel von seinem rechten Fuß, nahm eine feste Haltung an, zog das Schwert aus der Scheide und schaute sich muthig

um; drei Mal beugte er sich andächtig gegen den Distelstrauch und gegen die kleine Quelle und sprach in entschlossenem Tone:

„Drei Mal beuge ich mich vor dem Distelstrauch, drei Mal vor der Quelle! erscheine, erscheine, weiße Frau von Avenel!“

Raum hatte er diese Worte ausgesprochen, als eine Frau in weißer Kleidung erschien und drei Schritte vor ihm stehen blieb. Er hatte den Entschluß gefaßt, die Gestalt, die er schon zwei Mal gesehen hatte, sollte ihn nicht zum dritten Male in Schrecken setzen; dennoch wurde sein natürlicher Muth im ersten Augenblick überwältigt. Halbert stand schweigend und keuchend da, mit emporgesträubtem Haar, mit offenem Munde, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, das Schwert mit der Spitze gegen die Erscheinung gefehrt. Endlich siegte sein Muth über sein Erstaunen und er fragte mit schwankender Stimme:

„Frau, als ich Euch im Thal sah und Ihr das schwarze Buch Mariens von Avenel zurückbrachtet, da verspracht Ihr mir, ich sollte einst darin lesen lernen. So will ich nicht länger zögern, ich will gern lernen; und Du versprachst mir ja, behülflich dabei zu sein, schöne Frau. Ich fürchte mich nicht mehr vor Deiner Gegenwart und will Deinem Unterricht nicht länger ausweichen.“

Während er so sprach, zeigte sich die Gestalt körperlich und deutlich, obgleich sie nicht so scharfe Farben und Umrisse sehen ließ, wie die Bewohner der Erde.

„Willst Du meine Bitte erfüllen, schöne Dame?“ fragte Halbert weiter; „willst Du mich das heilige Buch wiederfinden lassen, um das Marie von Avenel so oft weinte? Ja, ich habe lange gewartet, aber nun sollst Du mich bereit finden, mit doppeltem Eifer vorwärts zu schreiten. Seit Kurzem ist mein Geist von andern Gedanken erfüllt, und ich will meine Zeit mit andern Beschäftigungen verbringen. Ich kam als ein Knabe hierher und kehre als ein Mann zurück, der nicht nur mit seines Gleichen umzugehen weiß, sondern mit Allem, was Gottes Rathschluß ihm zuführt. Ich will den Inhalt jenes geheimnißvollen Buches ergründen und will erfahren, warum die Lady von Avenel es so lieb hatte, warum die Priester es fürchten



und stehlen wollten, und warum Du es ihnen wieder entriffest. Sprich, ich beschwöre Dich: welches Geheimniß liegt in diesem Buche verborgen? Gieb mir das Buch, Frau! sie nennen mich träge und dumm, aber meine Mühe wird dies Mal gesegnet sein. Gieb mir das Buch, ich bitte Dich darum!“

„Gieb mir die Hand!“ erwiderte die Erscheinung, „und Du sollst sehen, was niemals ein menschliches Auge bisher sah.“

Halbert Glendinning reichte muthig und kühn der weißen Frau die Hand.

Als sie bemerkte, daß seine Hand in der ihrigen zitterte, fragte sie: „Warum fürchtest Du Dich, mit mir zu gehen?“

„Es giebt keinen Quell, keinen Wald, den ich zu besuchen fürchtete,“ entgegnete der unerschrockene Knabe. „Von keinem Pfade, der durch mein heimatliches Land führt, soll mich die Furcht zurückhalten.“

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, wurden Beide in reißendstem Flusse in die Tiefe der Erde hinabgerissen, so daß Halbert Athem und Bewußtsein verlor.

Endlich hielten sie mit einem heftigen Stoße an, Halbert wurde durch seine überirdische Gefährtin aufrecht erhalten. Allmählich um sich blickend, sah er eine Grotte, die aus dem reinsten Crystall bestand; und das Licht, welches von einer auf einem alabasternen Altar brennenden Flamme ausging, in tausendfachem Strahl zurückflamnte.

Der Altar stand in der Mitte der runden hohen Grotte, welche dem Dom einer Kirche glich. Nach den vier Himmelsgegenden liefen vier lange Galerien, aus demselben glänzenden Stoff wie der Dom selbst gebaut, und verloren sich in das Dunkel.

Von tausend Punkten strahlte eine Fülle von Glanz zurück, daß das Auge geblendet wurde. Das Feuer auf dem Altar senkte sich, dann stieg es wieder und erhob sich zuweilen zu einer glänzenden Flammenpyramide; dann schwand es wieder zu einem sanften Schimmer. Mitten in dem Feuer lag das schwarze Buch ganz unversehrt und unbeschädigt.

Die weiße Frau von Glendinning schien Alles um sich her zu be-



Er streckte seinen nackten Arm in die Flammen und zog  
das heilige Buch heraus.

schauen und sprach dann in ihrem gefangreichen Tone: „Hier in dem flammenden Feuer liegt das Buch; berühre es und nimm es!“

Voll Verlangen, seinen Muth zu beweisen, streckte Halbert unverzüglich seine Hand in die Flammen und glaubte, er würde die Wirkung des Feuers durch seine Schnelligkeit schwächen. Allein er irrte sich. Die Flamme ergriff augenblicklich seinen Ärmel und obgleich er die Hand schnell zurückzog, wurde sein Arm doch so schrecklich verlegt, daß er unwillkürlich einen lauten Schrei ausstieß.

Er unterdrückte jedoch den Ausdruck des Schmerzes und ließ nur ein krampfhaftes Zucken und ein dumpfes Wimmern merken. Die weiße Frau strich ihm sogleich mit ihrer kalten Hand über den Arm, und bald war sein Schmerz verschwunden und keine Spur von Verbrennung mehr sichtbar.

Auf einen Wink seiner Führerin entblößte Halbert seinen Arm und riß den verbrannten Ärmel herab. Kaum waren die Reste davon auf den Boden gefallen, als sie sich sammelten und wie durch eine unsichtbare Flamme in Asche verwandelt wurden; ein Windstoß zerstreute sie in die Luft.

„Gieb Dein Streben nicht auf!“ sprach die weiße Frau; „versuche Dein Glück noch ein Mal!“

Durch diese Worte ermutigt, machte Halbert Glendinning einen zweiten Versuch; er streckte seinen nackten Arm in die Flammen und zog das heilige Buch heraus, ohne im Geringsten beschädigt zu werden. Zu seinem Erstaunen sah er, wie sich die Flamme verdichtete und in einem langen Strom empor fuhr; dann plötzlich von dem Dach der Höhle wieder zurückfiel und gänzlich erlosch. Es folgte die tiefste Finsterniß, die weiße Frau ergriff Halberts Hand und stieg mit ihm ebenso schnell zur Oberwelt zurück, wie sie in die Tiefe der Erde versunken waren.

Sie standen an der Stelle, wo die Quelle aus dem Boden heraussprudelte. Als der Jüngling um sich blickte, sah er zu seiner Verwunderung, daß der Tag fast vorüber war, denn die Schatten fielen schon weit nach Osten hin. Indem er seine Führerin um eine Erklärung bitten

wollte, sah er die Gestalt allmählich vor seinen Augen verschwinden; ihre Wangen wurden blasser, die Züge unbestimmter, die ganze Form schattenartig und sich gleichsam mit dem Nebel vermischend, der aus der schmalen Schlucht emporstieg.

„Bleibe, flüchtiger Geist,“ sagte der Jüngling, der durch sein Glück in der unterirdischen Höhle kühn gemacht worden war. „Du darfst mich nicht verlassen wie Einen, der eine Waffe besitzt und sie nicht zu führen versteht; Du mußt mich in dem Buch lesen lehren; was hilft mir dein Besitz, wenn ich es nicht verstehe?“

Aber immer mehr entschwand die Gestalt der weißen Frau seinen Augen, bis sie ganz unsichtbar wurde, nachdem sie die Worte gesprochen:

„Gedulde Dich! des Himmels Gnade wird Dir einst die Zeit und den Führer bestimmen.“

Während die Stimme in dem sanften Tone verschmolz, entfernte sich die Gestalt allmählich von dem Orte. Jetzt empfand Halbert plötzlich die ganze Gewalt des Schreckens, die er so lange von sich zurückgehalten hatte. Bisher hatte die Nothwendigkeit ihm Kräfte verliehen, und das geheimnißvolle Wesen ihm selber eine Art von Sicherheit gegeben, aber jetzt, als er ruhig über das Ereigniß nachdachte, fühlte er, wie seine Glieder zitterten; sein Haar sträubte sich empor und er blickte ängstlich um sich her. Einige Minuten blieb er schweigend stehen, dann rief er mit ausgestreckten Armen dem verschwundenen Wesen nach:

„O! erscheine mir noch ein Mal, liebliche Gestalt! drei Mal habe ich Dich nun gesehen und doch macht der Gedanke, Du könntest unsichtbar gegenwärtig sein, mein Herz rascher klopfen.“

Die weiße Frau verrieth aber weder durch ihre Stimme noch durch ihre Erscheinung ihre Gegenwart. Halbert hatte indessen seine natürliche Kühnheit wieder gewonnen; nachdem er sich noch einmal umgeschaut, ging er auf einsamen Pfaden durch das Thal zurück. —

Nach Sonnenuntergang erreichte er seine väterliche Wohnung. Die Zeit des Mittagessens war vorüber gegangen, ohne daß er bei Tische erschien; allein dies war nichts Ungewöhnliches; denn Halbert versäumte

über der Jagd und andern Zeitvertreiben oft die festgesetzte Stunde, und seine Mutter war an solche Abwesenheit gewöhnt.

Im gegenwärtigen Falle aber zeigte sich die Frau Elsbeth unwilliger als gewöhnlich, denn es war ihr nicht lieb, daß ihr Sohn nicht nur das Schöpfenfleisch und die gute Wurst, womit sie den Tisch besetzt hatte, veräumte, sondern auch, daß er bei dem Besuche, den der Müller Happer machte, nicht anwesend war. Frau Glendinning hatte den Besuch, der ihr früher nicht ganz angenehm war, diesmal mit Vergnügen empfangen. Der Müller hatte nämlich heute seine Tochter Mysia mitgebracht, deren Gesicht sie dem Unterprior nicht so genau wie ihren Anzug hatte beschreiben können. Die gute Wittve hatte das Mädchen bisher nur als einen unbedeutenden Gegenstand betrachtet; durch die geheimnißvollen Nachforschungen des Unterpriors war sie jedoch darauf gekommen, überall herumzuhorchen, um etwas Gründliches über das Mädchen zu erfahren.

Elsbeth hatte dabei auch den Gedanken, Halbert recht bald zu verheirathen und glaubte Mysia würde eine gute Hausfrau für ihn abgeben; durch eine recht baldige Verheirathung glaubte sie den jungen Mann von dem Vorsatze, ein Freibeuter oder ein Grenzreiter zu werden, abbringen zu können.

Sie freute sich daher, als Happer, der Müller, auf seinem starkknochigen Rosse erschien, hinter sich die liebliche Tochter mit ihren blühenden rothen Wangen und ihrem reichen schwarzen Haar. Die volle und reizende Gestalt des jungen Mädchens gefiel der Frau Glendinning über alles Erwarten und sie zweifelte nicht, daß Halbert sich durch Mysia Happer für immer würde fesseln lassen.

Der Müller machte wenig Umstände. Er hängte seinen Mantel an ein Hirschgeweih, welches die leeren Wände des Thurmes zierte und als Kleiderhängsel bestimmt war. Frau Elsbeth half ihrer auserkorenen Schwiegertochter den Hut und den Mantel ablegen, und so stand die hübsche Tochter des reichen Müllers fröhlich und freundlich vor ihr in einem weißen Kleide, dessen Saum mit großen seidnen und silbernen Franzen besetzt war. Frau Elsbeth konnte nicht müde werden, ihren

schönen Gast vom Häubchen bis zu den Schuhen zu preisen, bis endlich dem Müller das Lob der Tochter zu lang wurde und er es mit folgenden Worten unterbrach:

„Hübsch ist sie freilich und wenn sie fünf Jahr älter wäre, sollte sie ihren Mehlsack aufladen können, wie der beste Esel im ganzen Klosterbezirk. Aber ich habe schon lange nach Eurem Sohne umgeschaut, Frau Elsbeth, der Halbert soll ein wilder Springinsfeld geworden sein und wir werden wohl ein Mal in Westmoreland von seinen Thaten zu hören bekommen.“

Frau Glendinning erschrak, als sie die Furcht aussprechen hörte, daß Halbert wohl dereinst ein Freibeuter werden könnte, und entgegnete hastig, aber doch in schonender Weise: „Behüte mich Gott, guter Nachbar! seit dem letzten Strauße bei Pinkie fürchte ich alle Spieße und Flinten, daß ich schon in Zittern gerathe, wenn man davon spricht. Mein Sohn wird mit Gottes Hülfe ein friedlicher, ehrlicher Klosterunterthan bleiben, wie der Vater gewesen, bis er zuletzt zu dem schrecklichen Gefecht auszog und wie so mancher andere brave Mann nicht wieder zurückkehrte.“

„Das braucht Ihr mir nicht zu bekennen,“ sagte der Müller, „ich bin auch dabei gewesen und vier Beine, die mir nicht gehörten, halfen mir mehr als meine zwei Hände. Denn als ich sah, daß der Feind unsere Reihen durchbrochen hatte, machte ich mich davon.“

„Ja,“ sagte die Frau, „Ihr seid ebenso klug wie tapfer. Wenn Simon so klug gewesen wäre, so könnte er auch noch von jenem Tag erzählen; er war aber stolz auf seine edele Geburt und Verwandtschaft und hielt sich immer zu den braven Rittern und Knappen, die größtentheils keine Weiber hatten. Für meinen Sohn Halbert bin ich übrigens nicht besorgt, denn wenn der das Unglück haben sollte, in Gefahr zu kommen, so hat er das beste Paar Füße im ganzen Klosterbezirk und könnte mit Euren Pferden um die Wette laufen.“

„Ist er das, Frau Nachbarin?“ fragte der Müller, indem er auf den jungen Mann deutete, der so eben eintrat.

„Nein,“ entgegnete die Mutter, „das ist mein jüngster Sohn Eduard;

der kann lesen und schreiben, wie der Herr Abt selber, mit Erlaubniß zu sagen.“

„Das ist also der junge Schreiber, den der Unterprior so sehr lobt? Nun, dann kann ja noch etwas aus ihm werden, vielleicht gar ein Unterprior. Es ist schon manches schadhafte Schiff ans Land geschwommen.“

„Um ein Prior zu werden, Nachbar Müller, muß man erst Priester sein,“ sagte Eduard, „und dazu glaube ich keinen Beruf zu haben.“

„Er hat es gern mit dem Pflug zu thun, Nachbar, und das hoffe ich auch von Halbert,“ sagte die gute Elsbeth. „Aber Ihr solltet den Halbert sehen! Wo ist denn Dein Bruder, Eduard?“

„Wahrscheinlich auf der Jagd,“ versetzte Eduard. „Er ging wenigstens heute morgen weg, um den Laird und seine Hunde zu treffen. Ich hörte sie heute den ganzen Tag unten im Thale bellen.“

„Und wie würde mir das Herz vor Freude schlagen, wenn ich diese Musik gehört hätte!“ sagte der Müller; „ich hätte dann einen Umweg von zwei bis drei Meilen nicht gefürchtet. Als ich noch Müllerknappe war, bin ich oft hinter den Hunden des Lairds hergegangen und mußte dem Zuge folgen, wenn die Reiter in den Moor gerathen waren. Oft trug ich auch das erlegte Wild nach Hause. Ich sehe noch immer den alten grauen Ritter auf seinem weißen Streitrosse sitzen. „Höre ein Mal, Müller,“ sagte er einst zu mir, „wenn Du nicht wieder in die Mühle zurück, sondern mit mir gehen willst, so soll ein rechter Mann aus Dir werden. Aber ich ging doch lieber in die Mühle und hatte Recht; denn der stolze Percy ließ fünf von den Leuten des Lairds hängen, weil sie ein paar Häuser in der Umgegend in Brand gesteckt hatten.“

„Ei, Nachbar,“ sagte Frau Glendinning, „Ihr seid klug und tapfer, wenn Ihr aber ein Jagdliebhaber seid, wird Euch Halbert auch nicht missfallen. Er versteht von Falken und Hunden ebenso gut zu sprechen, wie Tom, der Jäger des Abts.“

„Kommt er denn nicht zum Mittagessen nach Hause?“ fragte der Müller, „bei uns ist die Essenszeit gerade um zwölf Uhr.“

Kopfschüttelnd vernahm der Müller, daß Halbert nicht selten auch diese wichtige Stunde des Tages versäumte.

Um den Müller nicht in üble Stimmung zu versetzen, beschloß Frau Glendinning, das Mittagsmahl schleunigst herzustellen und rief Maria von Avenel herbei, damit sie Myisia Happer unterhielte, während sie selbst in die Küche eilte. Hier richtete sie eine solche Unordnung unter allen Töpfen und Tiegeln an, daß Tibb Tacket über die Unordnung und ihre widersprechenden Befehle endlich die Geduld verlor und unwillig, doch halb für sich sprach: „Was das für ein Lärmen um das Mittagessen eines alten Müllers ist? Gerade als ob ein Nachkomme von Bruce bewirthet werden sollte!“

„Was ist denn das für ein schmuckes Jüngferchen?“ fragte der Müller, als Marie von Avenel in das Zimmer trat.

„Das ist die junge Lady von Avenel,“ sagte die Müllerstochter, indem sie sich etwas bäurisch, aber tief verneigte. Auch der Müller nahm seine Mütze ab und machte seine Verbeugung.

Marie von Avenel hatte sich theils aus angeborenem Schicklichkeitsgefühl, theils nach dem Beispiel der Mutter ein würdiges Betragen zu eigen gemacht, so daß sie durch ihr Erscheinen überall Achtung erweckte; auch hatte sich die Nachricht verbreitet, daß sie am Abend Allerheiligen geboren und im Besitz einer gewissen Gewalt über die unsichtbare Welt sei. Daher war es gekommen, daß die jungen Männer und Mädchen, wenn sie unter sich waren, ihr den Namen „der Geist von Avenel“ gaben.

Die beiden Mädchen waren bald in ein Gespräch gerathen, welches ihrem Alter angemessen war. Sie besuchten Mariens Tauben, welche mit mütterlicher Zärtlichkeit gepflegt wurden, sie musterten die Kasten, welche der jungen Lady Putz und Kostbarkeiten enthielten und die gute muthige Myisia war weit entfernt, Neid darüber zu zeigen. Allmählich wurden sie vertraulicher, so daß die Müllertochter sogar die dreiste Frage aufstellte, weshalb Marie von Avenel niemals bei einem Maifeste erschien; als die junge Lady versicherte, daß sie den Tanz nicht liebe, konnte Myisia nicht Worte finden, ihre Verwunderung auszusprechen. Plötzlich wurde ihre



Unterhaltung durch Pferdegetrappel unterbrochen, welches sich am Thor hören ließ.

„Ach, heilige Jungfrau!“ rief Mysia, die in ihrer weiblichen Neugier an das Fenster geeilt war, „wollt Ihr nicht herkommen und die beiden stattlichen Reiter betrachten, die eben anlangen?“

„Nein,“ antwortete Marie, „sage mir, wer sie sind?“

„Ei, wer soll sie kennen,“ sagte Mysia, „aber doch, den einen kenne ich, und Ihr auch, Lady, er ist ein lustiger munterer Mann, zwar ein wenig leichtsinnig, aber darauf kommt es jetzt bei den Männern nicht an. Es ist der Grenzreiter Eures Oheims, Christie von Clinthill; aber er trägt heute nicht seine alte grüne Jacke und darüber den schwarzen Harnisch, sondern einen mit Silber gestickten Scharlachrock und sein Panzer glänzt hell, daß Ihr Euch das Haar davor aufstecken könnt, wie vor Eurem Spiegel. Kommt doch, Lady, und schaut durch das Fenster!“

„Wenn der es ist, Mysia,“ entgegnete Marie von Avenel, „so gewährt mir sein Anblick nicht viel Trost oder Vergnügen und ich werde ihn noch früh genug zu sehen bekommen.“

„Nun, wenn Ihr den lustigen Christie nicht mögt,“ versetzte die Müllerstochter in großer Aufregung, „so kommt nur her und sagt mir, wer sein Begleiter, der stattliche Mann, ist? Ich habe niemals einen hübscheren, liebenswürdigeren jungen Mann gesehen.“

„Das ist Halbert Glendinning,“ sagte Marie, anscheinend gleichgültig.

„O, das ist er nicht,“ sagte Mysia. „Ich kenne du sagte Glendinnings sehr gut. Aber dieser Reiter ist aus der Fremde. Sein volles braunes Haar ist von einer Sammetmütze bedeckt, er trägt einen kleinen Stutzbart, aber das Kinn ist glatt geschoren; er ist in ein himmelblaues, mit weißer Seide gefüttertes Wamms gekleidet und trägt nur einen Stoßdegen und einen Dolch als Waffe. Gefällt Euch das nicht, Lady? Wenn ich ein Mann wäre, so trüge ich immer nur einen solchen leichten Degen und nicht so ein breites Schwert mit einem verrosteten Griff, wie mein Vater.“

„So viel ich davon verstehe,“ versetzte Marie, „so ist das beste Schwert dasjenige, was für die beste Sache und auf die beste Weise geführt wird.“

„Aber errathet Ihr gar nicht, wer der Fremde sein mag?“ fragte Mysia.

„Nein,“ antwortete Marie, „nach seinem Gefährten zu urtheilen, ist es auch nicht der Mühe werth, ihn kennen zu lernen.“

„Wahrhaftig, er steigt eben ab,“ sagte Mysia, „ich freue mich darüber so, als ob mir mein Vater die silbernen Ohrringe geschenkt hätte, die er mir schon so lange versprach. O, Ihr müßt durchaus an das Fenster treten.“

Bei Marie von Avenel siegte endlich auch die Neugierde über ihre Würde; sie eilte an das hervorstehende Fenster und konnte von hier recht gut sehen, daß Christie von Clinthill von einem stattlichen und gepugten Ritter begleitet wurde; dieser zeigte ein so edles Benehmen und war so reich gekleidet und gut beritten, daß sich wohl vermuthen ließ, er sei von vornehmem Rang.

Auch Christie schien sich stolzer vorzukommen, denn er rief in einem noch anmaßenderen Tone als gewöhnlich: „Ist denn Niemand zu Hause? Martin! Tibb! Frau Glendinning! Antwortet mir denn kein Bauernlämmel? Sollen wir denn die von Schweiß triefenden Pferde hier in der Kälte stehen lassen? Siehe da, alter Bursche!“ fuhr er fort, indem er den alten Martin erblickte, „lebst Du auch noch? Führe die Pferde in den Stall, füttere und puze sie ordentlich; sie dürfen nicht eher aus dem Stall, bis das Haar ganz glatt ist!“

Martin zog die Pferde in den Stall, konnte aber doch nicht unhin, seinem Gehilfen, dem alten Kaspar, seinen Aerger auszusprechen: „Glaubt denn der Kerl wirklich, er wäre ein Lord? Sieh ein Mal! Ich kann mich noch recht gut erinnern, wie er Bratenwendelunge im Hause von Avenel war und sich des Morgens, wenn es kalt war, seine Hände warm reiben mußte. Jetzt giebt er sich das Ansehen eines vornehmen Herrn und flucht, wie die vornehmen Leute; aber ich werde ihm sagen, er müsse sein Pferd selber bedienen, denn das versteht er so gut, wie ich.“

„Still,“ erwiderte der alte Bauer, „es ist viel besser, einem Narren gehorchen, als sich mit ihm schlagen.“

Durch diese wahre Bemerkung ermuthigt, übernahm es Martin selber, das Pferd des Fremden sorgfältig zu pugen und das andere dem Kaspar zu überlassen. Dabei bemerkte er, es sei ein wahres Vergnügen, ein so hübsches Thier zu pflegen. Nachdem er Christie's Befehle vollzogen hatte, wusch er sich und begab sich in das Haus, um seinen Antheil am Essen zu erhalten, welches die Diener in Gesellschaft der Herrschaft einnahmen.

Christie stellte unterdessen seinen Gefährten der Frau Glendinning als Sir Piercie Shafton, einen Freund seines Herrn, vor, welcher einige Tage in der Stille im Thurme zubringen wollte. Die gute Frau wunderte sich, wie sie zu einer solchen Ehre käme und hätte gern die Bewirthung eines vornehmen Gastes mit der Entschuldigung zurückgewiesen, daß es bei ihr an jeder Bequemlichkeit mangle; auch der Fremde blickte auf die leeren Wände, den rauchenden Kamin und die ätlichen Zimmergeräthe mit einem so unwilligen Blick, daß man wohl merkte, er fühle keine große Lust, von der Frau Glendinning unter diesen Umständen bewirthet zu werden.

Auf alle Vorstellungen aber antwortete Christie mit dem unerschütterlichen Ausspruch: „Mein Herr will es so und der Wille des Barons von Avenel gilt in einem Umkreise von zehn Meilen als Gesetz; außerdem ist hier noch ein Brief an Euren Priesterlord. Auch er befehlt, Ihr mögt diesen guten Ritter still bei Euch leben lassen und ihn so gut bewirtheten, wie möglich.“

Frau Glendinning befragte ihren Sohn Eduard, ob denn in dem Brief wirklich des Abtes Befehl enthalten sei, und als Eduard dies bejahte, blieb ihr nichts weiter übrig, als sich in ihr Schicksal zu fügen.

Bald dampfte ein reizendes und schmachhaftes Mahl vor den versammelten Gästen.

Sir Piercie Shafton ließ sich huldreich herbei, mit Marie von Avenel zu plaudern, fand aber zu seiner Verwunderung, daß das junge Mädchen ihm sehr gleichgültig zuhörte und die schönen glänzenden und unverständlichen Redensarten, die er an sie richtete, sehr kurz beantwortete. Gelang

es ihm aber nicht, den erwarteten Eindruck bei der Lady hervorzubringen so wurden seine Reden desto mehr von der Müllertochter bewundert und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht ein einziges Wort davon verstand Sie wurde jedoch durch den gelehrten und höflichen Unsinn so geblendet als wäre ihr der Staub von ihres Vaters Mehlsäcken in die Augen geflogen. Sie saß mit offenem Munde und Augen da, gerade, als ob das Thor und die beiden Fenster in der väterlichen Mühle geöffnet worden.

Unter den Männern der Gesellschaft schämte sich Eduard seiner lang samten Sprache, als er bemerkte, wie leicht und geläufig der hübsche junge Hofmann über alle hochtrabenden Redensarten hinglitt, obgleich er mit seinem natürlichen Gefühl wohl begriff, daß der galante Ritter nur Unsinn sprach.

Christie stillte seinen reichlichen Appetit und unterbrach dann die feiner Redensarten des Ritters mit derselben Unverschämtheit, wie er seine Lanze durch ein gesticktes Kleid gebohrt haben würde. Diese Vertraulichkeit duldete indeß der vornehme Sir Piercie Shafton nicht, sondern wies den zudringlichen Menschen, der sich mit ihm auf gleichen Fuß stellen wollte, nachlässig oder mit kurzen Worten zurück. Der Müller verhielt sich ganz ruhig, denn er hütete sich wohl, den englischen Ritter zu unterbrechen oder in Christie Clinthill's Gegenwart von seiner reichen Mühle zu sprechen und eine andere Unterhaltung stand ihm niemals zu Gebote.

„Wahrhaftig, Lady,“ wendete sich der Ritter an Marie von Avenel „ich bedaure Euch, daß Ihr, von so edler Abkunft, in der Hütte solcher unwissender Menschen verweilen müßt, gleich einem Edelstein am Hals einer Kröte oder einem Blumenkranz am Kopf eines Esels. Aber wer ist denn jener junge Mann, welcher im Blicke etwas Bornehmes hat und trotz seiner bäurischen Kleidung sich ziemlich edel benimmt?“

„Ich bitte Euch,“ erwiderte Marie, „spart Eure feinen Vergleich für ein feineres Ohr und erlaubt mir, Euch jenen Herrn, der eben eintritt, als Halbert Glendinning vorzustellen.“

Glendinning nannte mein Führer die Frau dieses Hauses,“ versetzt

der englische Ritter, „es ist also der Sohn der guten Dame aus dem Dorfe. Aber der junge Mann hat etwas, was von vornehmer Geburt zeugt. Denn nicht Alle, die schwarz aussehen, sind Kohlenbrenner.“

„Und nicht Alle, die weiß aussehen, sind Müller,“ sagte der ehrliche Happer, indem er sich freute, auch ein Wort sprechen zu können.

Halbert ertrug eine Zeit lang geduldig die Blicke des Engländers, wußte sich aber sein Benehmen und seine Sprache nicht zu erklären. Endlich erwiderte er etwas rauh: „Herr Ritter, bei uns zu Lande pflegt man zu sagen, Niemand soll den Strauch vernichten, der uns verbirgt. Die Diener sagten mir, Ihr wäret ein Gast in meines Vaters Hause, das Euch beschützen soll; daher spottet nicht über dies einfache Haus und seine Bewohner! Ihr hättet lange am englischen Hofe bleiben können, ehe wir Euch mit unserer Gesellschaft belästigt hätten. Hat Euch aber das Schicksal ein Mal hierhergeführt, so nehmt auch mit unserer Gastfreundschaft und unserer Unterhaltung vorlieb, aber verhöhnt uns nicht wegen unserer Güte! Denn die Schotten haben kurze Geduld und lange Schwerter!“

Alle blickten auf Halbert und fühlten zugleich, daß sich in seiner Haltung und in seiner Person eine Würde ausdrückte, die sie vorher niemals bemerkt hatten. Es war nicht zu bestreiten, daß Halbert seit jenem Tage, wo er mit dem wunderbaren Wesen Gemeinschaft gehabt hatte, ein ganz anderer Mensch geworden war und sich mit der Sicherheit und Entschlossenheit eines reifen Mannes und zugleich mit der Würde eines Mannes von hohem Rang benahm. Dabei läßt sich aber nicht bestimmen, ob er diese Anmuth und Würde von jenem wunderbaren Wesen erhalten habe, oder ob er schon von der Natur zu einer höheren Bestimmung berufen war.

Der Ritter nahm die Antwort in guter Laune auf.

„Bei meiner Ehre,“ sagte er, „Du hast auf Deine Weise ganz Recht, aber ich verspottete ja auch nicht das Dach, unter welchem ich mich befinde. Wenn ich sage, Du seist in Niedrigkeit geboren, verstündest Dich aber

empor zu schwingen, so gereicht dies viel eher zu Deinem Lobe, denn die Lerche erhebt sich aus ihrem Neste vom Boden ebenso zur Sonne wie der Adler, der an Felsen nistet.“

Diese hochtrabende Rede wurde von Frau Glendinning unterbrochen, welche in der größten Angst den Teller ihres Sohnes mit Speise belut und ihm zu gleicher Zeit leise Vorwürfe wegen seines späten Kommens machte „Nimm Dich nur in Acht,“ sagte sie, „daß Du nicht einmal mit schlimmer Gestalten zusammen triffst! Hüte Dich, wenn Du nach einem Wild zielst, daß Dich der Hirsch nicht stößt, wie es dem Thorburn ging, der von seinen Wunden nicht wieder aufkam; hüte Dich auch, daß Du, wenn Du das lange Schlachtschwert an der Seite trägst, nicht mit Männern zusammentrifftst, die auch Schlachtschwerter führen und Lanzen dazu, es giebt viele solcher Grenzreiter, welche weder Furcht vor Gott, noch Achtung vor Menschen haben.“ Hierbei blickte sie auf Christie und sah aus seinen schlauen und lauernden Blicken, daß sie zu viel gesagt hatte; sie dachte auch an ihre zwölf schönen Kühe, die der Grenzreiter bei Mondenschein das Thal hinabtreiben könnte; schnell unterbrach sie daher ihre mütterlich Ermahnungen und setzte entschuldigend hinzu: „Damit will ich aber nicht Böses von den Grenzreitern gesagt haben. Einem Grenzreiter kommt der Speer ebenso gut zu, wie dem Priester die Feder oder einer Dame der Kopfschmuck. Habe ich das nicht immer gesagt, Tibb?“

Tibb zögerte ein wenig, ehe sie diese respectvollen Ausdrücke bestätigte endlich aber sagte sie: „Ja, ja, Frau, das habt Ihr manchmal zu mir gesagt.“

„Mutter,“ fragte Halbert jetzt im gebieterischen Tone: „was unwen fürchtet Ihr unter dem Dache meines Vaters? hoffentlich beherbergt es keinen Gast, in dessen Gegenwart Ihr nicht zu meinem Bruder oder zu mir sprechen dürft, was Euch beliebt. Es thut mir leid, daß ich so lange ausgeblieben bin, da ich bei meiner Rückkehr so schöne Gesellschaft sehe. Mit dieser Entschuldigung laßt es gut sein! Was Euch genügt wird hoffentlich auch unsern Gästen nicht unangenehm sein.“

Diese Antwort hielt sich so trefflich zwischen dem kindlichen Gehorsam

und dem Selbstgefühl des Jünglings, welcher zugleich der Herr des Hauses war, daß sie allgemeine Zufriedenheit erregte. Am andern Tage mußte Elsbeth Tibbie gestehen, sie habe dem Halbert gar nicht so viel Stolz und Ruhe zugetraut. „Früher,“ sagte sie, „fuhr er bei der geringsten Gelegenheit wie ein gereizter Hahn auf, aber gestern war er ernst und ruhig, wie der Abt des Klosters der heiligen Jungfrau. Ich weiß nicht, was mit ihm vorgegangen sein mag, aber er trägt den Kopf hoch.“

Indem die Gesellschaft sich trennte, begaben sich die jungen Leute in ihre Zimmer und die älteren zu ihren häuslichen Arbeiten. Christie ging nach dem Stall, Eduard setzte sich zu seinem Buche und Halbert, welcher in Handarbeiten geschickt war, richtete sich in einem Gemache einen Verschlag zu, in welchem er die Abschrift der heiligen Schrift aufbewahren konnte, die er aus der Gewalt von Menschen und Geistern wieder erobert hatte.

Sir Piercie Shafton saß unterdessen unbeweglich auf seinem Stuhle, die Hände über der Brust gefaltet, die Füße vor sich ausgestreckt, die Augen zur Decke gefehrt, als wollte er die einzelnen Spinnewebe daran zählen; dabei behauptete er eine so unerschütterliche Ernsthaftigkeit, als ob sein Leben von seinen Grübeleien abgehangen hätte.

Aus diesem nachdenklichen Zustande weckte man ihn, indem man ihn zum Abendessen rief. Bei dieser Gelegenheit erschienen die jungen Frauen nicht, Sir Piercie Shafton schaute sich wiederholt um, fragte aber nicht weiter und beantwortete die Fragen, welche man zwei Mal an ihn richtete, in aller Kürze.

Christie hatte jetzt allein das große Wort und kramte seine wilden und schändlichen Kriegsthaten vor den Zuhörern aus. Während Tibb Tacket sich freute, ein Mal wieder solche Geschichten anhören zu können, sträubte sich das Haar der Frau Elsbeth. Die beiden Brüder Glendinning blieben, bis die Gesellschaft sich zur Nachtruhe trennte, in ihren besonderen Gedanken versunken.

Am folgenden Morgen war Christie von Elinthill verschwunden und Niemand wunderte sich darüber, da er selten Jemand sein Vorhaben mit-

theilte. Man besorgte anfänglich, er würde etwas mitgenommen haben, es fand sich jedoch noch Alles in Ordnung. Halbert untersuchte Alles um den Thurm herum genau und begab sich um sieben Uhr in das gemeinsame Wohnzimmer zum Frühstück. Dies war ungewöhnlich, denn in der Regel nahm er sein Gewehr oder seine Armbrust und ging schon vor Tagesanbruch ins Freie. Im Wohnzimmer fand er den schönen Ritter in derselben nachdenklichen Stellung wie am vergangenen Abend; die Arme würdevoll über einander geschlagen, die Augen auf die Spinnweben an der Decke geheftet, die Füße noch auf derselben Stelle.

„Herr Ritter,“ sagte Halbert in festem Tone, „ich bot Euch schon zwei Mal einen guten Morgen, aber in Eurer Geistesabwesenheit achtetet Ihr nicht darauf. Es steht Euch jetzt frei, meinen Gruß zu erwidern oder nicht; ich muß Euch jedoch bitten, mir Eure Aufmerksamkeit zu schenken, da ich Euch etwas zu sagen habe, was Eure Angelegenheit besonders angeht.“

Sir Piercie Shafton schlug die Augen auf und warf dem Sprechenden einen trotzigen Blick zu, allein Halbert erwiderte denselben dreist und muthig. Der Ritter hielt es darauf für angemessen, seine Stellung zu ändern und seine Augen auf den jungen Glendinning zu richten, zum Zeichen, daß er genau auf seine Worte Acht geben wolle.

„Sprich! wir hören zu,“ sagte er.

„Herr Ritter,“ fuhr der Jüngling fort, „es ist in diesem Klosterbezirk Sitte, keinen Gast, der nur von Sonnenaufgang bis zum Untergang bei uns verweilt, durch Fragen zu belästigen. Es kommen Verbrecher und Schuldner hierher, um unserer Gastfreundschaft zu genießen und wir forschen bei keinem Pilger nach der Ursach seiner Wallfahrt oder seiner Buße. Wenn jedoch Jemand, der so hoch über uns steht, wie Ihr, Herr Ritter, auf längere Zeit unser Gast sein will, so ist es bei uns Sitte, ihn zu fragen, woher er kommt und was die Veranlassung seiner Reise ist.“

Nachdem der englische Ritter einige Male gegähnt hatte, versetzte er im spöttischen Tone: „Deine Frage, guter Dorfbewohner, kann mich



allerdings etwas in Verlegenheit setzen, denn Du fragst mich etwas, worauf ich Dir keine genügende Antwort geben kann. Begnüge Dich damit, guter Jüngling, daß Dir der Abt befohlen hat, mich so gut zu bewirthen, wie es in Deinen Kräften steht, und dies ist doch gewiß nicht der Art, daß Einer von uns damit zufrieden sein könnte.“

„Ich verlange eine bestimmtere Antwort, Herr Ritter,“ entgegnete der junge Glendinning.

In diesem Augenblick trat Marie von Avenel in das Gemach. Halbert nahm sich vor, Sir Piercie Shafton an einem passenderen Orte und bei einer anderen Gelegenheit auszufragen, jetzt aber die Sache nicht weiter zu treiben. Die fernere Unterhaltung wurde noch dadurch unmöglich, daß seine Mutter mit dem Müllermädchen eintrat und der ehrliche Müller ebenfalls aus der Scheune zurückkehrte, wo er den Betrag des Korns berechnet hatte. Die Hauptpersonen standen in gutem Vernehmen und man machte sich heiter an das Frühstück.

Marie von Avenel, die sich jetzt in Gesellschaft freier fühlte, benahm sich freundlich gegen den guten Ritter und dieser wurde dadurch ermuntert, die Blumen seiner Beredsamkeit reichlicher zu spenden. Er wurde mittheilender, als er sich vorher gegen Halbert Glendinning bewiesen hatte, und gab zu verstehen, daß er nur in Folge einer dringenden Gefahr ihr Gast sei.

Nach dem Frühstück trennte sich die ganze Gesellschaft. Der Müller schickte sich zur Abreise an, während sich seine Tochter zu längerem Aufenthalt einrichtete. Die Frau verließ das Gemach, um Eduard wegen einiger Geschäfte des Landbaues zu Rathe zu ziehen und Marie wollte ihr nachfolgen, als sie sich besann, daß alsdann der fremde Ritter mit Halbert allein bleiben mußte und leicht ein Streit zwischen Beiden entstehen könnte. Sie kehrte daher plötzlich von der Thür des Gemaches zurück und setzte sich in eine Fenstervertiefung, in der Absicht, durch ihre Gegenwart Halbert Glendinning's heftige Gemüthsart zu zügeln. Der Fremde glaubte, sie wüßte seine Gesellschaft oder hielt es nicht für passend, eine Dame schweigend und verlassen sitzen zu lassen; er setzte sich daher neben sie und eröffnete die Unterhaltung.

Als Halbert sich in die Unterhaltung mischte, versetzte der Ritter in artigem, aber stolzem Tone:

„Ehrlicher Besitzer eines unbedeutenden Lehngutes, in unseren südlichen Gegenden sprechen wir nicht mit Leuten, die nicht auf dem Fuße der Gleichheit mit uns stehen; ich muß Euch daher in aller Bescheidenheit daran erinnern, daß wir durchaus nicht auf gleichem Standpunkte stehen, weil ich nothwendiger Weise ein Bewohner derselben Hütte geworden bin.“

Eben wollte Marie antworten, als Halbert in stolzem und zornigem Tone ausrief: „Nicht der König von Schottland, wenn er lebte, sollte mich so behandeln!“

Marie stellte sich zwischen ihn und den Fremden und rief: „Um Gottes willen, Halbert, bedenke, was Du thust!“

In demselben Augenblick trat Eduard in das Gemach und meldete, so eben träfen zwei wichtige Beamte des Klosters, der Küchenmeister und der Aufseher des Refectoriums, mit einigen beladenen Maulthieren ein und brächten die Nachricht, der Abt, der Unterprior und der Sakristan befänden sich unterwegs. Niemand hätte sich träumen lassen, daß der Abt freiwillig nach einem so rauhen und unangenehmen Orte, wie dieses Klosterrevier war, kommen würde; die Neuigkeit erweckte daher bei allen Gliedern der Familie unerhörtes Erstaunen.

Nur der stolze Halbert fühlte zu tief die empfangene Beleidigung, als daß er an etwas Anderes hätte denken können.

„Ich freue mich,“ sprach er, „daß der Abt selbst hierher kommt; von dem Priester will ich hören, mit welchem Rechte der Fremde uns unter dem väterlichen Dache wie Sklaven behandeln darf.“

„Bester Bruder,“ sagte Eduard, „bedenke, was Dir diese Worte kosten können.“

„Was können sie mir kosten?“ entgegnete Halbert, „soll ich etwa aus Furcht vor dem Abt mein menschliches Gefühl und meinen gerechten Zorn unterdrücken?“

„Aber unsere Mutter, unsere Mutter!“ rief Eduard, „wie willst Du

es ihr ersetzen, wenn Du sie durch Deine Uebereilung ihres Eigenthums und ihres Herdes beraubst?"

„Das ist freilich wahr,“ sagte Halbert, indem er sich vor die Stirn schlug; dann stampfte er leidenschaftlich mit dem Fuß auf den Boden, unterdrückte seinen Zorn und verließ das Gemach.

Frau Glendinning rief inzwischen mit schmeichelnder Stimme um Mariens Hülfe, und diese freute sich, daß sie den höflichen Reden des galanten Ritters entgegen konnte.

Der Ritter eilte die Treppe hinab, ließ sich sein Pferd satteln und ritt dem Abt entgegen. Schon nach einer kleinen Strecke traf er mit der Gesellschaft zusammen, die sich mit jener Langsamkeit bewegte, welche für solche würdige Personen passend war. Der Ritter bewillkommnete den Abt mit der Freundlichkeit, welche unter den vornehmen Leuten jener Zeit üblich war. Zu seiner Freude bemerkte er unter dem Gepäck der Gesellschaft seinen Koffer, und begleitete nun, frei von aller Besorgniß, den Abt nach dem Thurm von Glendearg. Die gute Frau Elsbeth hatte mit ihren Gehülften Alles in Bewegung gesetzt, dem Vater Abt und seinem Gefolge einen schicklichen Empfang zu bereiten. Als sie dem noch von Zorn erfüllten Halbert begegnete, befahl sie ihm, sich sogleich in den Wald zu begeben und ein Stück Wild zu schießen; er sollte, meinte sie, jetzt seine Geschicklichkeit, die er sonst zu seinem Vergnügen übte, zur Ehre des Hauses benutzen.

Der abreisende Müller versprach, mit seinem Diener einige Fische zu senden, und seine Tochter belohnte Frau Elsbeths Gastfreundschaft durch ihre Kenntnisse in der edlen Kochkunst, welche sie in der Nähe des Klosters erworben hatte; denn ihre Hände ahmten alle solche Leckereien nach, wie sie in der Küche des Abts an Festtagen verspeist wurden. Die gutwillige Mysia legte die Festtagskleider ab, entblößte ihre weißen Arme bis zum Ellenbogen und nahm redlichen Antheil an den Geschäften des Tages. Mit seltener Begabung und unermüdlichem Fleiße bereitete sie allerlei Leckerbissen, welche Frau Glendinning ohne ihren Beistand niemals zu Stande gebracht haben würde. Während diese geschickte Stellvertreterin in der Küche beschäftigt war, bestreute Marie von Avenel das große Gemach der Wohnung mit

Binsen, schmückte es mit Blumen und Zweigen, welche die Jahreszeit lieferte, und Frau Elsbeth warf sich in ihren besten Anzug und stellte sich mit klopfendem Herzen an die Thür des kleinen Thurms, um dem Abt ihre Aufwartung zu machen, sobald er ihre Schwelle betreten würde. Eduard stand an der Seite seiner Mutter und fühlte dieselbe Bangigkeit, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können.

Mit Ehrfurcht gewahrte sie die Männer auf ruhigen Rossen daher kommen. Ihre langen, schwarzen Gewänder wurden noch durch die weißen Skapulire gehoben und in diesem Aufzuge glichen sie beinahe einem Reichenzuge; auch beschleunigten sie ihre Schritte nicht mehr, als für eine leichte Unterhaltung oder eine bequeme Bewegung erforderlich war. Das Einförmige des Aufzugs wurde dadurch gemindert, daß Piercie Shafton seine Geschicklichkeit in der Reitkunst zu zeigen suchte und sein munteres Roß Sprünge und künstliche Bewegungen machen ließ. Da das Pferd des Abts dadurch ebenfalls aufgeregt wurde, so rief Seine Hochwürden endlich in voller Angst aus: „Haltet doch an, Herr Ritter! Ruhig! Ruhig!“ Nachdem er alles Mögliche versucht hatte, seinen Gaul zu beruhigen, erreichten sie endlich den Thurm von Glendearg und der Abt stieg mit einem aufrichtigen: „Gott sei Dank!“ ab.

Sämmtliche Bewohner knieten sogleich nieder und küßten dem Abt die Hand. Der gute Abt war aber durch den letzten Theil der Reise so angegriffen worden, daß er schnell davonzukommen suchte. Während er sich mit der einen Hand den Schweiß von der Stirn wischte, überließ er die andere den höflichen Vasallen, machte dann das Zeichen des Kreuzes und sprach: „Der Herr segne Euch, meine Kinder!“ Hierauf eilte er die verfallene dunkle Wendeltreppe hinauf und erreichte endlich das für ihn bestimmte Gemach, wo er sich, von der Reise erschöpft, auf den bequemsten Stuhl warf, der sich im Gemach befand.

Der Unterprior suchte das schnelle und stolze Verfahren des Abtes dadurch wieder gut zu machen, daß er alle Glieder des Hauses, besonders Frau Elsbeth, ihre Pflgetochter und ihren Sohn Eduard freundlich und

liebevoll begrüßte. Er ließ sich sogar herab, nach dem Jäger Halbert zu fragen.

„Halbert ist in das Thal hinausgegangen,“ versetzte Frau Glendinning, „um ein Wildpret zu erlegen, sonst würde er sich an einem solchen feierlichen Tage gewiß nicht entfernt haben.“

„Nun,“ sprach der Unterprior für sich, „es ist zu allen Zeiten ein angenehmes Geschenk, wenn man ein so schmackhaftes Gericht erbeutet, das unsere Seele liebt. Lebt jetzt wohl, gute Frau, ich muß mich zu dem Herrn Abt begeben.“

Damit machte er sich los und begab sich nach dem Speisezimmer, wo man bereits in aller Eile Vorkehrungen zu dem Mittagessen des Abtes und des englischen Ritters traf. Er fand hier den Abt selbst, für den man alle Plaisirs im Hause zusammen gebracht und auf einen alten Armstuhle Simon Glendinnings gelegt hatte.

„Ihr, irrender Ritter,“ sagte der Abt zu Sir Piercie Shafton, „wirdet eine größere Bequemlichkeit gefunden haben, wenn Ihr unser armes Kloster mit Eurer Gesellschaft beehrt hättet.“

„Wenn ich Euer Hochwürden die Gründe angeben wollte,“ sagte Sir Piercie Shafton, „warum ich vorläufig Eure wohlbekannte Gastfreundschaft nicht in Anspruch nehmen konnte, so erfordert dies noch einigen Aufschub oder weniger Zuhörer.“

Der Abt befahl sogleich dem Aufseher des Refektoriums, dem Bruder Hilarius: „Gehe schleunigst in die Küche und frage den Bruder Küchenmeister, wann er mit unserm Mahle zu Stande zu kommen gedenkt, denn es wäre doch eine Schande, wenn wir die Essensstunde über die Zeit hinauschieben wollten, da dieser edle und tapfere Ritter so viele Beschwerlichkeiten erduldet hat.“

Der Bruder Hilarius entfernte sich nach dem Willen seines Vorgesetzten und kehrte bald darauf mit der Versicherung zurück, das Mahl sollte ganz bestimmt zur Mittagsstunde bereit sein.

„Vor dieser Zeit,“ setzte er gewissenhaft hinzu, „werden die Pasteten wohl nicht ihren gehörigen Grad der Feuerung bekommen können, welcher

für nothwendig gehalten wird. Der Bruder Küchenmeister meint auch, Wildpret könnte, trotz aller Geschicklichkeit, leiden, wenn es nur zehn Minuten über eine Stunde am Spieße steckte.“

„Was?“ rief der Abt, „ein Wildpretbraten? Woher kommt das Gericht? Ich erinnere mich doch nicht, daß Du es mit den Lebensmitteln aufladen ließeßt?“

„Eure Heiligkeit und Hochwürden mögen wissen,“ erwiderte der Aufseher des Refektoriums, „daß der Sohn der Frau vom Hause das Wild, von dem der Braten genommen ist, so eben erst geschossen hat. Der Küchenmeister meint, das Thier müsse so zart sein, wie ein junges Hähnlein, da es noch die thierische Wärme besitzt. Das Blut ist auch nicht durch das Fleisch getrieben, denn der junge Mensch besitzt eine ganz besondere Geschicklichkeit im Schießen und fehlt nie das Herz oder den Kopf. Ei, ein fünfjähriger, fetter Hirsch, wie ihn Eure Heiligkeit selten geessen haben werden.“

„Still, Bruder Hilarius,“ sagte der Abt, sich den Mund wischend; „es schickt sich nicht für unsere Leute, so ernstlich vom Essen zu sprechen, besonders wenn unsere Körperkräfte durch Fasten und Beschwerden erschöpft sind und wir dadurch, wie alle sterblichen Menschen, der Gölust noch mehr unterworfen sind. Der Name des jungen Menschen soll indeffen aufgezeichnet werden, er verdient eine Belohnung und er kann ein Mal ein Bruder Gehülfe in der Küche und Speisekammer werden.“

„So viel ich erfahren habe, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete der Aufseher des Refektoriums, „so zieht der junge Mann den Helm der Kutte vor und würde sich lieber mit dem weltlichen Schwert als mit geistlichen Waffen beschäftigen.“

„Wenn dies der Fall ist,“ antwortete der Abt, „so kannst Du ihn als einen Waffenmann oder als Jagdgehülfe für uns gewinnen, denn unser Förster wird allmählig schwach von Gesicht und hat neulich einen trefflichen Rehbock fast ganz zu Grunde gerichtet; man muß die guten Geschöpfe, die zu unserm Gebrauch erschaffen sind, nicht muthwillig verstümmeln; suche also den jungen Menschen auf eine passende Art an uns zu fesseln! —

Nun, Sir Piercie Shafton, da wir noch eine gute Stunde warten müssen, ehe wir unser Mittagsmahl einnehmen können, so möchte ich Euch ersuchen, mir die Ursache Eures Besuches zu erkennen zu geben und uns zu belehren, warum Ihr Euch nicht unserm Hospitium mit Eurer angenehmen Gegenwart nähern wollt?"

„Hochwürdiger Vater,“ sagte Sir Piercie Shafton, „es ist Euch wohl bekannt, daß die Wände oft Ohren haben, und daß man bei solchen Dingen, welche das Leben eines Menschen betreffen, das größte Geheimniß beobachten muß.“

Der Abt winkte seinen Begleitern, das Gemach zu verlassen; nur der Unterprior blieb. Dann sprach er: „Ihr möget Euch, tapferer Sir Piercie, nun ganz offen vor unserm treuen Freund und Rathgeber, dem Vater Eustachius, aussprechen!“

Sir Piercie Shafton verbeugte sich vor dem ehrwürdigen Bruder, holte dann so tief Athem, als wollte er seinen stählernen Harnisch zersprengen und begann darauf:

„So wisset denn, verehrter und verehrungswürdiger Herr, daß ich, Euer armer Gast, nahe verwandt bin mit dem Piercie von Northumberland, dessen Ruhm durch alle Theile der Welt verbreitet ist, soweit die englische Sprache reicht. Dieses Grafen von Northumberland Geschichte will ich Euch in der Kürze mittheilen.“

„Das ist unnöthig,“ versetzte der Abt, „wir wissen recht gut, daß er ein geachteter Edelmann und ein getreuer Vertheidiger des katholischen Glaubens ist.“

„Dann brauche ich für jetzt nichts mehr zu sagen,“ fuhr Sir Piercie Shafton fort, „als daß mein verehrter Vetter von Northumberland sich mit mir und mehreren auserlesenen Geistern der Zeit berathen hat, auf welche Weise die Verehrung Gottes nach den Vorschriften der katholischen Kirche in dem zerütteten England wieder herzustellen sei. In diese Mittheilung weihete er mich so tief ein, daß meine persönliche Sicherheit dadurch in Gefahr gerathen ist. Es ist genügender Grund, zu glauben, daß die Prinzessin Elisabeth einige Kenntniß von den Mienen erhielt, ehe wir

noch Feuer darunter bringen konnten. Daher hielt es mein sehr verehrter Vetter von Northumberland für das Beste, daß Einer die Verantwortlichkeit für das Ganze auf sich nähme und lud deshalb die ganze Last auf meine Schultern; ich nahm diese Last um so lieber auf mich, da er sich sonst immer als ein gütiger Verwandter gegen mich gezeigt hat, und meine Einkünfte seit einiger Zeit nicht mehr zur Bestreitung des Aufwandes hinreichen, den ich meiner ritterlichen Verhältnisse wegen machen muß. Meine Kosten und Ausgaben bei dem letzten Turnier und Siegesfeste waren bedeutend und die engherzigen Bürger zeigten sich nicht geneigt, meine Tasche von Neuem zu füllen. Die Wahrheit zu gestehen, hoffe ich auf eine neue Ordnung der Dinge in England theilweise deshalb, um diesen Mangel zu verbessern.“

„Also das Mißlingen Eurer öffentlichen Unternehmung und der zerüttete Zustand Eurer Privatangelegenheiten veranlaßten Euch, einen Zufluchtsort in Schottland zu finden?“ fragte der Unterprior.

„Ganz recht,“ versetzte Sir Piercie, „und nicht ohne Grund, denn wenn ich geblieben wäre, so würde mein Nacken wohl einen Halfter bekommen haben. Ich reiste aber so schnell nordwärts, daß ich meinen pfirsichfarbenen Sammetwamms, der reich mit Gold gestickt ist, kaum gegen diesen Harnisch vertauschen konnte. Ich schlug eilig den Weg nach Norden ein, weil ich die Absicht hatte, meinen verehrten Vetter von Northumberland auf einem seiner zahlreichen Schlösser zu besuchen. Als ich mich jedoch eben nach Umrick begeben wollte, fand ich zu Northallerton einen Diener meines verehrten Verwandten, der mir anzeigte, ich könnte mich nicht in Sicherheit bei meinem Vetter zeigen, denn er habe Befehl vom Hofe erhalten, mich verhaften zu lassen. Der Diener meines Veters gab mir also ein gutes Pferd, einen Beutel mit Gold und zwei Grenzreiter als Führer, welche mich auf allerlei Wegen und Schlichen in dieses Königreich Schottland brachten. Ich fand eine Aufnahme, wie ich sie den Umständen nach erwarten durfte, bei einem gewissen Baron oder einem Mann, der sich wenigstens dafür ausgiebt, Julian Avenel mit Namen; hätte ich aber lange dort verweilen müssen, so würde man mir den ganzen Rest meiner Gar-



derobe genommen haben. Der Mensch hatte meinen guten Oberrock und meine weiten Hosen bereits in Verwahrung genommen und ich mußte auf den Rückzug denken, ehe ich ganz ausgeplündert war. Zu rechter Zeit empfing ich einen Brief von meinem verehrten Vetter, worin er mir anzeigte, daß er an Euch geschrieben und zwei Koffer mit meinen Anzügen an Euch abgefendet habe. Ich will Euch jetzt von meiner Gegenwart befreien und ein Mal nachsehen, in welchem Zustande der Kammerdiener meines edlen Verwandten meine Garderobe gefunden und wie er sie eingepackt hat.“

Mit diesen Worten verließ der Ritter das Gemach, während der Unterprior ihm nachsehend sagte: „Wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz.“

„Der Himmel sei uns gnädig!“ sagte der Abt, ganz erstaunt über den redseligen Ritter, „ich hätte mir niemals gedacht, daß das Gehirn eines Mannes so mit gestickten und seidnen Kleidern angefüllt sein könnte! Wie konnte der Graf von Northumberland darauf kommen, einen solchen Geck in bedeutenden gefährlichen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen?“

„In einem andern Falle, ehrwürdiger Vater, würde er sich wohl zu der Rolle eines Sündenbocks nicht hergegeben haben,“ erwiderte der Unterprior; „der verehrte Cousin hat ihn zu dieser Rolle bestimmt, wenn seine Pläne fehl schlugen. Ich erinnere mich übrigens dieses Piercie Shafton. Man hat seine rechtmäßige Abstammung von der Familie Piercie bezweifelt; allein sein verwegener Muth, seine übertriebene Höflichkeit und sein Stolz auf eine hohe Familie sind ihm nicht streitig zu machen; er gehört zu den Stutzern unserer Zeit, die ihr Vermögen verschwenden, um sich tapfer zu zeigen und ihr Leben wagen, um zur Blüthe der Ritterschaft gezählt zu werden; um ihre Verhältnisse zu verbessern, geben sie sich später zu allerlei Verschwörungen und Anschlägen hin, welche klügere Leute entworfen haben. Diese muthigen Männer gleichen gewissermaßen den Falken, die der Jäger mit der Kappe auf der Faust trägt, bis er den Raub erblickt und sie losstürzen läßt. Bedenkt aber, Herr, welche Strafe uns erwarten würde, wenn man uns beweisen könnte, wir hätten den Rebellen gegen die Köni-

gin von England beherbergt! deshalb muß man behutsam zu Werke gehen und diesen Menschen, diesen Piercie Shafton, nicht in unser Kloster aufnehmen.“

„Was sollen wir aber mit ihm machen?“ fragte der Abt, „leidet er nicht für die Sache der heiligen Kirche und ist nicht sein Schutzherr der Graf von Northumberland, unser Freund, und wohnt er uns nicht so nahe, daß er uns Gutes und Böses erweisen kann, je nachdem wir seinen Verwandten behandeln.“

„Sowohl diese Gründe, wie die Pflicht der christlichen Liebe müssen uns bestimmen, den Menschen zu unterstützen und zu schützen,“ versetzte der Unterprior. „Er soll daher nicht wieder zu Julian von Avenel zurückkehren, denn der gewissenlose Baron würde den verwiesenen Fremdling vollends plündern. Lasset ihn hier bleiben! Der Ort ist einsam und verborgen; obgleich er hier nicht sehr bequem wohnen kann, wird er doch schwer zu entdecken sein, außerdem können wir ja so viel wie möglich zu seiner Bewirthung beitragen.“

„Meint Ihr, daß er's sich gefallen lassen wird?“ sagte der Abt, „ich will ihm gern mein eigenes Reisebett und noch einen recht bequemen Stuhl überlassen.“

„Dann hat er sich ja über nichts zu beklagen,“ entgegnete der Unterprior. „Und wenn er von einer plötzlichen Gefahr bedroht wird, kann er immer noch schnell genug in das Heiligthum flüchten. Dort können wir ihn so lange verborgen halten, bis sich Mittel finden, ihn sicher zu entlassen.“

„Ihr habt Recht, Vater Eustachius,“ sagte der Abt, „ich billige Euren Plan, ich werde ihm in der Stille Wein, Weißbrod und Alles senden, was er im Hause bedarf. Es ist auch hier ein junger Bursche, der gut Wild schießt, und ich werde ihm sagen, daß er es an nichts fehlen lasse.“

„Wir sind verpflichtet, ihm jede Bequemlichkeit zu verschaffen, bei welcher wir keine Entdeckung zu befürchten haben,“ sagte der Unterprior.

„Ja, wir wollen noch mehr thun,“ entgegnete der Abt, „ich will

sogleich einen besondern Boten nach dem Aufseher der Kleiderkammer schicken und Alles holen lassen, was er noch heute Nacht brauchen könnte. Besorge das, guter Vater!"

„Recht gern,“ versetzte der Vater Eustachius; „aber ich höre schon, daß er Jemanden ruft, der ihm seine Bänder an dem Wamms zubinden soll; er wird glücklich sein, wenn er einen solchen Kammerdiener findet.“

„Ich wünschte, er käme jetzt!“ sagte der Abt; „dort erscheint schon der Tafeldecker mit dem Essen. Der Kitt hat mir wahrhaftig guten Appetit gemacht.“

## Fünftes Kapitel.

Als Halbert Glendinning nach seinem Streite mit dem neuen Gaste den Thurm von Glendearg verlassen hatte, wendete er sich mit raschen Schritten dem Thalgrunde zu.

„Halbert,“ sagte der alte Martin, der ihm folgte, „seid nicht so hastig! Wenn Ihr Euch gleich durch jede Aufregung so in Feuer setzen laßt, so werdet Ihr es nicht bis zum weißen Haare bringen.“

„Und warum soll ich das wünschen, Alter,“ fragte Halbert, „wenn ich jedem Narren zur Zielscheibe dienen soll? Was hast Du davon, alter Mann, daß Du schläfst und erwachst, Deine ärmliche Kost verzehrst und Dich auf Dein hartes Lager streckst? Macht es Dir große Freude, daß Dich der Morgen zum beschwerlichen Tage ruft und daß Du Dich am Abend als ein ermüdeter Mensch zur Ruhe legst? Ist es denn nicht besser, nicht mehr einzuschlafen und aufzuwachen, als nur die dumpfe Gefühllosigkeit mit der Arbeit und die Arbeit mit der Gefühllosigkeit zu vertauschen?“

„Was Ihr da sagt, ist nicht ganz unwahr,“ antwortete Martin, „aber geht nur ein wenig langsamer, meine alten Beine können mit Euren jungen nicht um die Wette laufen. Geht langsamer! Dann will ich Euch

sagen, warum mir mein Alter erträglich scheint, obgleich es nicht sehr freudenvoll ist.“

„So sprich!“ sagte Halbert, indem er seine Schritte mäßigte; „aber bedenke, daß wir Wild brauchen, um die heiligen Männer nach ihren Mühseligkeiten wieder zu stärken, denn sie haben diesen Morgen einen Weg von sechs Meilen zurückgelegt; wir müssen die Haide von Brocksburn erreichen, wenn wir einen Hirsch treffen wollen.“

„So wisset denn, mein guter Halbert, den ich wie meinen Sohn liebe,“ sagte Martin, „daß ich gern so lange lebe, bis mich der Tod abrufft, wenn es des Schöpfers Wille ist. Wenn ich auch gewissermaßen ein schweres Leben führe, im Winter vor Kälte zittere und im Sommer der Hitze preisgegeben bin, wenngleich ich schlecht esse und schlecht liege, und von Jedermann gering geschätzt werde, so glaube ich doch, Gott würde mich schon zu sich genommen haben, wenn ich nicht in dieser schönen Schöpfung etwas nütze wäre.“

„Armer Alter,“ sagte Halbert, „wie kannst Du durch den Glauben an Deine Nützlichkeit mit einer Welt versöhnt werden, in welcher Du eine so klägliche Rolle spielst?“

„Eine klägliche Rolle?“ fragte Martin; „war das wirklich so, als ich meine Herrschaft und ihr Kind vom Tode in der Wildniß rettete?“

„Ja, Martin,“ versetzte Halbert, „da thatest Du etwas, wodurch das unbedeutendste Leben entschuldigt werden kann.“

„Und rechnet Ihr das nicht, daß ich Euch, Halbert, in der Geduld und Unterwerfung unter den Willen der Vorsehung unterrichten kann? Mir scheint, daß die grauen Haare auf dem alten Schädel doch etwas nütze seien, wenn sie Jüngere durch Beispiel und Lehre unterrichten können.“

Halbert blickte zu Boden; dann begann er nach einer Pause von Neuem, indem er fragte: „Findest Du, Martin, etwas an mir verändert seit Kurzem?“

„Ja freilich,“ entgegnete Martin, „ich hörte Euch sonst nur vorwitzig, wild, unüberlegt, ohne Nachdenken sprechen. Jetzt scheint mir Euer ganzes Wesen zwar noch das frühere Feuer zu besitzen, aber mehr Kraft

und Würde erworben zu haben; es ist, als wäret Ihr als ein Bauer eingeschlafen und als ein Edelmann wieder aufgewacht.“

„Verstehst Du denn etwas von einem edlen Benehmen?“ fragte Halbert.

„Wohl einigermaßen,“ erwiderte Martin; „ich bin mit meinem Herrn Walter Uvenel durch Hoflager und Städte gekommen, obgleich er mir dafür weiter nichts gab, als Raum, um ein paar Duzend Schafe auf dem Hügel weiden zu können. Jetzt eben, da ich mit Euch spreche, fühle ich deutlich, daß meine Sprache feiner ist, als sie sonst zu sein pflegt, und daß unwillkürlich meine rauhe, nördliche Sprache einen mehr städtischen Anklang erhalten hat.“

„Und kannst Du Dir diese Veränderung nicht erklären?“

„Veränderung?“ erwiderte Martin, „es ist eigentlich keine Veränderung, sondern eine Auffrischung von Gedanken und Empfindungen, die ich schon vor dreißig Jahren hatte, ehe ich mit meiner Frau unsere kleine Haushaltung gründete. Es ist sonderbar, daß Eure Gesellschaft solchen Eindruck auf mich macht, Halbert, und daß ich das erst jetzt bemerke.“

„Und meinst Du,“ fragte Halbert, „daß in mir etwas läge, wodurch ich mich einst aus diesem niedern und verachteten Stande erheben kann, so daß ich auf gleichem Fuße mit den stolzen Menschen stände, die jetzt meiner Armuth spotten?“

„Ohne Frage, Halbert,“ antwortete Martin nach einigem Nachdenken, „habt Ihr nicht von Hugo Dun gehört, der vor fünfunddreißig Jahren den Klosterbezirk verließ. Er war ein kluger Bursche; er konnte lesen und schreiben wie ein Priester, und wußte, wie der beste Reitersmann, mit Speer und Schild umzugehen. Daher verlieh ihm auch Gott einen großen Vorzug.“

„Welchen denn?“ fragte Halbert mit forschenden Blicken.

„Er wurde nichts geringeres, als Leibdiener beim Erzbischof von Sanct Andreas.“

Halbert gerieth hier außer Fassung. „Ein Diener bei einem Priester?“

fragte er; „zu nichts weiter konnten ihm seine Kenntnisse und seine Thätigkeit verhelfen?“

„Und was Größeres hätte ihm denn das Glück gewähren sollen?“ fragte Martin ganz verwundert. „Aus dem Sohn eines Kirchen-Lehnmanss lassen sich nicht Lords und Ritter schmieden. Ich sollte meinen, Bauernblut könnte trotz Muth und Kenntnissen nicht in Edelmannsblut verwandelt werden. Ich habe aber gehört, der Hugo Dun hätte seiner einzigen Tochter, die den Amtmann von Bittenweem heirathete, fünfhundert Pfund schottische Münze hinterlassen.“

Halbert war um eine Antwort verlegen. In diesem Augenblick rannte ein Wild über den Weg; schnell ergriff er seine Armbrust und das Thier stürzte nach einem heftigen Sprunge todt zu Boden.

„Da liegt das Wild, welches die Frau vom Hause gewünscht hat,“ sagte Martin. „Man hätte nicht glauben sollen, daß sich in dieser Jahreszeit ein Hirsch so weit in das Thal verlieren würde; und wie fett er ist! Es sitzt ihm drei Zoll auf dem Brustbein. Ihr seid ein glückliches Kind, Halbert! Es gelingt Euch Alles, was Ihr wollt; ich wette darauf, Ihr könntet auch noch einer von des Abts Jagdreitern werden, die im purpurnen Hemd einherziehen.“

„Schweig!“ entgegnete Halbert, „ich mag Niemanden dienen als der Königin. Schaff jetzt nur das Wild nach dem Thurm, man wartet darauf; ich werde jetzt noch nach dem Moore gehen, zwei bis drei Bolzen habe ich noch bei mir, und kann vielleicht noch einiges Wildgeflügel schießen.“

Mit beschleunigten Schritten kam er bald dem alten Martin aus dem Gesichte.

„Wahrlich, er ist ein braver Sprößling,“ sagte der Alte, indem er stehen blieb und ihm nachschaute; „wenn ihn nur die Ehrsucht nicht quälte, so könnte wohl noch Etwas aus ihm werden. Der Königin will er dienen. Nun wahrhaftig, sie hat wohl schon schlechtere Diener gehabt. Und weswegen sollte er den Kopf nicht ein wenig hoch tragen? Wer auf eine Leiter hinauf will, muß zu steigen anfangen. Wer ein Kleid aus Goldstoff erlangen will, bekommt wenigstens eine Schleife davon. Komm her,

Hirsch, du sollst auf meinen zwei Beinen nach Glendearg gehen, freilich etwas langsamer, als wenn du auf deinen vieren lebendig hingekommen wärst. Solltest du mir zu schwer werden, so nehme ich nur den besten Theil von dir und bringe das Uebrige auf dem alten Wagen mit unserm Zugpferde nach.“

Während Martin das Wildpret nach Glendearg brachte, setzte Halbert seinen Weg fort; er schöpfte freieren Athem, nun er seinen Gefährten los war.

„Der Diener eines stolzen, faulen Priesters, der Leibdiener des Erzbischofs von Sanct Andreas, und das Vorrecht, sein Blut mit dem der Familie des Amtmanns zu Pittenweem zu verbinden! Das wäre also eine Auszeichnung, wonach ein braver Mann streben soll? Auf diese Hoffnung soll sich der Sohn eines Kirchengesallenen beschränken: Beim Himmel! Hegte ich nicht einen zu großen Widerwillen gegen nächtliche Räubereien, so wollte ich lieber Koller und Lanze nehmen und zu den Grenzureitern gehen. Etwas aber muß ich unternehmen; ich kann hier nicht ohne Ehre und Achtung leben, dem Spotte jedes Fremdlings ausgesetzt, der sich Alles erlaubt, weil er klingende Sporen an den Stiefeln trägt. Ich muß noch einmal jene Erscheinung, jenes seltsame Wesen aufsuchen. Seitdem ich mit ihm gesprochen, seine Hände berührt habe, sind nie geahnte Gedanken und Gefühle in mir rege geworden. Soll ich nun, da mein väterliches Erbtheil meinem hochstrebenden Geiste zu klein dünkt, mich zum Spielwerk eines elenden Höflings machen und noch dazu in Gegenwart Mariens von Avenel? Nein, beim Himmel, daraus wird nichts!“

Unter diesen Betrachtungen gelangte er allmählig nach dem einsamen Thale von Corrienan. Es war bald Mittag. Schweigend schaute er eine Zeit lang in die Quelle und überlegte, auf welche Weise ihn wohl die weiße Frau empfangen würde. Sie hatte ihm nicht ausdrücklich untersagt, sie wieder anzurufen, aber beim Abschiede hatte sie ihm empfohlen, einen andern Führer zu erwarten und dies gleich ziemlich einem Verbot.

Halbert Glendinning wartete jedoch nicht lange. Der vorherrschende Zug in seinem Charakter war die Kühnheit und diese war in der letzten

Zeit eher vermehrt als vermindert worden. Er zog daher das Schwert, legte die Stiefel ab, verneigte sich drei Mal gegen die Quelle und drei Mal gegen den Strauch und sprach:

„Drei Mal verbeuge ich mich vor dem Distelstrauch, drei Mal auch vor der Quelle; erwache, erwache, weiße Frau von Avenel!“

Dabei waren seine Augen auf den Distelstrauch gerichtet, und er bemerkte nicht ohne Schauer, daß sich die Luft zwischen ihm und dem Strauch allmählig verdichtete und sich endlich zu einer Gestalt ausbildete, die jedoch so durchsichtig blieb, daß man den Hintergrund wie durch einen Schleier bemerken konnte. Allmählig verdichtete sich auch diese Erscheinung und endlich stand die weiße Frau vor ihm.

„Ich frage Dich,“ sprach Glendinning, „durch welchen Zauber wurde ich in meiner Gefinnung und in meinem Willen so verändert, daß ich nicht ferner an Wild oder Hunde, an Bogen und Pfeile denke, sondern daß mein Geist über die Grenzen dieses engen Thales hinausstrebt, daß mein Blut kocht, wenn mich ein Mensch beleidigt, neben dessen Steigbügel ich sonst Tage lang herum gelaufen wäre und mich geehrt gefühlt hätte, wenn er mir ein Wort zuwenden wollte? Weshalb suche ich jetzt den Umgang mit Fürsten, Rittern und Adligen? Bin ich noch derselbe wie gestern, der in Dunkelheit schlummerte und heut zu Ehrgeiz erwacht ist? Sprich, sage mir, was diese Verwandlung bedeutet, wenn Du kannst! Bin ich jetzt durch einen Zauber gebunden oder war ich es bisher, daß ich mich wie ein anderes Wesen fühle, obgleich ich noch derselbe bin! Sprich, hat Dein Einfluß mich so umgestaltet?“

„Ein mächtigerer Zauberer als ich,“ erwiderte die weiße Frau, „erstreckt seine Macht über ganze Welten und lenkt nach seinem Gefallen das Menschenherz.“

„Aber,“ erwiderte Halbert, „ist nicht Dein eigenes Geschick mit dem Geschick der Menschen verbunden? Sage mir, wodurch stehst Du mit dem Geschick des Hauses von Avenel in geheimnißvoller Verbindung? Sage mir, welches Schicksal noch über dieses Haus verhängt ist.“

Die weiße Frau antwortete: Siehst Du diesen Faden von feinem



Golde an meinem Gürtel? In ihm ruht ein Zauber. Als er mir geschenkt wurde, war er wie eine starke Kette. Jetzt, seitdem die Größe des Hauses Avenel dahinsank, hat auch er seine Stärke verloren. Wenn dieser schwache Faden reißt, dann gebe ich den Elementen zurück, was jetzt mein Leben ausmacht. Frage mich nicht weiter!“

„Soll dieser englische Stutzer es wagen dürfen, mich in dem Hause meines Vaters und in Gegenwart Mariens von Avenel zu verhöhnen?“ fuhr Glendinning fort, „hebe die eitle Unterscheidung des Ranges auf, Geist, weswegen er den Zweikampf mit mir verweigert; stelle uns auf gleichen Fuß! Und dann mag das Geschick sein, welches es wolle, das Schwert meines Vaters soll jeden Unterschied ausgleichen.“

„Wenn Dich Piercie Shafton mit seinen Prahlereien quält,“ sprach die Erscheinung, „so halte ihm dieses Geschenk vor!“

Mit diesen Worten zog sie eine silberne Nadel aus ihrem Haar und überreichte sie Halbert Glendinning; darauf ließ sie ihre Locken wie einen Schleier ums Haupt fallen und verschwand; immer undeutlicher wurden die Züge ihrer Gestalt, bis sie ganz unsichtbar war.

Der Jüngling stand am Quell und blickte der verschwindenden Gestalt fast mit denselben Gefühlen nach, wie das erste Mal. Er empfand Zweifel, ob es rathsam sei, sich der Gabe eines Geistes zu bedienen, der, wie er selber eingestanden hatte, nicht zu den Engeln gerechnet werden konnte.

„Ich will mit Eduard darüber sprechen,“ dachte er, „der ist schon ein halber Geistlicher und wird mir rathen können. Aber er ist zu vorsichtig und bedenklich. Nein, ich werde die Gabe an Sir Piercie prüfen, sobald er mich wieder beleidigt; der Erfolg wird lehren, ob eine Gefahr damit verbunden ist. Ich werde also nach Hause gehen und erfahren, ob ich noch länger in dieser Heimath weilen darf. Mit dem Schwerte meines Vaters an der Seite und in Gegenwart Mariens will ich keine Beschimpfung mehr ertragen.“ —

Unterdessen hatte sich der Abt und sein Gefolge in Gesellschaft des Sir Piercie Shafton an das Mahl begeben, welches in dem Speisezimmer des alten Thurms aufgetragen war. Nach den Sitten der damaligen Zeit

durften die übrigen Bewohner von Glendearg nicht Theil an diesem Mahl nehmen. Frau Glendinning war durch ihren niedern Stand und auch durch ihr Geschlecht davon ausgeschlossen; denn es war Regel, daß der Oberste des Klosters zur heiligen Jungfrau niemals in weiblicher Gesellschaft speisen durfte. Dieselben Gründe galten auch für Marie von Avenel und Eduard Glendinning; der Abt wollte ihnen jedoch einige freundliche Worte für ihren gastfreundlichen Empfang sagen und verlangte daher ihre Anwesenheit in dem Zimmer. Schon dampfte der Wildpretbraten auf dem Tisch; der Aufseher des Refektoriums band dem Abt eine schneeweiße Serviette unter dem Kinn zusammen; es fehlte nur noch Sir Percie Shafton, um das Mahl zu beginnen. Endlich erschien auch dieser, strahlend wie eine Sonne.

„Wir haben auf Euch gewartet, Sir Percie Shafton,“ sagte der Abt, indem er in dem großen Stuhle Platz nahm, den der Küchenmeister an den Tisch schob. „Jetzt bitte ich Euch, Platz zu nehmen. Sprecht das Benedicite, Vater Eustach, und zerlegt dann den Braten!“

Der Unterprior befolgte den ersten Theil des Befehls; nahm aber dann Anstand, auch den übrigen Theil zu vollziehen.

„Es ist Freitag, hochwürdiger Vater,“ sagte er in lateinischer Sprache, damit der Fremde den Wink nicht verstehen sollte.

„Wir sind Reisende,“ versetzte der Abt, „und Ihr kennt ja die Regel, daß ein Reisender jede Kost genießen muß, die ihm das harte Schicksal aufstischt. Ich gestatte Euch Allen, heute Fleisch zu essen, lieben Brüder, unter der Bedingung, daß Ihr heut das Abendgebet sprecht und der Ritter nach seinem Vermögen ein Almosen gebe, daß Ihr Euch auch dafür an einem Tage des nächsten Monats des Fleisches enthaltet. Genießt daher Eure Kost ohne Sorge und in aller Ruhe!“

Während der Abt diese Bedingungen bestimmte, hatte er selbst schon ein gutes Stück des vortrefflichen Bratens verzehrt und es mit einem Becher Wein, mäßig mit Wasser vermischt, hinunter gespült.

„Ja, es ist wahr, daß die Tugend sich von selbst belohnt!“ sprach er, indem er noch ein Stück von dem Vorschneider verlangte. „Dieses ist

nur ein ärmliches Mahl, in aller Eile zubereitet und in einem schlechten Zimmer genossen, aber ich kann mich nicht erinnern, eine solche Eßlust gehabt zu haben, seit ich gemeiner Bruder in dem Kloster gewesen bin, und vom Morgen bis zur Vesper in dem Garten arbeiten mußte.“

„Ein Ritt nach dem äußersten Ende des Kloster-Bezirks, heiliger Vater, könnte wohl auf Eure Gesundheit denselben glücklichen Einfluß haben, wie die Luft in dem Klostergarten,“ sagte der Unterprior.

„Mit Hilfe unserer Schutzpatronin möchten solche Wanderungen uns vielleicht heilsam sein,“ entgegnete der Abt; „aber man muß auch sorgsam darauf achten, daß ein Jäger, der ein Meister in seiner Kunst ist, das Wild für uns schießt.“

„Wenn der Herr Abt erlauben,“ sagte der Küchenmeister, „so könnte Eure Herrlichkeit sich über diesen Punkt dadurch beruhigen, wenn Ihr den ältesten Sohn der guten Frau von Glendinning, die hier aufwartet, als Leibjäger in den Dienst nähmet. Er versteht sich darauf, ein Stück Wild zu schießen, und ich kann versichern, daß ich niemals einen so vortrefflich gezielten Bolzen gesehen habe. Er hat gerade das Herz des Thieres getroffen.“

„Ihr prahlt ihm einen Schuß vor,“ sagte Sir Piercie Shafton; „der macht aber noch keinen guten Schützen; ebenso wenig wie eine Schwalbe den Sommer macht. Auch ich habe den Burschen, von dem Ihr sprecht, gesehen. Wenn seine Hand die Pfeile und Bolzen mit gleicher Kühnheit abschießt, wie seine Zunge unziemliche Reden spendet, so würde ich ihn für einen ebenso guten Schützen halten wie Robin Hood.“

„Das ist eine wichtige Sache,“ sagte der Abt. „Tretet hervor, Frau Glendinning, und sagt uns, Eurem Lehnherrn und geistlichen Vorgesetzten, ohne Scheu und Furcht, aber auch ohne Gunst und Rücksicht: versteht sich Euer Sohn so gut auf den Bogen, wie der Küchenmeister behauptet?“

„Ach,“ entgegnete Frau Glendinning, indem sie sich tief verbeugte, „ich habe von dem Bogenschießen schon etwas kennen gelernt, leider zu meinem Unglück, denn mein seliger Mann verlor auf dem Schlachtfelde von Pinkie sein Leben durch einen Bogenschuß, als er unter den Fahnen

der heiligen Kirche focht, wie es sich für einen treuen Lehnsmann der Kirche geziemt.“

„Wir wollen jetzt nicht von Eurem Mann sprechen, Frau,“ sagte der Abt, „sondern von Eurem Sohne, nicht von einem erschossenen Schottländer, sondern von einem erschossenen Wilde. Antwortet mir daher nur auf die Frage, ist Euer Sohn ein geübter Bogenschütze oder nicht?“

„Ach! Hochwürden,“ entgegnete die Wittve, „meine Felder würden besser bestellt sein, wenn ich sagen könnte, er sei kein so geübter Bogenschütze. Heiliger Vater, ich wünschte, er triebe etwas Anderes; aber ihm ist Alles eins, ob Armbrust, Bogen oder Feuergewehr. Wenn unser sehr verehrter Edelmann hier, unser Gast, seinen Hut auf hundert Schritte hinhalten wollte, so würde ihn unser Halbert gewiß mit Bolzen oder Kugel durchschießen.“

„Ich bezweifle die Eigenschaften des jungen Menschen gar nicht,“ fiel ihr Sir Piercie schnell ins Wort. „Aber Bogen bestehen nur aus Holz, Sehnen nur aus Flachs; Bogenschützen sind nur Menschen, die Finger können abgleiten, die Augen geblendet werden, so daß der Blinde oft das Ziel trifft und der beste Schütze daneben schießt. Daher wollen wir es doch auf einen so gefährlichen Versuch nicht ankommen lassen.“

„Wie es Euch gefällt, Sir Piercie Shafton,“ sagte der Abt, „indessen wollen wir doch den jungen Menschen zum Bogenschützen ernennen in dem Walde, den uns der gute König David verlieh, damit die Jagd unsere ermatteten Lebensgeister erfrische, das Fleisch des Wildes unsere armen Brüder stärke und die Haut zu Einbänden unserer Bücher benutzt werde; auf daß so Seele und Leib zu gleicher Zeit erhalten bleibe.“

„Kniet nieder, Weib,“ sagte der Aufseher des Refectoriums und der Küchenmeister gleichzeitig zur Frau Glendinning; „küßet dem Abt die Hände für die Gnade, die er Eurem Sohne erweist!“

Dann fingen sie an, alle Vortheile eines Bogenschützen des Abts auseinander zu setzen. Frau Glendinning lag auf den Knien und wendete ihren Kopf abwechselnd von einem Sprechenden zum andern. Darauf küßte sie die wohlthätige Hand des Abts, fügte jedoch hinzu, da sie Hal-

berts Halsstarrigkeit kannte: sie hoffe, Halbert werde die Weisheit und Milde des Abts zu schätzen wissen und sie mit Dank annehmen.

„Wie! Du hoffst es, daß er sie annehmen werde? ist Dein Sohn bei Sinnen?“ fragte der Abt mit gerunzelten Augenbrauen.

„Die gute Frau muß doch am besten den Charakter und die Neigungen ihres Sohnes kennen, mein Bruder,“ sprach der Unterprior. „Ich selbst weiß, daß er keine Neigung für Wissenschaft und Gelehrsamkeit zeigt und ich mich vergebens mit ihm bemüht habe. Dennoch ist er ein junger Mensch von ungewöhnlichen Gaben, aber nach meiner Meinung gleicht er denen, welche Gott zuweilen unter einem Volk erweckt, wenn er es durch die Stärke des Arms und den Muth des Herzens befreit wissen will. Solche Menschen zeigen oft etwas Hartnäckiges in ihrem Charakter, das ihrer Umgebung wie Widerspenstigkeit und Dummheit erscheint, bis sich endlich die Gelegenheit zeigt, wo der Wille der Vorsehung sie als Werkzeug braucht, große Dinge auszuführen.“

„Ihr habt Recht, Vater Eustach,“ sagte der Abt; „wir wollen den jungen Menschen erst sehen, ehe wir uns entscheiden, ob wir ihn brauchen können.“

„Dort kommt der Jüngling selbst,“ sprach der Unterprior, „und wir können jetzt mit ihm sprechen.“ Er stand dem Fenster gegenüber und sah, wie Halbert eben den kleinen Hügel hinaufstieg.

„Er möge vor uns erscheinen,“ sagte der Abt, und zwei Mönche aus seinem Gefolge entfernten sich sogleich, den Befehl zu vollziehen. Frau Glendinning eilte ebenfalls fort, um Zeit zu gewinnen, ihrem Sohne anzupfehlen, daß er sich gehorsam zeige und seine Kleider wechsle, ehe er vor dem Abt erscheine. Aber der Küchenmeister und seine Gefährte hatten den jungen Mann schon an einem Arme gefaßt und führten ihn in das Gemach.

„Ach, wenn er doch nur die Sonntagskleider angelegt hätte!“ rief die Mutter, aber das Schicksal wollte, daß Halbert Glendinning ohne diesen Putz sich dem Abt vorstellte. In seiner Erscheinung lag dennoch etwas, was ihm eine Art Achtung seitens der Gesellschaft erwarb.

Halbert war ungefähr neunzehn Jahre alt; sein Körperbau war mehr schlank und beweglich als stark und muskelig, doch zeigten die Glieder eine Festigkeit, welche bei vollendetem Wuchs große Kräfte versprach. Er war ebenmäßig gebaut und verband mit diesem Vorzuge, wie dies gewöhnlich ist, eine anmuthige und natürliche Haltung und Bewegung.

Den ausdrucksvollsten Theil seines Gesichts machten die Augen aus. Sie waren groß, bräunlich und glänzten bei starker Gemüthsbewegung so ungewöhnlich, als ob wirklich Licht von ihnen ausstrahlte. Sein dunkelbraunes Haar fiel in natürlichen Locken herab, wodurch die kühnen und feurigen Züge seines Gesichts noch mehr gehoben wurden.

Halbert kniete nieder und küßte dem Abte die Hand, dann erhob er sich, trat einige Schritte zurück, verbeugte sich ehrerbietig gegen den ganzen Kreis und lächelte freundlich, als der Unterprior, den er allein kannte, ihm einen ermuthigenden Blick zuwarf.

Der Abt benutzte eine Pause von drei Minuten, um seinen Becher mit Wein langsam zu leeren, damit er seinen Vortrag in der gehörigen Würde halten könne. Darauf begann er:

„Mein Sohn, wir, Euer rechtmäßiger Oberherr und Abt des Klosters zur heiligen Jungfrau, haben von Euren mannhafsten, ausgezeichneten Eigenschaften gehört, hem! hem! — namentlich was das Jagdwesen anbetrifft, und die Geschicklichkeit, womit Ihr Euer Wild zu erlegen versteht, wie ein braver Waidmann, der des Himmels gute Gaben nicht mißbraucht und das Fleisch verdirbt, wie so manch unbesonnener Jäger, hem! hem!“

Der Abt machte hier eine Pause; als er aber bemerkte, daß Halbert nur durch eine Verbeugung antwortete, fuhr er fort:

„Wir empfehlen Dir Bescheidenheit, mein Sohn! Dessen ungeachtet aber wollen wir, daß Du Dich frei über das aussprechest, was wir zu Deiner Beförderung beschlossen haben! Wir sind nämlich geneigt, Dir die Stelle eines Bogenschützen und Jägers zu übertragen, nicht nur in denjenigen Waldungen, über welche uns fromme Könige und Adlige, deren Seelen die Früchte ihrer wohlthätigen Gesinnung ernteten, besondere Privilegien verliehen haben, sondern auch in denjenigen, worin uns ein Eigen-

thumsrecht auf ewige Zeiten zusteht. Beuge Deine Knie, mein Sohn, daß wir Dich mit unserer eigenen Hand und ohne Zeitverlust in Dein Amt einführen können!"

Halbert blieb aber aufrecht stehen.

"Wenn ich meine Dankbarkeit gegen das edle Anerbieten Eurer Hochwürden ausdrücken wollte," sprach er, "so könnte ich nicht demüthig genug knieen und nicht lange genug in dieser Stellung verweilen; allein ich mag nicht knieen, um mit Eurem edlen Geschenk belehnt zu werden, denn ich bin fest entschlossen, mein Glück anderswo zu suchen. Eure Güte, ehrwürdiger Vater, erfordert meinen lebhaftesten Dank; sie ist nur eine Fortsetzung vieler Wohlthaten, wofür ich leider nichts als meine Dankbarkeit bieten kann. Allein es ist mein Schicksal, daß Eure Absichten mit mir nicht erfüllt werden können. Mein jetziger Entschluß steht unabänderlich fest. Ich kann Euer großmüthiges Anerbieten nicht annehmen, denn mein Geschick ruft mich anderswo hin, wo es enden oder eine andere Wendung nehmen muß."

"Bei unsrer Frau," sagte der Abt, "mir scheint, als sei der Jüngling nicht bei Verstande! Oder urtheiltet Ihr richtig, Sir Piercie, als Ihr meintet, er sei zu der beabsichtigten Beförderung nicht passend. Habt Ihr diese widerspenstige Gesinnung schon früher gekannt?"

"Durchaus nicht," entgegnete Sir Piercie Shafton in seinem gewöhnlichen, gleichgültigen Tone; "ich urtheile blos nach seiner Geburt und Erziehung; denn ein junger Falke kommt selten aus einer Sperberei."

"Du bist selbst ein Sperber!" entgegnete Halbert Glendinning unverzüglich.

"Wie!" fragte der Abt mit geröthetem Gesicht, "Du wagst es, einen Mann von Stand in unserer Gegenwart zu beleidigen?"

"Ja, gnädiger Herr!" entgegnete der Jüngling, "gerade in Eurer Gegenwart gebe ich dem Mann die Beschimpfung zurück, die er ohne allen Grund meinem Namen anhängt. Mein braver Vater, der für des Landes Sache fiel, verlangt Gerechtigkeit von den Händen seines Sohnes."

"Du ungezogener Knabe!" sagte der Abt.

„Laßt das gut sein, gnädiger Herr,“ sprach der Ritter, „großt nicht diesem Bauerburschen! So wenig der Nordwind einen Felsen von seiner Grundfeste hinwegblasen kann, ebenso wenig soll eine unbedachte, unbedeutende Rede eines rohen Bauern den Unwillen des Piercie Shafton erregen.“

„Ihr seid in Eurer eingebil deten Ueberlegenheit sehr stolz, Herr Ritter,“ sagte Halbert, „aber Ihr braucht nicht zu glauben, daß Ihr nicht zu erschüttern wäret.“

„Verlaß Dich darauf,“ sagte Piercie, „ich bin wenigstens durch nichts zu erschüttern, was von Dir kommen könnte.“

„Kennst Du dieses Geschenk?“ fragte der junge Glendinning, indem er jetzt dem Ritter die silberne Nadel zeigte, die er von der weißen Frau erhalten hatte.

Die verachtende Gleichgültigkeit Sir Piercie Shaftons verwandelte sich plötzlich in die wildeste Leidenschaft. An allen Gliedern zitternd, sprang er auf, seine Gesichtszüge drückten den heftigsten Zorn aus, so daß er eher einem Beseffenen als einem vernünftigen Menschen glich. Er ballte vor Zorn die Fäuste und hielt sie dem jungen Glendinning unter das Gesicht. Dieser war vor Schrecken über die Wuth und Erbitterung, die er hervorgerufen hatte, ganz außer sich.

Im nächsten Augenblick schien sich jedoch der Ritter zu fassen; er zog die Fäuste zurück, schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und eilte in der größten Aufregung aus dem Zimmer. Dieser ganze Vorgang ereignete sich so schnell, daß Niemand sich dazwischen legen konnte.

Nachdem Piercie Shafton das Zimmer verlassen hatte, entstand eine Pause des allgemeinen Erstaunens; dann aber forderte Jeder, Halbert Glendinning solle erklären, wodurch er eine so auffallende Veränderung in dem Benehmen des englischen Ritters hervorgerufen habe.

„Ich that ihm nichts,“ erwiderte Halbert Glendinning, „als was Ihr Alle gesehen habt; wer will mich für seine wunderlichen Launen verantwortlich machen?“

„Bursche!“ sagte der Abt mit dem Ausdruck seiner ganzen Würde, „diese Umwege sollen Dir nichts helfen. Dies ist kein Mann, der sich



ohne Ursache von seinen Lannen beherrschen läßt. Du gabst eine Veranlassung dazu und mußt es wissen. Daher befehle ich Dir, wenn Du nicht strengen Maßregeln preisgegeben sein willst, daß Du uns sogleich offen bekennst, auf welche Weise Du unsern Freund in diese Aufregung versetzt. Wir wollen es nicht leiden, daß unsere Gäste in unserer Gegenwart von unsern Vasallen auf das Aeußerste getrieben werden, ohne daß wir wissen, wie das zugeht.“

„Nun,“ sagte Halbert Glendinning, „ich zeigte ihm blos dieses Ding.“ Mit diesen Worten reichte er dem Abt die Nadel. Dieser betrachtete sie aufmerksam und reichte sie dann, ohne ein Wort zu sprechen, kopfschüttelnd dem Unterprior.

Vater Eustach betrachtete den geheimnißvollen Gegenstand ebenfalls aufmerksam und sagte dann in ernstem Tone zu Halbert: „Wenn wir Dich nicht eines falschen Spieles beschuldigen sollen, junger Mensch, so sage uns augenblicklich, woher Du dieses Geschenk erzieltest und wie es kam, daß es einen solchen Einfluß auf Piercie Shafton haben konnte?“

Halbert sah sich jetzt in die peinlichste Verlegenheit versetzt, die Frage des Vaters zu beantworten oder zu umgehen. Wenn er die Wahrheit gestehen wollte, so würde er in jener Zeit wahrscheinlich den Feuertod erlitten haben, in unserer Zeit hätte man ihn für einen frechen, unvernünftigen Lügner gehalten. Glücklicher Weise wurde er dadurch aus der Verlegenheit gerissen, daß Sir Piercie Shafton selber zurückkehrte. Er trat vor und flüsterte im Vorübergehen Halbert zu: „Sei verschwiegen und ich werde Dir die Genugthuung geben, die Du so kühn gefordert hast.“

Man bemerkte an ihm noch immer die Spuren von Verlegenheit, allmählig aber wurde er ruhiger und gefaßter, blickte um sich und entschuldigte sich wegen der Ungeschicklichkeit, die er begangen hatte, indem er sie einem plötzlichen Unwohlsein zuschrieb.

Nachdem sich Alle verwundert angesehen hatten, befahl der Abt, es sollte Jeder, mit Ausnahme des Ritters und des Unterprior, das Zimmer verlassen. „Und seid wachsam, damit der kühne Jüngling nicht entkomme,“ fügte er hinzu, „denn wenn er durch Zauberei oder sonst ein böses Wesen

der Gesundheit unseres Gastes geschadet hat, so schwöre ich bei meinem Amtskleide, daß er der Strafe nicht entgehen soll.“

„Ehrwürdiger Vater,“ entgegnete Halbert mit einer achtungsvollen Verbeugung, „fürchtet nicht, daß ich meine Wohnung verlasse! Hoffentlich werdet Ihr von dem Ritter selbst erfahren, wodurch sein Unwohlsein verursacht wurde und wie wenig Schuld ich daran habe.“

„Ich werde dem Abt Alles sagen, dessen könnt Ihr sicher sein,“ sagte der Ritter, ohne die Augen aufzuschlagen.

Darauf entfernten sich Alle, mit ihnen der junge Glendinning.

Als der Abt, der Unterprior und der englische Ritter allein waren, konnte Vater Eustachius nicht dem Drang widerstehen, zuerst das Wort zu nehmen.

„Nun erkläret uns, edler Ritter,“ sprach er, „auf welche geheimnißvolle Weise der Anblick dieses unbedeutenden Gegenstandes Euren Geist so zu überwältigen und Eure Geduld zu erschöpfen vermochte, nachdem Ihr doch jede Herausforderung des stolzen, seltsamen Jünglings Trotz geboten hattet?“

Der Ritter nahm die Nadel aus der Hand des Unterprior's, betrachtete sie ruhig und mit der größten Aufmerksamkeit und gab sie dann mit den Worten zurück: „In der That, ehrwürdiger Vater, müßte ich leichter zu erschüttern sein, als die Blätter einer Espe, welche unter dem leisesten Windhauch beben, wenn ich mich durch eine solche Kleinigkeit rühren ließe; dieser Gegenstand wirkt auf mich nicht mehr, als ob das Silber, aus welchem er besteht, in Münze ausgeprägt wäre. Solchen Krankheitsanfällen, wie Ihr sie eben gesehen habt, bin ich aber seit meiner Jugend ausgesetzt; sie sind zwar peinigend und schmerzlich und durchschneiden Mark und Bein, wie das gute Schwert des tapfern Kriegers Sehnen und Glieder durchschneidet; allein, wie Ihr Euch selber überzeugt habt, ist es schnell vorübergehend.“

„Aber,“ fuhr der Unterprior fort, „dadurch wird doch der Jüngling keineswegs entschuldigt, denn wie es scheint, zeigte er Euch dieses Silberstück in der Absicht, Euch etwas Unangenehmes zuzufügen.“

„Hoffentlich bin ich nicht verpflichtet, über die thörichten Handlungen eines ungeschickten Burschen Rechenschaft abzulegen,“ sagte Sir Piercie.

„Nach dem, was geschehen ist und in Betracht des übermüthigen Betragens dieses hartköpfigen Burschen,“ sagte der Abt, „wage ich nicht mehr, unserm verehrten Gast diesen Zufluchtsort noch länger zu empfehlen.“

„Beruhigt Euch, hochwürdiger Herr,“ sprach Sir Piercie Shafton, „was denkt Ihr mit mir anzufangen? Ich versichere Euch, bei meiner Ehre, daß ich in diesem Hause, wohin mich der Zufall geführt hat, bleiben werde. Mir ist es gar nicht unlieb, daß der Jüngling einen Funken von Geist gezeigt hat, wenngleich er mich damit traf; ich achte ihn deshalb und werde hier bleiben und mit ihm auf die Jagd gehen. Da er ein guter Schütze ist, so müssen wir Freunde werden und wir wollen dem Herrn Abt schon einen Hirsch erster Größe schicken, der so kunstgerecht geschossen sein soll, daß sich der ehrwürdige Küchenmeister darüber freuen wird.“

Dieses Alles sprach der Ritter in so guter Laune, daß der Abt den Gegenstand des Gesprächs fallen ließ und seinem Gast umständlich erzählte, welche Geräthschaften und Lebensmittel er zu seiner Bequemlichkeit in den Thurm von Glendearg senden wollte.

Während dieser Unterredung trank man einige Becher gewürzten Weins, bis endlich der hochwürdige Abt befahl, die Pferde zur Rückkehr nach dem Kloster in Bereitschaft zu setzen. Als Alles zur Abreise fertig war, erteilte der Abt den versammelten Hausbewohnern seinen Segen, reichte der Frau Glendinning die Hand zum Kusse und küßte selber die Wangen der Marie von Avenel und die des Müllerermädchens. Halbert befahl er, seine Hitze zu dämpfen und sich hülfreich und gefällig gegen den englischen Ritter zu betragen; Eduard ermahnte er, ein fleißiger Schüler zu sein. Darauf nahm er höflich Abschied von Sir Piercie Shafton und gab ihm den Rath, sich vor den englischen Grenzreitern wohl verborgen zu halten. Als diese Pflichten der Höflichkeit erfüllt waren, begab er sich in Begleitung des ganzen Hausstandes in den Hof. Tief seufzend bestieg der ehrwürdige Vater seinen Klepper, dessen purpurrothe Decke bis zur Erde herabhing, und war innerlich froh, daß der ruhige Schritt des guten Thie-

res nicht durch die Sprünge des muthigen Streitrosses, welches Sir Piercie Shafton geritten hatte, gestört werden konnte.

Nachdem der Unterprior gleichfalls aufgestiegen war, suchten seine Augen Halbert, welcher ganz allein hinter einem Vorsprung der Hofmauer stand und auf die hinziehenden Reiter und auf die versammelte Gruppe blickte. Der würdige Mann war durch die Erklärung des geheimnißvollen Vorfalles mit der Silbernadel durchaus nicht befriedigt; zugleich hegte er aufrichtige Theilnahme für den Jüngling, er beschloß daher, die Sache bei der ersten Gelegenheit genauer zu untersuchen. Er warf Halbert einen ernsten, warnenden Blick zu und drohte ihm zum Zeichen des Lebewohls mit dem Finger. Dann schloß er sich seinem Oberen und den würdigen Geistlichen an, welche in ruhigem Schritt nach dem Kloster zurücktritten.

Der Blick und das warnende Zeichen des scheidenden Unterpriors hatten einen tiefen Eindruck auf Halbert Glendinning gemacht; er hegte eine aufrichtige Hochachtung gegen den guten Mann, obgleich er von seinem Unterrichte viel weniger Nutzen gezogen hatte, als Eduard.

Um die Streitigkeiten mit dem Ritter nicht zu erneuern, faßte er den Entschluß, eine Stunde auszugehen und zu überlegen, wie er sich künftig gegen den stolzen Fremden betragen sollte. Er verließ den Thurm und stieg, wie es schien, unbemerkt die Anhöhe hinunter. Er erreichte den ebenen Platz, der sich unter dem Abhang befand. Von hier schlängelte sich der Bach, der den Fluß des Hügels bespülte, nach einem kleinen Gebüsch von Eichen und Birken hin. Halbert glaubte sich dort vor jeder Beobachtung sicher; aber kaum hatte er den Ort erreicht, als er einen leichten Schlag auf der Schulter fühlte, und, indem er sich umschaute, erblickte er Sir Piercie Shafton hinter sich. Halbert Glendinning gerieth in Verlegenheit, faßte sich jedoch und fragte, indem er seinem Gegner vor die Augen trat, in völliger Ruhe:

„Was ist Euch gefällig, Sir Piercie?“

„Was mir gefällig ist?“ versetzte der Ritter; „diese Frage geziemt sich wohl auch noch nach der Art, wie Ihr Euch gegen mich betragen habt? Ich kann nicht begreifen, junger Mann, wie Ihr Euch so hochmüthig und

unziemlich gegen einen Mann benehmen konntet, der ein Gast Eures Lehnsherrn, des Abtes, ist und schon deswegen vor jeder Beleidigung geschützt sein sollte, weil er unter dem Dache Eurer Mutter weilt. Ich will Euch nicht fragen, auf welche Weise Ihr in den Besitz des unglücklichen Geheimnisses kamt, welches Euch den Muth gab, mich so zu beleidigen. Aber ich muß Euch sagen, daß Ihr dadurch Euer Leben verwirkt habt.“

„Sicherlich nicht,“ versetzte Halbert, „so lange meine Hand ein Schwert zu führen vermag.“

„Ich werde Euch des Mittels der Selbstvertheidigung nicht berauben,“ sagte der Engländer, „aber ich fürchte, es wird Euch bei Eurer Erziehung und Eurer Jugend wenig helfen. Doch muß ich Euch noch sagen, daß ich in diesem Kampfe keinen Pardon gebe.“

„Sei sicher, stolzer Mann,“ erwiderte der Jüngling, „daß ich keinen verlange, und wenn Du gleich thust, als ob ich schon zu Deinen Füßen läge, so kannst Du doch versichert sein, daß mir Dein Mitleid gleichgültig ist, ich es nicht in Anspruch nehmen werde.“

„Willst Du gar nichts thun, um das Geschick abzuwenden, das Du Dir durch Deine Unbesonnenheit zugezogen hast?“ fragte der Ritter.

„Wie sollte ich das anfangen?“ entgegnete Halbert, dem daran gelegen war, zu erfahren, was der Fremde eigentlich von ihm verlangte.

„Du mußt mir augenblicklich und offen erklären, auf welche Weise Du in den Stand gesetzt wurdest, meine Ehre zu verletzen; kannst Du mir einen Feind bezeichnen, der meines Zornes würdiger ist, so will ich Deiner eigenen unbedeutenden Person erlauben, Dein unhöfliches Betragen zu bemänteln.“

„Ei, Ihr setzet Euch auf ein gar zu hohes Pferd,“ sagte Glendinning stolz. „So viel ich weiß, seid Ihr als Flüchtling und Verbannter in mein väterliches Haus gekommen, und dennoch begrüßtet Ihr die Bewohner desselben gleich anfangs mit Verachtung und Beleidigung. Auf welche Weise ich in den Stand gesetzt wurde, diese Verachtung zu erwidern, mag Euch Euer eigenes Gewissen beantworten. Mir genügt es, daß ich das

Vorrecht eines freien Schotten genieße, der keine Beleidigung unerwidert und kein Unrecht unvergolten läßt.“

„Gut,“ sagte Sir Piercie Shafton, „dann wollen wir die Sache morgen früh mit dem Schwert ausmachen und zwar mit Tagesanbruch, und Du sollst selbst den Platz bestimmen. Wir thun, als ob wir ausgingen, um Wild zu erlegen.“

„Ich bin damit zufrieden,“ entgegnete Halbert, „und will Euch an einen Ort führen, wo hundert Menschen Platz zum Kämpfen finden, ohne daß irgend Jemand etwas davon bemerkt.“

„Wohlan,“ sagte Piercie Shafton, „man wird zwar sagen, ich ver-  
gäbe meinen Rang, indem ich dem Sohn eines unedel gebornen Bauern die Rechte eines Edelmanns einräume, aber die Rücksicht auf meinen Rang soll mich nicht hindern, die Beleidigung zu rächen, die ich von Dir erlitt.“

Mit diesen Worten kehrte er Halbert den Rücken und schritt dem Thurm zu. —

Als sich Halbert am Abend an der Seite seines Bruders auf seine Strohmatten streckte, beneidete er Edwards gesunden Schlaf, dessen wohlthätige Wirkung ihm selber versagt blieb. Jetzt sah er ein, was ihm der Geist angedeutet hatte, daß ihm nämlich durch die Gabe, die er sich wünschte, mehr Schmerz als Freude zugefügt werde. Zu spät fühlte er jetzt, von wie vielen Gefahren seine theuersten Angehörigen durch den besagten Zweikampf bedroht würden. Fiel er in demselben, so war er gewiß, seiner Mutter und seiner Familie Kummer und Sorge zu hinterlassen; wenig besser stand es für den Fall, daß er der Sieger blieb; denn abgesehen von der Rettung des eigenen Lebens, mußten dann die Folgen für seine Freunde und seine Familie, namentlich aber für Marie von Avenel, noch verderblicher sein, als wenn er getödtet wurde.

Hastig sprang er vom Lager auf, nahm sein breites Schwert und schwang es in dem Lichte des Mondes, welches durch die Oeffnung des Gemaches drang, als plötzlich, zu seinem Schrecken und Erstaunen, die Luftgestalt der weißen Frau vor ihm erschien. Er starrte die Erscheinung eine Weile an, und rief dann: „Hebe Dich weg von mir, falscher Geist!

Im Namen des Höchsten, entferne Dich! Ich habe Deinen Rath schon zu theuer bezahlt.“

Der Geist lachte unheimlich und erwiderte dann in melancholischem Tone: „Du hast mich zwei Mal herauf beschworen, jetzt komme ich unangefordert zum dritten Male.“

Noch immer schauernd, rief Halbert Glendinning jetzt seinem Bruder Eduard zu: „Erwache, erwache!“

Als Eduard erwachte und fragte, was er begehre, sprach Halbert: „Blicke dort hin, siehst Du nichts in dem Gemach?“

„Nein, ich sehe Niemand, bei meiner Ehre!“ entgegnete Eduard, indem er sich umschaute.

„Wie? Siehst Du wirklich nichts hier auf dem Boden im Mondlicht?“

„Nein, gewiß nicht,“ entgegnete Eduard, „ich sehe nur Dich auf Dein nacktes Schwert gestützt. Du solltest Dich mehr auf geistliche Waffen verlassen, als auf Stahl und Eisen, Halbert. Schon manche Nacht stöhntest und sprachst Du, auch redetest Du von Schlachten und Kämpfen, von Geistern und Gespenstern; ohne vom Schlaf erquickt zu werden, träumtest Du noch im Wachen. Sprich Deine Gebete, lieber Halbert, empfehl Dich dem Schutz Gottes und Du wirst ruhig schlafen und gestärkt aufwachen.“

„Das mag wohl sein,“ sagte Halbert mit leiser Stimme, während er die weibliche Gestalt, die er noch deutlich erkannte, unverwandt anblickte.

„Das mag wohl sein. Aber sage mir, Eduard, siehst Du Niemand außer mir in dem Gemach?“

„Niemand,“ entgegnete Eduard, indem er sich auf den Ellenbogen stützte. „Ich bitte Dich, lieber Bruder, lege Deine Waffe ab, sprich Dein Gebet und gehe wieder zur Ruhe!“

Der Geist blickte geringschätzend auf Halbert, bis er allmählich im Mondlicht erblaßte. Als Halbert die Erscheinung nicht länger wahrnahm, sagte er, das Schwert bei Seite legend: „Gott, bewahre mir meinen Verstand!“

„Amen, theurer Bruder,“ sagte Eduard; „aber wir müssen auch dem Himmel nicht vermessen Troz bieten, wenn wir ihn in unserer Noth ansehen. Nimm es mir nicht übel, theurer Bruder, aber Du warst mir in der letzten Zeit ganz entfremdet erschienen. Freilich bin ich nicht von so kräftigem Körperbau und nicht so voll Muth, wie Du von Kindheit an gewesen bist; aber Du hattest Dich doch nicht so ganz meinem Umgange entzogen, wie in der letzten Zeit. Glaube mir, obgleich ich mich nicht in Deine Geheimnisse drängen will, weinte ich doch im Stillen. Es gab eine Zeit, wo Du mich nicht so verachtetest; wenngleich ich nicht das Wild mit Dir verfolgen und erlegen konnte, so unterhielt ich Dich in unsern Freistunden durch Geschichten aus alten Zeiten, die ich gehört oder gelesen hatte, und Du hörtest mir immer mit Wohlgefallen zu, wenn wir bei einem muntern Quell saßen und unser Mahl mitlammern verzehrten. Aber jetzt habe ich Deine Achtung verloren, ohne daß ich den Grund davon fasse. Schlage nicht so wild mit Deinen Armen um Dich, Dich mag ein Fieber befallen haben, ich will Dir Deinen Mantel fester umlegen.“

„Beruhige Dich! Deine Furcht und Deine Klagen sind ohne Grund,“ sagte Halbert.

Während dieses Gesprächs wäre Halbert beinahe zu dem Entschluß gelangt, sein Herz dadurch zu erleichtern, daß er Eduard mit Allem bekannt machte; dann dachte er aber wieder: „Nein, ich kann ihm die außerordentliche Geschichte unmöglich erzählen, er würde mich für einen Betrüger, vielleicht für noch etwas Schlimmeres halten. Aber ich will vor diesem Engländer nicht fliehen, denn seine Arme und sein Schwert werden nicht besser sein, als die meinigen, und mit solchen Menschen haben meine Väter es oft aufgenommen.“



## Sechstes Kapitel.

Mit dem ersten Strahl des Morgens stand Halbert Glendinning auf, kleidete sich an, gürtete sein Schwert um und nahm eine Armbrust, als ob er seinen gewöhnlichen Spaziergang antreten wollte. Leise schlich er die dunkle Wendeltreppe hinab, öffnete in der Stille die Kiegel des inneren Thores und dann die des äußeren Gitters. Als er auf dem Hofe stand und zum Thurm aufblickte, sah er ein Schnupftuch aus dem Fenster wehen. Er glaubte, es rühre von seinem Gegner her und blieb stehen. Bald darauf schlüpfte Marie von Avenel aus der alten Thür.

Halbert erschrak, als ob er auf einer schlechten That ertappt würde. Es war das erste Mal, daß ihr Erscheinen ihm unangenehm war. Mit Kummer und in vorwurfsvollem Tone fragte sie ihn, was er beabsichtige.

Als er auf seine Armbrust zeigte und irgend einen Vorwand aussprechen wollte, unterbrach ihn Marie mit den Worten:

„Nein, Halbert! Dieser Vorwand ist eines Menschen unwürdig, der so lange immer wahr und aufrichtig gewesen ist. Du willst nicht, wie gewöhnlich, ein Wild erlegen, sondern Deine Hand und Dein Herz strebt nach einem andern Ziel: Du willst mit dem Fremden kämpfen.“

„Und weshalb sollte ich mit unserm Gast Streit anfangen?“ fragte Halbert erröthend.

„Es sind viele Gründe, daß Du es nicht thun und es giebt keinen einzigen, weshalb Du einen Streit, wie Du ihn jetzt versuchst, beginnen solltest,“ sagte das Mädchen.

„Und wie kommst Du auf diese Vermuthung, Marie?“ entgegnete Halbert, indem er sich zu fassen suchte. „Er ist meiner Mutter Gast und steht in dem Schutz des Abtes und des Klosters unsers Herrn und ist außerdem von hohem Rang; weshalb glaubst Du also, ich könnte wagen, ein rasches Wort zu rächen, das er mehr aus Unbesonnenheit als in böser Absicht gegen mich aussprach?“

„Ach,“ entgegnete Marie, „schon diese Frage zeigt zu deutlich Deinen  
Scott, Kloster und Abt.

Entschluß. Du bist seit Deiner Kindheit immer kühn gewesen, hast Lust an Abenteuern gezeigt und die Gefahren aufgesucht, statt sie zu vermeiden. Du willst auch jetzt Deinen Plan nicht aus Furcht aufgeben, so thue es aus Mitleid, Halbert! Habe Mitleid mit Deiner Mutter, die der Stütze ihres Alters beraubt wird, Du magst fallen oder siegen!“

„Sie hat ja meinen Bruder Eduard,“ sagte Halbert, indem er sich schnell abwendete.

„Freilich hat sie den stillen, edlen, besonnenen Eduard, der Deinen Muth, aber nicht Deinen Stolz und Deinen ehrgeizigen Sinn besitzt, Halbert. Er würde sich nicht vergebens von seiner Mutter und seiner angenommenen Schwester bitten lassen, ihre Hoffnung, ihr Glück und ihren Schutz für die Zukunft nicht zu zerstören.“

Halbert fühlte sich durch diese Vorwürfe verletzt.

„Nun wohl!“ antwortete er, „wozu führen diese Reden? Ihr habt ihn ja und er ist besser, weiser und auch tapferer als ich, Ihr habt einen Beschützer und bedürft meiner nicht.“

Als er gehen wollte, legte Marie ihre Hand sanft auf seinen Arm, daß er sich nicht von ihr losmachen konnte. In Begriff den Hof zu verlassen, fühlte er doch eine solche Unentschlossenheit, als ob ein Zauber ihn umstricke und ihn verhindere, seine Stellung zu ändern.

„Höre mich, Halbert!“ sagte Marie von Avenel, welche diesen Umstand benutzte, „höre mich! Ich bin eine Waise, die der Himmel erhört. Ich war die Gefährtin Deiner Kindheit und wen soll Marie von Avenel um eine Gefälligkeit bitten, wenn Du mich nicht einen Augenblick anhören willst?“

„Ich höre Dich ja,“ erwiderte Halbert Glendinning, „aber Du mußt Dich kurz fassen, Marie! Du irrst Dich über mein Geschäft, wir Beide wollen nur einen Morgen-Spaziergang machen.“

„Nein!“ fiel ihm das Mädchen in das Wort, „Du magst Andere täuschen, aber mich nicht. Von frühester Jugend liegt etwas in mir, das sich durch keine Lüge, durch keinen Trug täuschen läßt.“

„Kannst Du so in dem menschlichen Herzen lesen,“ sprach Halbert,

„so sage mir, was Du in meinem liefst? Sage mir, was Du in meiner Brust siehst und wenn Du erklärst, daß es Dich nicht beleidigt; so sollst Du mich von nun an nach Deinem freien Willen leiten können.“

Marie von Avenel erröthete und erblaßte abwechselnd bei diesen Worten. Als Halbert sich umwendete und ihre Hand ergriff, entzog sie ihm dieselbe mit den Worten: „Ich vermag nicht in dem Herzen zu lesen, Halbert, und wünsche auch, daß in dem Deinigen nichts sei, als was wir Beide eingestehen können; nur Zeichen, Worte und äußere geringe Handlungen vermag ich sicherer zu beurtheilen, als meine Umgebung, und wie Du weißt, sehen meine Augen zuweilen Dinge, welche Anderen verborgen bleiben.“

„Dann blicke auf Einen, den Du nie wiedersehen wirst!“ sagte Halbert, indem er sich von ihr abkehrte und, ohne zurückzublicken, aus dem Hofe forteilte. —

Sir Piercie Shafton gelangte inzwischen nach dem Orte der Zusammenkunft, dem niedrigen Birkenwäldchen. Er fand seinen Gegner bereits vor, begrüßte ihn in höflicher Weise und fügte dann die Worte hinzu: „Ihr mögt wohl bemerken, daß ich meinen Hut vor Euch abnehme, obgleich Ihr in einem weit niederen Range steht als ich. Dabei vergebe ich mir jedoch nicht das Geringste; denn, da ich Eure Ausforderung angenommen habe, so erzeige ich Euch dadurch eine solche Ehre, daß Ihr nach dem Urtheil aller Sachverständigen für die kurze Zeit auf gleichen Rang zu mir erhoben worden seid; diese Ehre könntet Ihr selbst, wenn der Ausgang des Zweikampfes es so mit sich bringt, nicht zu theuer erkaufen, selbst wenn Ihr Euer Leben verlöret.“

„Für diese Herablassung,“ fragte Halbert, „habe ich wohl der Nadel zu danken, die ich Euch zeigte?“

Der Ritter wechselte abermals die Farbe, knirschte mit den Zähnen und sagte zu Glendinning: „Das Schwert gezogen!“

„Nicht hier,“ entgegnete der Jüngling, „denn man könnte uns stören; ich weiß jedoch einen anderen Ort am Eingange zu Corrienan, der sich gut zum Kampfplatz eignet, weil sich an denselben die Furcht vor Geistern

knüpft und daher selten Jemand dorthin kommt.“ Ueberdies stand dieser Ort mit seinem Geschick in enger Verbindung und er wollte ihn zum Zeugen seines Todes oder Sieges machen.

Die beiden Männer hatten weder mit Worten zu fechten noch freundschaftlich mit einander zu sprechen; sie gingen daher eine Zeit lang schweigend neben einander her. Sir Piercie Shafton schwieg jedoch stets ungerne und außerdem war sein Zorn gewöhnlich nur schnell vorübergehend und nicht tief wirkend. Er fing daher zuerst an, sich von dem peinlichen Zwang zu befreien und lobte Halbert über die Geschicklichkeit und Gewandtheit, womit er alle Beschwerden und Hindernisse des Weges überwand. Er zweifle nicht, fügte er hinzu, daß der ehrliche Landmann auch die Gelegenheit nicht versäumt haben werde, sich in der Fechtkunst zu üben, die bei ihrem jetzigen Vorhaben von der größten Bedeutung sei.

Halbert entgegnete ihm, er verstehe von der Fechtkunst weiter nichts als das, was er von dem alten Schäfer Martin und zuweilen von Christie von Clinthill gelernt habe; er verlasse sich aber auf sein gutes Schwert, seinen guten Arm und frohen Muth.

Als sie den Eingang zu der Schlucht erreicht hatten, wollte Halbert anfänglich hier bleiben; er bemerkte jedoch, daß der Grund nur schmal sei, und bedachte, daß er seine geringe Geschicklichkeit in der Fechtkunst durch größere Beweglichkeit und Gewandtheit ersetzen mußte. Es genügte ihm keine Stelle zu diesem Zwecke, bis er die bekannte Quelle erreichte, an deren Rande sich eine Terrasse von Rasen befand, welche zwar im Vergleich mit der Höhe der umgebenden Felsenmassen nur schmal war, indessen zu der gegenwärtigen Absicht gerade genügte. Dieser Ort eignete sich durch seine einsame Lage und Dunkelheit ganz zu dem Schauplatz eines tödlichen Kampfes. Als die beiden Gegner diesen Ort erreicht hatten, erstaunten sie nicht wenig, an dem Fuße des Felsens ein sorgfältig und genau angelegtes Grab zu bemerken; auf der einen Seite lag grüner Rasen, auf der andern Erde aufgehäuft, daneben Hacke und Schaufel.

„Ist das Verrätherei, junger Mensch? Wollt Ihr mich hier in

einen Hinterhalt locken?“ fragte Piercie, indem er seine Augen mit ernstem Ausdruck auf Halbert Glendinning richtete.

„Gewiß, nein, beim Himmel!“ erwiderte der Jüngling, „ich habe keinem Menschen etwas von unserer Absicht gesagt und würde mich auch gegen einen einzelnen Menschen nicht solchen Vergehens schuldig machen.“

„Ich glaube das, kühner Jüngling,“ sagte der Ritter, indem er wieder in seinen gezierten Ton versiel; „aber das Grab ist außerordentlich gut gemacht und kann als ein Meisterstück von Todtengräberarbeit gelten. Wir wollen daher dem Zufall oder dem unbekanntem Freunde danken, daß er für einen von uns Beiden ein so anständiges Begräbniß besorgt hat, und jetzt laßt uns entscheiden, wer an dieser Stelle des ewigen Schlummers genießen soll!“

Nach diesen Worten nahm der Ritter sein Wamms und seinen Mantel ab, faltete sie sorgfältig und legte sie auf einen großen Stein, während Halbert Glendinning seinem Beispiele folgte. Der Ort war der Lieblingsaufenthalt der weißen Frau und Halbert machte sich über das Grab mancherlei Gedanken. Er dachte, es sei gewiß ihr Werk; sie habe den Ausgang des Gefechts vorausgesehen und für das Nöthige gesorgt; sein letzter Gedanke war der, daß er entweder an diesem Orte bleiben oder das Amt eines Todtengräbers verrichten müsse.

„Da wir uns hier befinden“, sagte Sir Piercie Shafton, „und keine Secundanten bei uns haben, so ist es gut, wenn Ihr mir erlaubt, daß ich Euren Leib mit meiner Hand befühle; Ihr mögt es bei mir ebenso machen. Obgleich ich nicht glaube, daß Ihr Euch einer geheimen Rüstung bedient, so folgen wir doch damit einer alten löblichen Gewohnheit.“

Halbert Glendinning ließ sich diese Förmlichkeit gefallen. Während er sich jedoch in des Gegners Laune fügte, erging sich der Letztere aber wieder in so weiterschweifigen Redensarten, daß Halbert ihn endlich unterbrach.

„Die Nadel, Herr Ritter, die Nadel!“ rief Halbert Glendinning, um seinen Gegner an die Veranlassung ihres Streites und an den eigentlichen Zweck ihrer Zusammenkunft zu mahnen.

Raum hatte er dieses Wort ausgesprochen, als Sir Piercie Shafton ausrief: „Nimm Dein Schwert! Deine Todesstunde hat geschlagen.“

In einem Augenblick hatten Beide ihre Schwerter entblößt und das Gefecht begann. Wie Halbert vermuthet hatte, war er seinem Gegner in der Fektkunst durchaus nicht gewachsen. Sir Piercie Shafton konnte sich ohne Prahlerei einen guten Fekter nennen, und Glendinning überzeuete sich, daß er Alles aufbieten müsse, wenn er Ehre und Leib aus diesem Kampfe retten wollte. Auch er war nicht unerfahren mit den Regeln dieser Kunst, wenngleich er nur die alte schottische Weise kannte; überdies fehlte es ihm nicht an dem wichtigsten Erforderniß: an einem ruhigen Muth. Um sich zuerst mit der Geschicklichkeit des Gegners bekannt zu machen, hielt er Fuß, Hand, Auge und Körper nur in vertheidigender Lage; das Schwert hielt er kurz vor sich hin, die Spitze gegen des Gegners Gesicht gekehrt, so daß Sir Piercie einige Passaden machen mußte und sich seiner Finten gar nicht bedienen konnte. Halbert parirte seine Anfälle oder er veränderte seine Stellung; in Folge dessen nahm Sir Piercie nach mehreren starken Angriffen eine vertheidigende Stellung an, weil er sich durch wiederholte Angriffe eine Blöße zu geben fürchtete. Halbert war indessen durch die Geschicklichkeit seines Gegners wiederholt in Gefahr gewesen, so daß er sich jetzt hütete, auf seinen Gegner lebhaft einzudringen.

Nach einigen Gängen entstand eine Pause; Beide senkten unwillkürlich und zu gleicher Zeit die Schwerter und sahen sich stumm an. Halbert Glendinning hatte jetzt die Stärke seines Gegners erprobt und fühlte größere Besorgniß wegen seiner Familie als zuvor. Er konnte sich daher nicht enthalten, zu fragen: „Ist denn der Gegenstand unseres Streites wirklich so wichtig, Herr Ritter, daß einer von uns Beiden dieses Grab mit seinem Leichnam füllen muß? Wir haben einander gezeigt, wer wir sind, können wir nun nicht mit Ehren die Schwerter einstecken und als Freunde scheiden?“

„Mein tapferer und bürgerlicher junger Mann,“ versetzte der Ritter, „über diese Frage der Ehre könnte Euch Niemand auf Erden eine richtigere Auskunft geben, als ich. Wir wollen daher eine Pause machen, bis ich

Euch meine Meinung über diesen Gegenstand mitgetheilt habe; denn das steht fest, daß tapfere Männer nicht wie wilde, unvernünftige Thiere dem Tode entgegenzueilen, sondern daß sie sich mit Anstand, Besonnenheit und Vernunft tödten sollen. Untersuchen wir daher jetzt den Zustand unsers Kampfes, so werden wir um so leichter erfahren, ob die drei Schwestern wirklich einen von uns verurtheilt haben, diesen Platz mit seinem Blute zu färben. Versteht Ihr mich, Freund?"

„Ich hörte den Vater Eustach von drei Parzen sprechen mit ihrem Faden und ihrer Scheere,“ sagte Halbert.

„Genug,“ fiel ihm Shafton ins Wort, roth vor Zorn und Aerger, „der Faden Deines Lebens ist abgesponnen.“

Mit diesen Worten griff er den jungen Schotten aufs Neue an, und dieser hatte kaum so viel Zeit, sich zur Vertheidigung zu bereiten. Aber der Angreifende wurde durch seine eigene Wuth ins Verderben gestürzt; indem er einen verzweifelten Angriff auf Halbert Glendinning machte, parirte dieser denselben und versetzte ihm einen so heftigen Stoß, daß ihm das Schwert durch den Leib fuhr. Sir Piercie Shafton sank entseelt zu Boden.

Als Halbert Glendinning seinen Gegner auf dem Boden liegen und Ströme von Blut von sich geben sah, wurde er gleichzeitig von Gram und von Schreck befallen. Er steckte sein blutiges Schwert in den Boden, kniete bei dem Verwundeten nieder und bemühte sich, ohne Erfolg, die Wunde zu verstopfen. Letztere schien mehr nach innen als nach außen zu bluten. Der unglückliche Ritter sprach von Zeit zu Zeit, so weit es seine Schwäche gestattete; er zeigte zwar noch immer seinen gezierten und dünnkelhaften Stolz, aber auch einen edelmüthigen Charakter.

„Junger Bauer!“ sprach er, „Dein Glück hat Dir beschieden, über die ritterliche Geschicklichkeit zu siegen, wie zuweilen der Sperber den edlen Falken zu Boden reißt. Fliehe jetzt und rette Dich selbst! Nimm meine Börse, die dort in der Tasche meiner Beinkleider steckt, und für einen Bauern ein annehmenswerthes Geschenk ist! Halte darauf, daß mein Koffer und meine Kleider nach dem Kloster zur heiligen Jungfrau gebracht

werden! Mein kurzes blaues Wamms mit den passenden Beinkleidern schenk ich . . . .“ hier wurde seine Stimme schwach und er schien die Besinnung zu verlieren.

„Fasset Muth, Herr Ritter!“ sagte Halbert, von Mitleid und Reue ergriffen, „hoffentlich wird es wieder besser mit Euch werden. Wenn man nur einen Wundarzt haben könnte!“

„Edelmüthiger Jüngling, es würde nicht genügen; wenn selbst zwanzig Wundärzte zur Stelle wären, würde es nichts helfen. Mein Leben ist beinahe entflohen und wäre nicht zu retten.“

Bei diesen letzten Worten streckte er die Glieder, stöhnte tief auf und schloß die Augen.

Der Sieger raufte sich das Haar, als seine Blicke auf sein bleiches Schlachtopfer fielen. „Das Leben ist doch wohl noch nicht ganz entflohen, dachte er, „allein ich bin gewiß, daß es nicht erhalten werden kann, wenn nicht bessere Hülfe als die meinige eintritt. O, warum habe ich ihn zu einer so schrecklichen Entscheidung herausgefordert! Ich hätte mir lieber die härteste Beschimpfung gefallen lassen sollen, als das blutige Werkzeug einer solchen That zu werden. Ich verwünsche doppelt diesen unglücklichen Ort; denn ich wußte, daß er von Geistern und Hexen bewohnt ist und wählte ihn dennoch zum Kampfplatz. An jedem andern Orte hätte ich, wenn ich schnell lief oder laut schrie, Hülfe erlangt; aber hier hört kein Mensch mein Rufen; nur der böse Geist, der mir zu diesem Unglück rieth. Es ist zwar nicht seine Stunde, aber ich will doch den Zauber versuchen, und wenn es in seiner Macht steht, soll er mir helfen; ich will ihm zeigen, was ein Wahnsinniger gegen den Bewohner einer andern Welt vermag.“

Er zog hierauf seinen blutigen Schuh vom Fuße und sprach die Zauberformel zu wiederholten Malen, aber nirgends vernahm er eine Stimme, noch sah er eine Erscheinung. Ungeduldig und verzweifelt rief der Jüngling: „Böser Geist! Hexe! Zauberin! Hörst Du nicht meinen Hülferuf? und doch bist Du so bereit, auf den Ruf der Rache zu antworten? erhebe Dich und gieb mir Antwort, oder ich verschütte Deinen



Quell, verwüste Deinen Distelstrauch und verheere Deinen Aufenthalt in gleichem Grade, wie Du mein Gemüth durch Deine unselige Hülfe verwüestet hast.“

Dieser wüthende Ruf wurde plötzlich durch einen dumpfen Ton unterbrochen, der sich aus der Ferne im Hohlwege hören ließ. „Dank der heiligen Jungfrau!“ sprach der Jüngling, indem er schnell seinen Schuh wieder anzog, ich höre die Stimme eines lebenden Menschen, der vielleicht Rath und Hülfe in dieser entsetzlichen Lage weiß.“

Hierauf rannte Halbert so schnell wie ein gehetztes Wild den rauhen Pfad hinauf, indem er von Zeit zu Zeit seinen Ruf wiederholte. In kurzer Zeit erreichte der Jüngling den Eingang des Hohlweges, durch welchen sich der Bach ergießt, der nach Corrienan fließt und sich dann mit dem andern, welcher das Thal von Glendearg durchschlängelt, vereinigt. Hier blieb er stehen und blickte nach allen Seiten um sich; da er nirgends eine menschliche Gestalt erblickte, verlor er den Muth. Die Krümmung des Thals hinderte jedoch eine freie Aussicht, und der Mensch, dessen Stimme er vernommen hatte, konnte wohl seinen Blicken verborgen und doch in der Nähe sein. Von einer schmalen Felspitze ragten die Aeste einer alten Eiche herüber und der kühne Jüngling unternahm es, diese Warte zu erklimmen. Er sprang auf den niedrigsten Ast, schwang sich von diesem auf den Gipfel des Baumes und von dort auf die Spitze des Felsens, von wo er deutlich eine menschliche Gestalt das Thal hinunterschreiten sah. Der Bach nahm seinen Ursprung aus einem gefährlichen Moraste, der nach Norden hin lag und es war daher selten, daß Jemand in dieser Richtung die Einöde besuchte, wenn es nicht ein Schäfer oder Jäger war. Als solche erkannte Glendinning den Reisenden nicht und er dachte darüber nach, wer er wohl sein könnte und welchen Zweck er zu seiner Reise haben möchte. Es war ihm aber genug, daß er ein menschliches Wesen sah, von welchem er Hülfe und Unterstützung in seiner verzweifelten Lage erwarten konnte. Er schwang sich schnell vom Gipfel des Felsens auf den Ast des Baumes und sprang dann aus bedeutender Höhe

auf den Boden herab, wobei er ebenso wenig Schaden nahm, wie der Falke, der sich zur Erde herabschwingt.

Schnell eilte er nun das Thal aufwärts, gerieth aber in immer größere Besorgniß, da er eine Krümmung des Thals nach der andern zurücklegte, ohne den Gesuchten zu treffen. Er fürchtete, daß er die Gestalt, die er aus der Ferne erblickt hatte, verschwunden oder wohl gar nur eine Täuschung seiner Einbildungskraft gewesen sei, oder zu den Geistern gehörte, welche nach dem Glauben des Volks dieses Thal bewohnten.

Als er sich jedoch um den Fuß einer vereinzeltten Stein klippe wendete, sah er zu seiner unaussprechlichen Freude dicht vor sich einen Menschen, dessen Aeußeres dem eines Pilgers glich.

Es war ein schon bejahrter Mann mit einem langen Barte und einem breiten Hute. Als Kleidung trug er ein Gewand aus schwarzem Stoff mit einer Art Ueberwurf, der weit nach hinten reichte und über die Arme herabfiel; an seiner Seite hing eine Tasche und eine kleine Flasche und in der Hand trug er einen Stock. Sein Schritt war matt und langsam, wie der eines Wanderers, der von der beschwerlichen Reise erschöpft ist.

„Seid begrüßt, guter Vater!“ sagte der Jüngling, „Gott hat Euch zu meiner Hülfe gesendet.“

„Und worin kann Dir ein so schwaches Geschöpf, wie ich bin, dienen, mein Sohn?“ fragte der alte Mann, erstaunt, dem wohlgebildeten Jüngling zu begegnen, dessen Gesicht Angst und Besorgniß ausdrückte, und dessen Kleider und Hände mit Blut befleckt waren.

„Nicht weit von uns, im Thale, da blutet ein Mensch. Kommt mit mir! ich bitte Euch! Ihr seid in reifem Alter und habt Erfahrungen, wenigstens seid Ihr Eurer Sinne mächtig, während mir die meinen fast geschwunden sind.“

„Ein Mann blutet sich hier in diesem einsamen Thale zu Tode?“ fragte der Fremde.

„Ach, fraget nicht, Vater!“ sagte der Jüngling, „verwundert Euch

nicht, sondern helft mir! eilet, folget mir, ohne noch einen Augenblick zu verlieren!"

„Aber, lieber Sohn,“ sprach der Greis, „man folgt nicht so leicht einem Führer, der Einem plötzlich in einer Wildniß begegnet. Ehe ich Dir folge, mußt Du mir erst Deinen Namen und Deine Absicht mittheilen.“

„Dazu ist nicht Zeit!“ erwiderte Halbert, „ich sage Dir ja, daß ein Menschenleben in Gefahr steht und Du helfen mußt, wenn ich Dich nicht mit Gewalt fortziehen soll.“

„Das brauchst Du nicht,“ erwiderte der Fremde, „wenn es sich so verhält, wie Du sagst, so folge ich Dir aus freiem Willen, um so lieber, da ich nicht unerfahren in der Wundarzneikunst bin und auch etwas in meiner Tasche trage, was Deinem Freunde nützlich sein könnte. Aber geh ein wenig langsamer, wenn ich bitten darf! denn ich bin von meiner Reise sehr erschöpft.“

Ungeduldig wie ein feuriges Roß, welches genöthigt wird, langsam zu schreiten, ging Halbert an der Seite des Wanderers; doch suchte er seine ängstliche Unruhe zu mäßigen, um seinem Gefährten keine Veranlassung zu Verdacht zu geben. Als sie sich an der Stelle befanden, wo sie sich aus dem Thale nach der schmaleren Straße wenden mußten, blieb der Fremde zögernd stehen.

„Junger Mensch,“ sprach er, wenn Du gegen diese grauen Haare etwas Böses beabsichtigst, so wirst Du mit Deiner Grausamkeit wenig gewinnen, denn ich führe keine irdischen Schätze bei mir, wodurch Räuber oder Mörder in Versuchung gerathen könnten.“

„Ich bin keines von Beiden,“ sagte der junge Mann; „aber, Gott im Himmel, ich kann wohl ein Mörder werden, wenn Ihr dem Verwundeten nicht schnell Euern Beistand leistet.“

„So wird also auch in der tiefsten Einsamkeit die Brust der Natur von Leidenschaften der Menschen zerrührt?“ entgegnete der Reisende; „aber weshalb wundere ich mich, daß die Werke der Finsterniß gedeihen, wo

Finsterniß herrscht? Man erkennt den Baum an seinen Früchten; führe mich, unglücklicher Jüngling! ich werde Dir folgen.“

Der Reisende bot aufs Neue seine Kräfte auf und vergaß seine Ermüdung, um dem ungeduldigen Führer gleich zu kommen. Wie groß aber war Halbert Glendinnings Erstaunen, als er an dem Orte des Unglücks ankam und keine Spur von Sir Piercie Shaftons Körper erblickte. Doch waren noch alle Spuren des Zweikampfes sichtbar. Der Mantel des Ritters war mit dem Leichnam verschwunden, aber das Wamms lag noch an demselben Orte, wohin es gelegt worden war und der Rasen war noch mit dunklen Blutflecken bedeckt.

Halbert blickte erstaunt und erschrocken um sich und seine Augen fielen auf die Stelle des Grabes, welches bestimmt gewesen schien, eines der Schlachtopfer aufzunehmen. Es schien, als ob die Gruft den erwarteten Bewohner aufgenommen habe, denn sie stand nicht mehr offen, darüber erhob sich der kleine Hügel mit der grünen Bekleidung, den die Todtengräber gewöhnlich anlegen. Halbert stand wie entseelt. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke, daß unter diesem Erdhügel dasselbe Geschöpf fühllos läge, das noch vor Kurzem lebend und fühlend gewesen sei, ehe seine unglückliche Hand es eines leichten Zwistes wegen erlegt hatte. Dieselbe Hand, welche das Grab gegraben hatte, mochte auch die Arbeit vollendet haben. Und wessen Hand konnte es anders gewesen sein, als die des geheimnißvollen Wesens, das er in seiner Unbesonnenheit aufgefordert hatte, sich in sein Schicksal zu mischen? Halbert stand mit verschränkten Armen und starren Augen da, als er durch die Stimme des Fremden aufgeschreckt wurde, dessen Verdacht aufs Neue rege geworden war, da er hier einen ganz anderen Auftritt fand, als ihm Halbert vorgestellt hatte.

„Junger Mann,“ sprach er, „beslecktest Du Deine Zunge mit Falschheit, um die wenigen Lebenstage eines Mannes zu verkürzen, den die Natur bald abrufen wird, ohne daß Du seine Reise durch Deine Schuld beschleunigst?“

„Nein, beim Himmel, nein!“ rief Halbert laut.

„Schwöre nicht,“ fiel ihm der Fremde ins Wort, „weder beim Himmel,

denn er ist Gottes Thron, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei den Geschöpfen, die er gemacht hat, denn sie sind Erde und Staub wie wir; laß Deine Rede sein: Ja, ja! und Nein, nein! Sage mir mit einem Worte, zu welchem Zwecke Du eine Geschichte erfandest, um einen Wanderer von seinem Ziele abzulenken?"

„So wahr ich ein Christ bin,“ entgegnete Glendinning, „ich verließ ihn hier blutend und im Todeskampfe und erblicke ihn jetzt nirgends, so viel ich mich auch umschaue. Es ahnt mir, das Grab, das Du hier vor Dir siehst, enthält seine sterblichen Ueberreste.“

„Aber wer ist denn derjenige, um dessen Schicksal Du Dich so beunruhigst?“ fragte der Fremde, „oder wie könnte der Verwundete von hier weggebracht oder an diesem einsamen Orte begraben werden?“

„Sein Name ist Sir Piercie Shafton,“ sagte Halbert nach einer Pause; „ich verließ ihn hier blutend an dieser Stelle, aber welche Macht ihn entführt hat, weiß ich ebenso wenig wie Du.“

„Piercie Shafton?“ fragte der Fremde, „ein Verwandter des großen Piercie von Northumberland? Wenn Du ihn erschlugst, so lieferst Du Dich, falls Du auf das Gebiet des Abts zurückkehrst, gerade an den Galgen. Ich kenne diesen Piercie Shafton, er ist das Werkzeug klügerer Köpfe, der thörichte Zwischenhändler der verrätherischen Kämpfer des Papstes. Komm mit mir, Jüngling, und rette Dich vor den bösen Folgen Deiner That! Führe mich nach dem Schlosse von Avenel und Du wirst mit Schutz und Sicherheit belohnt werden.“

Halbert überlegte, ehe er einen Entschluß faßte.

„Guter Vater,“ sagte er, „ihr mögt wohl eine falsche Meinung von dem Manne haben, bei welchem Ihr mir eine Zufluchtsstätte verschaffen wollt. Avenel hat Piercie Shafton in Schottland aufgenommen und sein Grenzüeberer Christie von Clinthill brachte ihn zu uns.“

„Das weiß ich wohl,“ sagte der Greis, „aber wenn Du mir ebenso vertraust, wie ich Dir vertraut habe, so wirst Du bei Julian Avenel gut aufgenommen werden oder wenigstens sicher sein.“

„Vater,“ entgegnete Halbert, „ich will Dir das gleiche Vertrauen

Beweisen, was Du mir schenktest und Dich nach dem Schlosse Avenel auf einem Wege führen, den Du schwerlich gefunden haben würdest; freilich kann ich das, was Du sagst, nicht mit den Thaten des Julian Avenel in Einklang bringen, aber es ist im Grunde an der Rettung eines verlorenen Geschöpfes, wie ich bin, wenig gelegen.“

Darauf schlug er den Weg ein, und der Alte folgte ihm schweigend. Nach einiger Zeit wendete er sich mit folgenden Worten an ihn:

„Man sagt, mein Sohn, der Bekümmerte müsse sich aussprechen, wenn er nicht sterben solle; warum bist Du so niedergeschlagen? Ich will Dir zeigen, wie Du Dich mit den Mächten dieser Welt verfühnen kannst. Trenne dieses graue Haupt vom schwachen Körper, der es trägt, bringe es dem stolzen Abt Bonifazius und lege es ihm zu Füßen, indem Du ihm sagst, es sei das Haupt Heinrich Warden's! und obgleich Du ihm dann gestehen magst, Du habest den Piercie Shafton erschlagen, so wirst Du dennoch Lob statt Tadel ernten.“

„Wie!“ rief Halbert Glendinning erstaunt, „Ihr seid Heinrich Warden, der berühmte Ketzer? und Ihr wagt es, dem Heiligthum zur heiligen Jungfrau zu nahen?“

„Ja,“ entgegnete der Alte, „ich bin Heinrich Warden, der gern jeder Gefahr Troß bietet, wozu ihn der Dienst seines Meisters aufruft.“

„So höre mich,“ sprach Halbert, „ich habe nicht den Muth, Dich zu tödten. Wollte ich Dich gefangen nehmen, so käme gleichfalls Dein Blut über mich und nicht besser wäre es, wenn ich Dich in dieser Wildniß ohne Führer ließe. Ich werde Dich also, meinem Versprechen gemäß, wohlbehalten nach dem Schlosse Avenel bringen; wenn Du dort angekommen bist, so magst Du selber für Dich sorgen, denn es steht ein hoher Preis auf Deinem Kopf und Julian von Avenel liebt die glänzenden Münzen.“

„Und sollte er um schnöden Goldes willen das Blut seines Gastes vergießen?“

„Nein, so schlecht Julian sein mag, bin ich doch gewiß, daß er die Rechte der Gastfreundschaft achten wird, wenn Du als ein eingeladener

Fremder kommst. Kommst Du aber ohne meine Einladung und ohne daß Dir Sicherheit verbürgt wurde, so muß ich Dir gestehen, daß Du viel wagst.“

„Ich stehe in Gottes Hand,“ sagte der Prediger Heinrich Warden; „ich durchstreife die Wildniß unter allerlei Gefahren in dem Geschäft Gottes, und so lange ich noch in meines Herrn Dienste nützlich sein kann, wird mir Niemand etwas anhaben können; kann ich aber, gleich dem dürren Feigenbaume, keine Frucht mehr tragen, so ist es gleichgültig, wer die Art an seine Wurzel legt.“

Beide setzten nun ihren Weg schweigend fort, wobei Halbert Glendinning vorsichtig durch die gefährlichen Moräste schritt, welche das Kloster von den Gütern Avenel's trennte. Bald war das Ende des Morastes erreicht und sie gingen einen Fußpfad längs des Abhanges hinab. Der grüne Rasenboden war stellenweise von dunkelbraunem Haidekraut unterbrochen. Der Alte setzte seinen Weg ohne sichtbare Mühe fort und sprach mit dem Jüngling über mancherlei Gegenstände. Er behielt in seiner Unterhaltung immer einen ernsten, sittlichen und belehrenden Ton bei. Auf vielen Reisen hatte er die Sprachen und Sitten mancher Länder kennen gelernt, und Halbert Glendinning fand diese Belehrungen anziehend, da er sich darauf gefaßt machte, wegen seiner That Schottland verlassen zu müssen. Anfänglich war er von Furcht vor dem Keger erfüllt worden, allmählig aber fühlte er sich durch die angenehme Unterhaltung immer mehr für den Fremden gewonnen und er nannte ihn zu wiederholten Malen Vater, ehe sich die Thürme des Schlosses Avenel zeigten.

Diese alte Festung hatte eine merkwürdige Lage. Sie stand auf einer kleinen Felseninsel in einem Gebirgssee, welcher etwa eine Meile im Umfange hatte, und von ziemlich hohen, meistens nur mit Haidekraut bewachsenen Hügeln umgeben war. Es war ein überraschender Anblick, in einer so hohen Berggegend einen Wasserspiegel zu erblicken, und die Landschaft der Umgebung war zwar nicht ohne Reiz, aber doch vorherrschend wild. Das Schloß bedeckte mit den Außenwerken, Haupt- und Seitengebäuden fast jeden hervortretenden Punkt des Felsens, so daß es schien, als ob es

wie das Nest eines wilden Schwans, rings vom Wasser umgeben wäre; nur ein schmaler Nothweg zog sich zwischen der Insel und der Küste hin. In der Nähe gesehen, erschienen jedoch viele der Gebäude verfallen und unbewohnbar. Zur Zeit, als die Familie Avenel groß und glänzend war, hatte eine starke Besatzung von Dienstleuten dort gelegen; jetzt waren sie aber fast gänzlich verlassen, und Julian Avenel würde seinen Wohnsitz vielleicht in einem passenderen Gebäude genommen haben, wenn nicht die Lage des Schlosses seiner gefährlichen Lebensart eine große Sicherheit dargeboten hätte. In dieser Beziehung konnte der Ort nicht glücklicher gewählt werden, denn die Bewohner konnten ihn vollkommen unzugänglich machen. Das nächste Ufer war von der Insel nicht über zweihundert Fuß entfernt und der schmale Verbindungsweg war ein Mal in der Mitte und zum zweiten Mal dicht am äußersten Schloßthor durchschnitten. Hierdurch wurde eine feindliche Annäherung gefährlich, fast unmöglich. An jedem der Durchschnittpunkte befand sich eine Zugbrücke, deren eine dem Schlosse am nächsten liegende während des ganzen Tages aufgezogen blieb. Des Nachts wurden beide aufgezogen. Diese Vorkehrung war nothwendig, denn Julian von Avenel war in viele Fehden verwickelt und betheiligte sich an allen geheimnißvollen Händeln, wie sie in jener wilden Grenzgegend vorkamen. Diese Gefahr wurde durch seine eigene Wankelmüthigkeit und Zweideutigkeit vermehrt; denn er hielt sich zu beiden Parteien und schlug sich bald zu der einen, bald zu der andern, je nachdem es sein nächster Vortheil erheischte; so blieb es ungewiß, wen er zum sichern Bundesgenossen und wen er zum entschiedenen Feinde hatte.



## Siebentes Kapitel.

Die Wanderer erreichten am Ende des Passes, welcher an das Seeufer stieß, das alte Schloß Avenel. Der Alte blieb stehen, lehnte sich auf seinen Pilgerstab und betrachtete die vor ihm liegende Gegend und das Schloß mit großer Aufmerksamkeit. Dann wendete er sich an Halbert Glendinning mit den Worten: „Von diesem Schlosse hier könnte man sagen: der Erbauer desselben sei in seinem Herzen ein Räuber gewesen.“

„Und doch trifft dies hier nicht ein,“ erwiderte Glendinning, „denn jenes Schloß wurde von den alten Lords von Avenel erbaut, welche im Frieden geliebt und im Kriege geachtet waren. Man betrachtete sie als die Wälle gegen fremden Einbruch und als Beschützer der Eingebornen gegen innere Unterdrückung. Der Mann, der sich ihr Erbtheil angemast hat, gleicht ihnen so wenig, wie die Gule dem Falken gleicht, mit dem sie auf einem Felsen nistet.“

„So ist also dieser Julian Avenel von seinen Nachbarn nicht sehr geliebt und geachtet?“ fragte Warden.

„Nein,“ entgegnete Halbert, „außer seinen Verbündeten, den Freiheutern, kennt er Niemand, der gern mit ihm zu thun hätte. Mehrere Male wurde er in England und Schottland geächtet; man zog seine Güter ein und setzte sogar einen Preis auf seinen Kopf. Indessen in gegenwärtigen unruhigen Zeiten findet ein unternehmender Mann, wie Julian Avenel, immer einige Freunde, die ihn gegen die Strenge des Gesetzes schützen, falls er ihnen einen gleichen Dienst verspricht.“

„Da schildert Ihr einen gefährlichen Mann,“ sagte Warden.

„Wenn Ihr Euch nicht sehr vorsichtig betragt, werdet Ihr dasselbe erfahren,“ sagte der Jüngling. „Es kann übrigens auch sein, daß er unsere Kirchengemeinschaft verlassen und den Pfad der Kezerei betreten hat.“

„Was Ihr in Eurer Verblendung den Pfad der Kezerei nennt, das ist eigentlich der gerade und schmale Weg, den Niemand, der ihn einmal betreten hat, weder um weltlicher Güter willen, noch aus weltlicher Leiden-

schaft wieder verläßt," erwiderte der Reformator. „Wollte Gott, daß dieser Mann von keinem schlechteren Geist getrieben werde, als den, der meine demüthigen Bemühungen leitet. Dieser Baron Avenel ist mir gänzlich unbekannt und gehört weder zu unserer Gemeinde, noch zu unserem Rathe; ich habe aber Aufträge an ihn in Betreff meiner Sicherheit und da diese Aufträge von Personen herrühren, die er fürchten muß, wage ich mich in seine Nähe. Jetzt habe ich mich durch diese kurze Ruhe völlig wieder gestärkt.“

„So laßet Euch wenigstens einige Winke zu Eurer Sicherheit geben, welche sich auf die Sitten des Landes und seiner Einwohner beziehen! Wenn Ihr es vermeiden könnt, so begeben Euch nicht in das Schloß Avenel; wagt Ihr es aber dennoch, so laßt Euch wenigstens sicheres Geleit von dem Baron geben und haltet darauf, daß er es bei einem schwarzen Kreuz schwöre! Achtet auch darauf, ob er mit Euch aus einer Schüssel ißt und aus einem Becher trinkt, denn sonst führt er Böses mit Euch im Schilde.“

„Ich habe leider keine andere Zuflucht auf Erden als diese bedrohenden Thürme, doch verlaß ich mich auf meine überirdische Hülfe. Aber müßt Ihr Euch denn an einen so gefährlichen Ort wagen, junger Mensch?“

„Ich bin nicht in Gefahr," versetzte Halbert, „ich kenne den Dienstmann Julians, den Christie von Clinthill, und außerdem trage ich Nichts bei mir, was zu Bosheit oder Raub anreizen könnte.“

Man hörte jetzt den Tritt eines Rosses an dem unwegsamen Ufer des Sees daher kommen und erkannte einen Reiter, dessen Stahlhaube und Lanzenspitze in der Sonne glänzten.

Halbert Glendinning erkannte Christie von Clinthill und theilte seinem Gefährten mit, daß dieser eben der Dienstmann Julians sei.

„Ei, mein Junge!" sprach Christie zu Halbert, als er ihm nahe war, „hast Du Dich endlich besonnen und kommst nun, bei dem edlen Herrn in den Dienst zu treten, nicht wahr? Nun, wirst an mir einen treuen und aufrichtigen Freund finden und ehe wir wieder den heiligen Bernhardstag feiern, sollst Du jeden Paß im Gebirge kennen, als ob Du mit der Lanze

in der Hand und dem Panzerhemde am Leibe zur Welt gekommen wärst. Was für einen alten Kerl bringst Du da mit? der gehört nicht zur Brüderschaft der heiligen Jungfrau, denn er trägt wenigstens nicht das Zeichen.“

„Er ist ein Reisender, der Geschäfte mit Julian von Avenel abzumachen hat,“ sagte Halbert. „Ich selber bin auf dem Wege nach Edinburg, um die Königin und den Hof zu sehen. Wenn ich wieder zurückkomme, wollen wir weiter über Deine Pläne sprechen; da Du mich jedoch so oft nach dem Schlosse einludest, so bitte ich Dich, mir und meinem Gefährten für diese Nacht eine gastfreundliche Aufnahme zu gewähren.“

„Du sollst willkommen sein, junger Kamerad, aber Pilger und dergleichen beherbergen wir nicht gern.“

„Erlaube! ich habe Empfehlungsschreiben an Deinen Herrn von einem Freunde, dem er wohl eine größere Gunst gewähren würde, als mir einen kurzen Aufenthalt zu gestatten. Auch bin ich kein Pilger, sondern weise diesen Namen und alle abergläubischen Gebräuche, die damit verbunden sind, von mir ab.“

Mit diesen Worten übergab er dem Dienstmann seinen Brief.

„Das sind Sachen für meinen Herrn,“ sagte Christie, „und es wird gut sein, wenn er sie selbst lesen kann, denn für mich sind seit meinem zwölften Jahr das Schwert und die Lanze so viel wie Buch und Psalter. Aber ich will Dich ins Schloß führen und der Baron von Avenel mag selber über Deinen Auftrag urtheilen.“

Alle erreichten den schmalen Weg, auf welchem Christie vorausritt und seine Ankunft dem Thurmwächter durch Pfeifen meldete. Auf dieses Zeichen ließ man die vordere Zugbrücke nieder; Christie ritt hinüber und verschwand jenseits in dem düstern Eingang.

Glendinning und sein Gefährte waren dem Reiter langsam gefolgt und erreichten endlich denselben Thorweg, über welchem das alte Wappen des Hauses Avenel, in dunkelrothen Stein gehauen, sichtbar war. Das ganze Wappenschild nahm eine weibliche Gestalt ein, welche in ein Grabtuch eingehüllt schien. Weshalb die Familie dieses seltsame Zeichen angenommen hatte, wußte man nicht, glaubte aber, daß dieses seltsame Phantom

dieselbe geheimnißvolle Gestalt bedeutete, die unter dem Namen der weißen Frau von Avenel bekannt war. Als Halbert dieses Wappenschild erblickte, erinnerte er sich an Marie von Avenel und an das gespenstische Wesen, welches mit ihrem Schicksal verknüpft war und das er schon vorher auf dem Siegelring Walters von Avenel gesehen hatte, der von Maria's Mutter nach Glendearg gebracht worden war. Bei diesem Gedanken seufzte er tief.

„Weshalb seufzt Du, mein Sohn?“ fragte der Alte, der die Gefühle, welche sich in dem Herzen seines Gefährten regten, nicht verstand; „fürchtest Du Dich, hier einzutreten, so können wir ja umkehren.“

„Das könnt Ihr nicht,“ sagte Christie von Clinthill, der in diesem Augenblick aus einer Seitenpforte hervortrat, „Ihr müßtet denn wie ein flüchtiges Wild durch das Wasser schwimmen oder Euch wie ein Geier durch die Lüfte schwingen können. Sehet dort hin!“

Als sie sich umfahen, bemerkten sie, daß die Zugbrücke wieder aufgezogen war. Christie lachte und gebot ihnen, ihm zu folgen, doch flüsterte er Halbert zur Ermunterung in's Ohr: „Wenn Dich der Baron fragt, so antworte nur fest und schnell und suche nicht lange Worte, besonders aber zeige, daß Du Dich nicht vor ihm fürchtest; der Teufel ist nicht so schwarz, wie er gemalt wird.“

Nach diesen Worten brachte er sie in eine große steinerne Halle, an deren äußerstem Ende ein Feuer brannte. Der lange eichene Tisch stand, der Sitte gemäß, in der Mitte des Gemaches und war mit den Zubereitungen zum Abendessen für den Baron und seine angesehensten Diener besetzt. Mehrere von den letzteren, riesige und wild aussehende Gestalten, gingen am andern Ende der Halle auf und nieder. Das Gemach ertönte von ihren klirrenden langen Sporen und von den schweren Tritten ihrer gewichtigen, mit hohen Absätzen versehenen Reiterstiefeln. Den wichtigsten Theil ihrer Kleidung bildete ein eiserner Panzer oder ein lederner Koller, und ihr Kopf war mit einer Stahlhaube oder einem breiten Federhut bedeckt.

Der Baron von Avenel war eine muskulige, kriegerische Gestalt. Sein langer, einst recht schön gestickter Mantel war durch langen Gebrauch und den Einfluß der Witterung ziemlich verschossen und verhüllte, nachlässig

umgeworfen, nur einen Theil des kurzen Wammes von Büffelhaut, unter welchem das leicht verborgene Panzerhemd sichtbar wurde, das unter der Rüstung getragen wurde und gegen meuchlerische Anfälle Schutz gewähren sollte. In einem ledernen Gürtel steckte an der einen Seite ein großes Schwert und an der andern der schöne Dolch, der früher Piercie Shafton gehört hatte, dessen Vergoldung und Zierde aber durch den rohen Gebrauch schon sehr gelitten hatte. Trotz seinem rauhen Aeußern zeigte Julian von Avenel ein edleres und vornehmeres Betragen, als alle seine Genossen, die anwesend waren. Er mochte ungefähr fünfzig Jahre alt sein, denn sein dunkles Haar war schon mit grauem untermischt, doch hatte das Alter weder dem Feuer seiner Augen, noch der Kühnheit seines Wesens Schaden zufügen können.

Er schien in düsteres Nachdenken versunken und ging, von seinen Dienern entfernt, am oberen Ende des Gemachs auf und nieder. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und liebkooste oder fütterte einen großen Falken, der sich mit seiner ledernen Beinbekleidung auf der Faust fest geklammert hatte. Der Vogel schien gegen die Güte seines Herrn nicht gleichgültig, denn er beantwortete die Liebkosungen desselben, indem er die Federn sträubte und spielend auf seine Hand hackte. In solchen Augenblicken lächelte der Baron, versank dann aber wieder in sein finsternes Nachsinnen und warf nicht einmal einen flüchtigen Blick auf ein sehr schönes, zierlich, aber einfach gekleidetes Weib, welches dicht an dem großen, unförmlichen Kamin saß. Aus den goldenen Ketten, die sie um Hals und Arm trug, aus dem netten grünen, auf dem Boden hinabreichenden Rock, aus dem silbergestickten Gürtel, woran das Schlüsselbund hing, aus diesem Allen hätte man schließen können, daß sie des Barons Gemalin sei. Aber es stimmte nicht mit den Eigenschaften einer geachteten und glücklichen Hausfrau, daß sie auf einem niedrigen Sitze saß und in ihrem Gesichtsausdruck tiefe Schwermuth und Kummer zeigte. So oft sie glaubte, daß Julian Avenel nach ihr hinblickte, verwandelte sich dieser Ausdruck in furchtbares Pächeln; wenn sie sich aber nicht beachtet sah, so quoll eine Thräne aus ihren Augen.

Der Baron beschäftigte sich unterdessen immer mit dem gefiederten

Liebling, indem er ihn neckte und seinen Appetit bald befriedigte, bald dadurch täuschte, daß er ihm den Bissen, den er ihm zugedacht hatte, vorenthielt. Als der Vogel endlich durch die Neckereien ganz wild wurde, rief er: „Wie? Du sträubst Dich gegen mich und greiffst mich mit dem Schnabel und Klauen an, Du willst davonfliehen? Narr Du, trägt ja Fesseln an den Klauen und darfst Dich nur mit meiner Erlaubniß bewegen! hüte Dich und treibe es nicht zu arg, schlechtes Thier, oder ich drehe Dir nächstens den Hals um. Jenkin!“ rief er einem Diener zu, „nimm dieses schlechte Thier und sperre es in den Käfig, ich mag ihn nicht mehr! Siehe, daß er sich ordentlich baden kann, denn wir wollen ihn morgen fliegen lassen! Nun, Christie, kommst Du schon wieder zurück?“

Christie ging auf seinen Herrn zu und stattete ihm sowohl durch Zeichen wie durch Worte Bericht über seine Reise ab.

„Edler Herr,“ sagte der Diener, „der Graf von —“ hier machte er, anstatt den Namen zu nennen, ein Zeichen mit der Hand — „will nicht mit Euch reiten, weil der Oberrichter gedroht hat, er wolle ihn —“ hier machte er wieder ein Zeichen, indem er den Kopf auf die eine Seite neigte und mit dem linken Zeigefinger über seinen eigenen Nacken hinfuhr.

„Der feige Schurke!“ rief Julian. „Beim Himmel, die ganze Welt hat sich umgewandelt und ist nicht mehr werth, daß noch ein tapferer Mann auf ihr lebt. Man kann Tag und Nacht reiten, ohne einen Federbusch wehen zu sehen oder ein Roß schnauben zu hören. Der Geist unserer Väter ist unter uns erstorben. Selbst das Vieh ist ausgeartet und hat nur noch Haut und Knochen, unsere Falken tangen nichts, unsere Hunde sind Tellerlecker und Schwanzwedler und unsere Männer sind Weiber. Was für Fremde bringst Du denn, Knabe Christie? Sie stehen ja wie zwei steinerne Bildsäulen dort.“

„Der Größere ist ein junger Mensch, Namens Halbert Glendinning, der älteste Sohn der alten Wittwe von Glendearg,“ sagte Christie.

„Und was will er hier? Hat er etwa einen Auftrag von Maria von Avenel?“

„Ich glaube, nein,“ sagte Christie, „der Jüngling zieht umher. Er



Wie? Du straubst Dich gegen mich?"

war immer eine wilde Ränge, und ich kannte ihn schon, als er nicht höher war als mein Schwert.“

„Welche Fertigkeiten besitzt er?“ fragte der Baron.

„O, sehr viele,“ entgegnete der Grenzreiter, „er versteht, einen Hirsch zu schießen, eine Wildspur aufzufinden, einen Falken zu leiten, Hunde zu hetzen, er schießt mit Bogen und Armbrust auf ein Haar, führt Schwert und Lanze so gut wie ich und bändigt ein Pferd mit Kraft und Anstand. Mehr braucht doch ein tapferer Mann nicht zu verstehen, dünkte ich.“

„Und wer ist das alte Gesicht neben ihm?“ fragte der Baron weiter.

„Eine Art Priester, glaube ich, der Briefe an Euch abgeben will.“

„Laß sie vortreten!“ sagte der Baron.

Nachdem sich Beide genähert hatten, redete er Halbert Glendinning an, dessen schöne und kraftvolle Gestalt ihm gefiel.

„Ich höre, junger Mann, daß Du in der Welt umherstreiffst, um Dein Glück zu machen. Wenn Du bei Julian von Avenel Dienste nehmen willst, so brauchst Du nicht weiter zu gehen.“

„Mit Verlaub,“ entgegnete Glendinning, „ich will nach Edinburg. Es ist mir Etwas begegnet, weshalb ich es vorziehe, das Land zu verlassen.“

„Hast Du etwa ein Wild des Königs geschossen? Ganz gewiß; oder hast Du Vieh von der Klosterweide weggetrieben; oder im Mondschein einen Streifzug über die Grenze gemacht?“

„Nein, mein Fall ist ganz anders, Herr.“

„So hast Du gewiß einen Klosterbruder im Streit erschlagen; das sieht Dir ganz ähnlich.“

Als Halbert, durch diesen Ton beleidigt, schwieg, fuhr Julian fort:

„Welches auch die Ursache Deiner Furcht sein mag, so glaube nicht, daß das Gesetz oder seine Vollstrecker Dir bis auf diese Insel folgen oder Dich unter Julian von Avenels Fahne verhaften können. Schaue in die Tiefe dieses See's und auf die starken sichern Mauern, blicke auf den schmalen langen Verbindungsweg und auf meine Leute, und sage mir, ob sie danach aussehen, daß sie einen Kameraden kränken lassen, oder ob ich, ihr Herr, einen treuen Anhänger in guten oder bösen Tagen verlassen



würde! Ich sage Dir, von dem Augenblick an, wo Du meine Farbe auf Deinem Hute trägst, ist ein ewiger Waffenstillstand zwischen Dir und der sogenannten Gerechtigkeit: Du kannst dem Lord Obrichter wie einem alten Marktweibe an der Nase vorbei reiten und es wird Dich kein Hund von seinem Gefolge anbellern.“

„Ich dank' Euch für Euer Anerbieten, edler Herr,“ entgegnete Halbert; „allein ich muß Euch in der Kürze entgegnen, daß ich es nicht annehmen kann, weil mein Schicksal mich anderswohin ruft.“

„Es ist Dein Schaden, wenn Du ein eigenfinniger Narr bist,“ sagte Julian. Hierauf winkte er Christie zu sich heran und flüsterte ihm in's Ohr: „Die Blicke des jungen Menschen versprechen mir Etwas, und wir brauchen Leute, die solche Glieder und Sehnen haben. Die Letzten, die Du mir gebracht hast, sind der Abschraum der Menschheit und kaum einen Pfeilschuß werth. Aber dieser junge Mensch ist so groß und stark, wie der heilige Georg. Traktire ihn recht mit Wein und Wildpret und — Du verstehst mich doch?“

Christie winkte, daß er seinem Herrn wohl verstanden habe und trat dann wieder achtungsvoll in einige Entfernung zurück.

„Und Du, alter Mann,“ sagte der Baron zu dem ältern Reisenden, „Du bist gewiß ein vertriebener Mönch aus irgend einem aufgehobenen Kloster, der nun den Müßiggang, den er in der Jugend getrieben, in seinen alten Tagen büßen muß? oder bist Du ein Pilger, mit Lügen über den heiligen Jakob oder die Mutter Maria beladen? Du kannst auch ein Abblaßkrämer sein, der für einen Pfennig ein Duzend Reliquien von Rom verkauft. Jetzt errathe ich, warum Du Dich in der Gesellschaft des jungen Burschen befindest; Du brauchst gewiß einen solchen kräftigen Jungen, um Dir Deinen Quersack tragen zu helfen und Deinen lahmen Schultern eine Last zu ersparen. Aber ich schwöre Dir, daß Dir Deine Pfiße nichts helfen sollen. Ein so hübscher Bursche soll nicht länger mit einem alten Schurken von Bettelmönch das Land durchstreichen. Fort! Packe Dich!“ sprach er so zornig und dabei so schnell, daß dem Alten gar keine Zeit zur Antwort blieb; „packe Dich fort mit Deinem geflickten Rock und Deiner

elenden Flasche! fort, oder bei dem Namen Avenel, ich lasse die Hunde auf Dich hegen.“

Erstaunt, daß diese Drohungen und Schimpfreden keinen Eindruck auf den Fremden machten, schwieg Julian eine Weile und fuhr dann in weniger hartem Tone fort: „Weshalb antwortest Du mir nicht?“

Warden hatte mit großer Geduld gewartet, und erwiderte jetzt in gefaßtem und ruhigem Tone: „Es ist noch genug Zeit zu antworten, wenn Ihr ganz ausgereedet habt.“

„Rede, Mensch, in Teufels Namen! aber hüte Dich, hier zu betteln! denn solcher falscher Kümmerl in Deinem Rocke soll auch nicht eine Käse- rinde, kein Korn Brotkrume, nicht so viel, wie die Ratten übrig lassen, was die Hunde nicht mögen, bekommen.“

„Und doch glaube ich,“ antwortete Warden, „Ihr würdet gegen meinen Rock nicht so böse sein, wenn Ihr wüßtet, was eigentlich darunter ist; ich bin weder ein Mönch noch ein Bettler.“

„Aber was bist Du denn, Mensch, daß Du dieses Grenzland betrittst, da Du weder Mönch, noch Soldat, noch Bettler sein willst?“ fragte Avenel.

„Ich bin ein demüthiger Verkünder des heiligen Worts,“ entgegnete Warden, „dieser Brief von einer erlauchten Person wird Euch den Grund sagen, weshalb ich gegenwärtig hier bin.“

Er reichte dem Baron den Brief und dieser betrachtete das Siegel mit Erstaunen und las das Schreiben mit noch größerem. Darauf trat er mit dem Briefe zum Fenster und las ihn noch ein Mal, indem er abwechselnd vom Papier nach dem Fremden hinschaute, als ob er das Schreiben mit dem Angesicht des Ueberbringers vergleichen wollte. Endlich rief er die Weibsperson mit den Worten: „Katharina, hole mir einmal den Brief, den Du auf meinen Befehl in Deinem Kasten bewahrst, weil ich selber keinen verschlossenen Platz besitze.“

Nachdem Katharina mit der größten Bereitwilligkeit gehorcht hatte, durchlief Julian das zweite Papier zu wiederholten Malen, indem er wieder während des Lesens Heinrich Warden mit aufmerksamen Blicken betrachtete.

Endlich faltete er die beiden Papiere zusammen, steckte sie in die Tasche und sagte, ein wenig vortretend, mit heiterem Gesicht zu der Frau: „Katharina, ich habe dem ehrlichen Manne sehr Unrecht gethan, daß ich ihn für eine römische Hummel hielt; er ist ein Prediger der neuen Lehre. Doch jetzt, Ihr faulen Knechte, bringt schnell das Essen herein! denn der heilige Mann hier ist ganz erschöpft aus Mangel an Nahrung. Hörtet Ihr jemals von einem Priester oder Prediger, der nicht des Tages seine fünf Mahlzeiten gehalten hätte?“

Die Diener eilten fort und brachten bald mehrere dampfende Schüsseln mit ungeheuren Stücken gekochten und gebratenen Fleisches angefüllt, aber ohne Gemüse und Brot, ausgenommen einige Gerstencuchen, die am obern Ende des Tisches in einem großen Korbe lagen.

„Ihr seid mir empfohlen, Herr Prediger, wie Ihr Euch nennt, und zwar von einer sehr geachteten Person,“ entschuldigte sich Julian von Avenel gegen Warden.

„Ich bin überzeugt,“ sagte Warden, „daß der edle Lord...“

„Still, still, mein Freund,“ versetzte Avenel, „der Name ist nicht nöthig, wenn wir uns nur verstehen. Ich erwähne nur seiner in Rücksicht darauf, daß er Euch Sicherheit und Bequemlichkeit bei uns zu verschaffen suchte. Was die Sicherheit anbetrifft, so braucht Ihr nur meine Mauern und das Wasser anzusehen. Aber in Bezug auf Bequemlichkeit muß ich Euch sagen, daß wir selber kein Korn bauen und die vollen Säcke aus Süden sich nicht so leicht fortschaffen lassen wie die Ochsen, weil sie keine Beine zum Gehen haben. Aber das thut nichts, Ihr sollt eine Schale vom besten Wein haben und am obern Ende des Tisches zwischen Katharina und mir sitzen. Christie, Du kannst für den jungen Leichtfuß sorgen, und magst Dir selber vom Besten vom Kellermeister gebe: lassen.“

Der Baron setzte sich wie gewöhnlich an das obere Ende der Tafel, Katharina nahm ihren Platz neben ihm und wies dem verehrten Gast einen Sitz zwischen sich und Jenem an. Obgleich Warden aber Hunger und Ermüdung fühlte, so verblieb er doch in seiner stehenden Stellung.

„Komm! setze Dich,“ sprach der Baron, „und wenn Du uns eine Probe Deines Amtes sehen lassen mußt, so murmle Deine Zaubersprüche her!“

„Herr Baron,“ sagte der Prediger, „ich bin in einem Lande, wo man mit meinem Amte und mit meinen Lehren unbekannt ist; ja, wo man vielleicht beide sehr verkennt. Es ist aber meine Pflicht, mich so zu betragen, daß in meiner unwürdigen Person die Würde meines Meisters geachtet werde, und daß die Sünde sich nicht dadurch ermuthigt fühle, daß man die Bande der Zucht nachlasse; so sagt mir denn: Ist diese Dame hier Eure Hausfrau, ist sie Euer Weib?“

„Bei der Asche meines Vaters,“ rief der Baron, indem er seinen Stuhl mit Gewalt an die entgegenstehende Wand des Gemaches warf; dann faßte er sich gleich wieder und murmelte: „Weshalb erzürne ich mich wegen der Rede eines Narren?“ Darauf nahm er seinen Sitz wieder ein und versetzte mit geringerem Zorn: „Nein, Herr Prediger, Katharina ist nicht mein Weib. Weine nicht, thörichtes Geschöpf; sie ist nicht mein Weib, aber sie gilt so viel, als ob sie mein eheliches Weib wäre. Wir Grenzleute haben nicht dieselben Sitten, wie Eure inländischen Bauern und legen uns nicht so leicht Fesseln an die Hände.“

„Dann muß ich Euch, edler Baron, aus Liebe zu Eurem Seelenheil sagen,“ erwiderte der Priester, „daß dies ein schändlicher, roher und schlechter Gebrauch ist, der sogar sehr strafbar und gefährlich wird, wenn man dabei verharret. Diese Sitten streiten wider die reine Lehre des Christenthums, wonach das Weib dem Mann als Gefährtin der Mühe, als Theilnehmerin der Gefahren, in jedem Kummer zugetheilt wird, aber nicht als ein Spielwerk, das er nach Gefallen wieder von sich werfen kann.“

Durch die Begeisterung wurden die unbedeutenden Gesichtszüge des Sprechenden so belebt und würdig veredelt, daß der wilde Baron zum ersten Mal in seinem Gemüthe eine gewisse Demüthigung empfand, so wenig er auch sonst gewöhnt war, sich dem Zwange der Religion oder Sittlichkeit zu unterwerfen. Zwischen Zorn, Scham und Unentschlossenheit wankend, saß er, stumm und von der Last der gerechten Vorwürfe niedergedrückt, auf seinem Sitze.

Das unglückliche junge Weib, welches das Schweigen und die Unentschlossenheit ihres Tyrannen zu ihren Gunsten benutzen wollte, vergaß ihre Furcht und Scham; sie richtete ihre angstvollen und bittenden Blicke auf Avenel, rückte näher zu seinem Sitze hin und wagte, indem sie ihre zitternde Hand auf sein Gewand legte, die Worte: „O Julian, gieb dem guten Manne Gehör.“

Diese Rede war jedoch falsch berechnet, denn sie bewirkte in dem widerspenstigen Gemüth gerade den entgegengesetzten Erfolg.

Julian sprang in aller Wuth auf und rief: „Wie? Du tolles Geschöpf, hast Du Dich mit diesem Landstreicher verschworen, mich in meinem eigenen Hause zu beschimpfen? Fort mit Dir! und bedenke wohl, daß ich männlicher und weiblicher Verstellung troge!“

Das arme Weib erschrak, als ob ein Blitzstrahl vor ihr niedergefallen wäre; sie wendete sich todtensbleich ab und versuchte nach der Thür zu wanken; aber ihre Glieder versagten ihr den Dienst und sie fiel so heftig auf den steinernen Fußboden nieder, daß ihr das Blut über das Gesicht rann. Halbert Glendinning konnte dies nicht ruhig ansehen; mit einer heftigen Verwünschung sprang er von seinem Sitze auf, legte die Hand an das Schwert und würde wahrscheinlich den grausamen Baron durchstoßen haben, wenn nicht Christie von Elinthill ihn daran verhindert hätte.

Der Antrieb zu dieser Gewaltthat ging jedoch schnell vorüber und Avenel erschrak selber über die Folgen seiner Heftigkeit; er stand auf und suchte die arme Katharina zu befänstigen.

„Sei ruhig, albernes Ding! wenn ich auch nicht auf den vorlauten Prediger höre, so kann es doch nun so geschehen, wie Du willst. Weine nicht und rufe Deine Frauen! Wo stecken denn die nichtswürdigen Weiber? Schleppt sie bei den Haaren her, Christie, Rowley!“

In diesem Augenblicke stürzten ein halb Duzend Frauenzimmer von wildem Ansehen in das Gemach und trugen ihre Gefährtin oder ihre Herrin hinaus. Die Letztere gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als daß sie leise weinte und die Hände auf ihre Seite hielt.

Raum hatte man das unglückliche Weib aus dem Zimmer getragen,

so trat der Baron wieder an den Tisch, füllte einen Becher mit Wein und trank ihn aus; darauf wendete er sich mit unverhohlenem Zorn zu dem Prediger, der unerschrockener Zeuge des Auftritts gewesen war.

„Ihr habt uns zu hart behandelt, Herr Prediger,“ sagte er, „aber nach Euren Empfehlungsschreiben zu urtheilen, zweifle ich nicht, daß Ihr eine gute Absicht hattet. Wir jedoch sind ein viel wilderes Volk, als Eure Männer und Ihr mögt es Euch zur Warnung gesagt sein lassen: spornt nicht ein ungerittenes Pferd; preßt die Pflugschar nicht zu tief in unbebautes Land! Ihr mögt uns geistliche Freiheit predigen und wir werden Euch mit Freuden zuhören; aber wir unterwerfen uns nicht geistiger Knechtschaft. Setzt Euch also nieder und thut mir ordentlich Bescheid; auch wollen wir von andern Dingen sprechen.“

„Von geistiger Knechtschaft will ich Euch eben befreien,“ sagte der Prediger, noch immer in dem strafenden Tone; „es ist eine Knechtschaft, die furchtbarer ist, als die schreckliche, welche mit einem irdischen Gefängnisse droht; es ist die Knechtschaft, die Euch Eure eigenen bösen Leidenschaften und Gelüste auferlegen.“

„Setze Dich, so lange noch Alles gut mit uns steht,“ sagte Avenel stolz; „sonst schwöre ich bei dem Helm meines Vaters und der Ehre meiner Mutter...“

„Wenn er sich nicht setzen will, so gebe ich keine taube Nuß für seinen Kopf,“ sagte Christie vor Clinthill zu Halbert.

„Ihr setzt mich in eine große Verlegenheit, Herr Baron,“ sprach Warden; „wenn es aber darauf ankommt, ob ich das Licht, das ich zu zeigen berufen bin, verbergen soll, oder ob ich das Licht dieser Welt verlassen soll, so bin ich entschieden. Ich sage zu Dir, wie der heilige Täufer zu Herodes sprach: „Es ist nicht recht, daß Du dieses Weib hast, und das spreche ich, wenn Banden und Tod die Folgen davon sein mögen, denn ich achte mein Leben für nichts, im Vergleich mit dem Dienst, zu dem ich berufen bin.“

Wüthend über diese entschlossene Antwort, warf Julian von Avenel die Schale, woraus er eben trinken wollte, nach dem Gaste; aus der an-

bern Hand ließ er den Falken los und legte sie an den Dolch; allein schnell änderte er seinen Entschluß und rief: „Ins Gefängniß mit diesem unausstehlichen Landstreicher! Ich will kein Wort mehr von ihm und für ihn hören! sieh, daß der Falke nicht entkommt, Christie! sonst muß ihm Jemand nachsehen; fort mit dem Heuchler, dem Träumer, reißt ihn weg, wenn er sich widersetzt!“

Diese beiden Befehle wurden befolgt: Christie von Clinthill ergriff die Fesseln des Falken und hielt ihn auf; Heinrich Warden wurde fortgeführt, ohne daß er das geringste Zeichen von Schrecken oder Furcht merken ließ.

Schweigend und düster schritt Julian eine Zeit lang im Zimmer auf und nieder; dann schickte er einen Diener mit einer Botschaft fort, wahrscheinlich, um sich nach dem Befinden der unglücklichen Katharina erkundigen zu lassen.

„Ha, diese heftigen Priester, die sich in Alles mischen,“ rief er dann laut, „sie machen uns noch schlimmer, als wir ohnedies schon sind.“

Die Antwort, welche ihm gebracht wurde, schien ihn ein wenig zu beruhigen, denn er nahm seinen Platz an dem Tische wieder ein und befahl seinen Leuten, sich ebenfalls zu setzen. Alle folgten seinem Beispiel und begannen zu speisen.

Vergebens versuchte Christie während des Mahls, seinen jungen Gefährten zum Zechen oder zum Schwatzen zu bewegen. Halbert Glendinning schützte seine Ermüdung vor und wollte durchaus kein starkes Getränk genießen, als das Bier, welches bei damaligen Mahlzeiten gewöhnlich war. Der Baron konnte endlich dieses tiefe Schweigen nicht länger ertragen; er schlug mit der Hand auf den Tisch und rief laut: „Wie, Ihr Herren, Ihr seid Grenzreiter und sitzt so stumm bei Tische, wie eine Gesellschaft von Mönchen und Klosterbrüdern? Nun, wenn Niemand sprechen will, so singe doch Einer Etwas! es verdaunt sich schlecht, wenn man ohne Lustigkeit und Musik essen muß. Ludwig, Du bist ja immer gern zum Singen bereit, ohne daß es Dir befohlen wird!“ fügte er zu einem der Jüngsten aus seinem Gefolge hinzu.

Der Jüngling blickte erst auf seinen Herrn und dann an die Decke des Gemachs; darauf leerte er das gefüllte Horn, welches vor ihm stand und sang dann mit einer rauhen, aber melodischen Stimme ein Lied nach einer alten bekannten Weise. So rauh der Gesang war, so hatte er doch einen kriegerischen Ausdruck, der zu einer andern Zeit Halberts Muth entflammt haben würde. Jetzt aber äußerte die Kunst keinen Eindruck auf ihn und er bat im Gegentheil Christie von Clinthill, er möge ihm erlauben, sich zur Ruhe zu begeben.

Christie von Clinthill führte Halbert Glendinning nach einem kleinen Gemach, dessen Fenster auf den See gingen und welches mit Betten versehen war. Ehe er den jungen Mann verließ, sah er noch sorgfältig nach dem eisernen Gitter, welches das Fenster von außen verwahrte; draußen drehte er die Schlüssel doppelt um, wodurch der junge Glendinning überzeugt wurde, daß man ihn nicht nach seinem Belieben aus dem Schlosse Avenel fort lassen wollte. Er hielt es jetzt für den Augenblick als das Beste, sich so zu stellen, als ob er die sorglichen Anstalten gar nicht merke.

Sobald er sich ungestört allein sah, überdachte er noch ein Mal alle Ereignisse des Tages und fand zu seiner Verwunderung, daß sein ungewisses Schicksal, ja selbst der Tod des Piercie Shafton keinen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie das kühne und entschlossene Benehmen seines Gefährten Heinrich Warden. Er war von der Festigkeit und Entschlossenheit des Predigers auf das Lebhafteste ergriffen. Es mochte nicht höflich und jedenfalls unvorsichtig sein, an einer solchen Stelle und vor solcher Versammlung dem Baron seine Sünden vorzuwerfen, da er im Besitz unbeschränkter Macht war. Allein der Prediger benahm sich freimüthig, männlich und fest und war offenbar von seiner Pflicht überzeugt; in dem gleichen Grunde, wie Glendinning Abscheu gegen Avenels Benehmen gefühlt hatte, nahm er jetzt Antheil an dem braven Alten, der lieber sein Leben preisgegeben, als die Schuld ungerügt lassen wollte. Halberts Theilnahme an dem Schicksale seines Mitgefangenen wurde keineswegs dadurch gemildert, daß er sich selber in der Gewalt des wilden Häuptlings befand; er beschloß vielmehr, der Festigkeit des Alten nach-



zueifern und sich weder durch Drohungen, noch durch Leiden bewegen zu lassen, Dienste bei Julian von Avenel zu nehmen. Zunächst dachte er daran, ob es möglich sei, zu entkommen, und er untersuchte deswegen genau und aufmerksam das Fenster des Gemachs. Dasselbe lag in dem ersten Stockwerk und in der Nähe des Felsens, auf welchem sich das Schloß befand. Ein gewandter und kühner Mann konnte mit geringer Hülfe zu der Felsenkante gelangen, die sich unmittelbar unter dem Fenster befand, und von dort in den See hinabspringen, der klar in dem stillen Licht des Vollmondes glänzte.

Halbert dachte, wenn er erst auf dieser Felsenkante wäre, so sollten Julian von Avenel und Christie ihn zum letzten Mal gesehen haben. Durch die Lage des Felsens wurde das Unternehmen allerdings begünstigt, aber die Eisenstäbe boten ein unüberwindliches Hinderniß.

Voll unruhiger Hoffnung und kühnem Troze schaute Halbert Glendinning aus dem Fenster, als er einige Töne vernahm; nachdem er aufmerksam gelauscht hatte, unterschied er die Stimme des Predigers, welcher in seinen stillen Andachtsübungen begriffen war. Er dachte sogleich darauf, sich mit ihm zu verständigen und da dies nicht anders gelingen wollte, versuchte er es endlich, laut zu sprechen und erhielt bald die Antwort von unten her: „Bist Du es, mein Sohn?“

Warden war an die schmale Oeffnung getreten, die seinem Gefängniß als Fenster diente, so daß seine Stimme unten deutlich erklang. Jenes Luftloch befand sich zwischen der Mauer und dem Felsen und ließ nur wenig Licht einfallen, aber mit Hülfe desselben konnten die Gefangenen sich jetzt leise besprechen. Halbert erklärte nun seinen Plan zur Flucht und hielt denselben auch für möglich, wenn ihn die Eisenstäbe vor dem Fenster nicht gehindert hätten.

„Prüfe Deine Kraft, mein Sohn, im Namen Gottes!“ sagte der Prediger.

Mehr aus Verzweiflung als voll Hoffnung gehorchte Halbert und sah zu seinem Erstaunen, daß die Stäbe in der Mitte entzwei brachen,

und sich, da der längere Theil eben nicht fest eingelassen war, ganz aus der Mauer ziehen ließen.

„Beim Himmel, das Eisen hat nachgegeben!“ lächelte er seinem Gefährten zu.

„Danke dem Himmel, mein Sohn, aber schwöre nicht bei ihm!“ versetzte Warden in seinem Gefängnisse.

Mit leichter Mühe zwängte sich Halbert Glendinning durch die gemachte Oeffnung und ließ sich mit Hülfe seines ledernen Degengürtels wohlbehalten auf die Felsenkante herab, auf welche sich das Fenster des Predigers öffnete. Das Letztere war jedoch wahrscheinlich zu einer Schießscharte bestimmt und gestattete durchaus keinen Durchgang.

„Ist denn kein Mittel vorhanden, Euch zur Flucht zu verhelfen, mein Vater?“ fragte Halbert.

„Keines, mein Sohn,“ versetzte der Prediger, „aber doch kannst Du Etwas zu meiner Rettung thun.“

„Sehr gern,“ entgegnete der Jüngling.

„Nimm den Brief, den ich sogleich schreiben will, denn ich habe die Mittel in meiner Tasche, mir Licht zu machen und zu schreiben. Eile mit dem Briefe nach Edinburg zu! unterwegs wirst Du einen Haufen Reiter treffen, die nach Süden ziehen. Geib den Brief ihrem Anführer und sage ihm, in welchem Zustande Du mich verlassen hast; vielleicht kannst Du Dir auf diese Weise selber Nutzen bereiten.“

Nach einigen Minuten glänzte Licht durch die Spalten und bald darauf reichte der Priester dem Jüngling mittelst seines Stockes einen Brief durch das Fenster.

„Gott behüte Dich, mein Sohn,“ sagte der Alte; „vollende das wunderbare Werk, welches er begonnen hat!“

„Amen!“ fügte Halbert in feierlichem Tone hinzu und schritt sogleich zu seinem Unternehmen. Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht an der Kante des Felsens hinabsteigen sollte. Dies war aber wegen der steilen Höhe und der Dunkelheit der Nacht gefährlich. Er schlug daher die Hände über dem Kopf zusammen und sprang dreist von der Höhe in den See

und weit hinaus, damit er die Klippen, welche etwa versteckt wären, vermied. Er tauchte mit dem Kopfe tief in das Wasser und schwamm dann, obgleich er das Schwert an der Seite trug, in nördlicher Richtung quer durch den See. Als er das Ufer erreicht hatte, blickte er noch ein Mal nach dem Schlosse zurück und bemerkte dort eine große Unruhe; Richter eilten von Fenster zu Fenster, er hörte die Zugbrücken niederlassen und Pferdegetrappel auf dem schmalen Wege; allein er kümmerte sich wenig darum, streifte das Wasser aus seinen Kleidern und eilte, indem er den Polarstern als Führer nahm, in nordöstlicher Richtung durch die Sümpfe.

### Achtes Kapitel.

Während Halbert Glendinning, von seinem Muth und seinem Schicksal geleitet, dahin eilt, kehren wir nach dem Thurm von Glendearg zurück.

Die gewöhnliche Zeit des Mittagessens war unter mancherlei Vermuthungen vorübergegangen; die Bewohner des Thurms verspeisten endlich ihr Mahl eilig für sich und verschoben die Festlichkeit bis zur Rückkehr der Jäger auf den Abend, denn es schien ihnen ausgemacht, daß Jene weiter verlockt worden waren als ihr Plan gewesen, oder daß sie sich bei der Jagd länger hatten verweilen müssen.

Um vier Uhr Nachmittags erschien jedoch keiner der erwarteten Jäger, sondern ganz unermuthet der Unterprior aus dem Kloster. Pater Eustach hatte den Auftrag vom vorhergehenden Tage nicht vergessen und er gehörte zu den kühnen, scharfsichtigen Männern, die nichts, was ihnen seltsam vorkommt, unerforscht lassen. Während er sich mit Eduard Glendinning über die wissenschaftlichen Fortschritte unterhielt, wurden sie durch einen Schrei erschreckt, der aus dem Gemach Mariens von Avenel hervorkam. Die ganze Familie stürzte eiligst nach jenem Gemach hin und fand Marien ohnmächtig in den Armen des alten Martin, der sich selber Vorwürfe machte, sie getödtet zu haben. Alle waren äußerst bestürzt und man riß sie sogleich

aus Martins Armen. Eduard trug sie an das Fenster, damit sie frische Luft schöpfen möge. Endlich trat eine unerwartete Hilfe hinzu; denn Sir Piercie Shafton kniete vor Marien von Avenel nieder und hielt ihr ein silbernes Büchschen unter die Nase, worin sich ein mit einer Wunder-Essenz getränkter Schwamm befand.

Ja, es war Sir Piercie Shafton, der ihr unvermuthet seinen Dienst anbot. Allerdings waren seine Wangen bleich und seine Kleider theilweise mit Blut befleckt, sonst aber ließ sich nichts Absonderliches an ihm bemerken. Kaum aber hatte Marie von Avenel die Augen aufgeschlagen und auf die Gestalt des dienstwilligen Hofmanns gerichtet, als sie wieder ohnmächtig zu werden schien und ausrief: „Verhaftet den Mörder!“

Unterdessen hatte sich der Unterprior mit Martin besprochen und von diesem die näheren Umstände erfahren, durch welche Marie von Avenel unvorbereitet in diesen Zustand versetzt worden war.

„Herr Ritter,“ sagte der Unterprior in feierlichem, aber doch höflichem Tone, „es sind uns Umstände von so außerordentlicher Natur mitgetheilt worden, daß ich gezwungen bin, Euch um eine Erklärung zu bitten, so ungern ich mir so Etwas über einen Gast unserer ehrwürdigen Gemeinde anmaße. Ihr verließet diesen Thurm heut Morgen in Begleitung eines Jünglings, Halbert Glendinning, des ältesten Sohnes dieser guten Frau, und jetzt kehrt Ihr ohne diesen zurück! Wo und um welche Stunde verließet Ihr ihn?“

Einen Augenblick schwieg der englische Ritter, dann erwiderte er: „Eure Ehrwürden bedienen sich merkwürdiger Weise eines sehr feierlichen und ernstern Tones, um eine so gleichgültige Frage auszusprechen. Ich trennte mich von Halbert Glendinning eine Stunde nach Sonnenuntergang, und zwar in einer tiefen Felsenschlucht, wo am Fuß eines hohen Felsens eine Quelle entspringt, gleich einem erstgebornen Riesen, der sein graues Haupt...“

„Ersparet Euch die fernere Beschreibung, denn wir kennen den Ort,“ sagte der Unterprior; „aber Ihr werdet darüber Rechenschaft geben müssen, daß man seit jener Zeit nichts weiter von dem Jüngling gehört hat.“

In dem Augenblick, wo der Streit ausgebrochen war, hatte Eduard das Gemach verlassen; jetzt trat er mit dem Schwerte in der Hand herein, gefolgt von Martin und Caspar, von denen der Eine einen Jagdspieß, der Andere eine Armbrust in der Hand hielt. Tibbie brachte mit Hülfe der übrigen Frauen die arme Mutter und Marie von Avenel in besondere Zimmer. Eduard, das Schwert noch immer in der Hand, ging hastig umher, als wollte er dem Ritter Piercie Shafton jede Flucht unmöglich machen. Unterdessen drang der Unterprior in den bestürzten Ritter, um nähere Auskunft über Halbert Glendinning zu erfahren. Dieser gerieth dadurch in eine peinliche Lage, da er es nicht über sich gewinnen konnte, das, was seinen Stolz verwundete, umständlich zu berichten; dies war aber das Einzige, was er von dem Ausgang des Kampfes melden konnte; denn von Halberts gegenwärtigem Zustande wußte er nichts.

Der Unterprior drang indessen immer eifriger in ihn, indem er ihm vorstellte, daß er sich selber schaden würde, wenn er sich nicht bereit zeige, über alle Ereignisse des Tages einen vollständigen Bericht zu geben.

„Saget mir doch, Sir Piercie Shafton, warum der Boden am Rande des Quells blutig gewesen ist?“ fragte er, „und gerade an der Stelle, wo Ihr Euch, wie Ihr selbst gesteht, von Halbert Glendinning getrennt habt?“

Der Ritter war noch immer entschlossen, sein Unrecht nicht einzugehen und versetzte daher in hochmüthigem Tone: „Es ist ja nichts ungewöhnliches, wenn der Boden an einer Stelle Blutspuren zeigt, wo die Jäger ein Wild erlegt haben.“

„Und begrubt Ihr etwa auch das Wild an dem Orte, wo Ihr es erlegtet?“ fragte der Mönch. „Wir müssen von Euch hören, was das neu gemachte Grab an der Seite des Quells, dessen Rand mit Blut gefärbt war, enthält. Ihr seht, daß Ihr mir nicht entrinnen könnt; sprecht daher aufrichtig und macht uns mit dem Schicksal dieses unglücklichen Jünglings bekannt, dessen Leichnam wahrscheinlich in jenem Grabe liegt!“

„Ist dies der Fall,“ sagte Piercie Shafton, „dann muß er lebendig begraben worden sein; denn ich schwöre es Euch, ehrwürdiger Vater, daß

ich jenen jungen Bauer in vollkommener Gesundheit verließ. Laßt das Grab untersuchen! und Ihr mögt mit mir nach Gutdünken verfahren, wenn sich sein Körper darin findet.“

„Ich will Euch nichts verhehlen, was Euch zu Eurer Vertheidigung nützlich sein kann,“ entgegnete der Unterprior, „jenes Mädchen, Marie von Avenel, fürchtete, Ihr möchtet gegen ihren Milchbruder einen heimlichen Groll nähren und sendete Euch den alten Martin nach, damit er Euch auf dem Fuße folgen und wo möglich ein Unglück verhüten sollte. Wie es scheint, hat jedoch Eure böse Leidenschaft seine Vorsicht getäuscht, denn als er, Euren Fußtapfen folgend, zu jener Stelle gelangte, fand er nur den blutbefleckten Rasen und das frische Grab; er forschte lange, aber vergeblich nach Euch und Halbert und kehrte endlich mit der traurigen Nachricht zurück, daß er Keinen gefunden habe.“

„Und fand er denn auch mein Wamms nicht?“ fragte Sir Piercie Shafton, „denn als ich wieder zu mir kam, war ich ohne mein Unterkleid, wie Eure Ehrwürden sehen, in meinen Mantel gewickelt.“

Bei diesen Worten schlug er seinen Mantel zurück und vergaß dabei, daß er sein blutbeflecktes Hemd zeigen mußte. Als der Mönch seinen Verdacht bestätigt sah, rief er:

„Wie? willst Du grausamer Mensch die Schuld noch leugnen, obgleich Du das vergossene Blut selbst an Dir trägst?“

„Bei allen Heiligen,“ sagte der Ritter auf das Aeußerste getrieben; „soll dieses Blut gegen mich zeugen, so ist es nur ein aufrührerisches Blut, denn es floß heut Morgen bei Sonnenaufgang noch in meinen Adern.“

„Wie wäre das möglich?“ fragte der Mönch; „ich sehe doch keine Wunde, aus der es geflossen sein könnte!“

„Das ist eben das Geheimniß bei der Sache. Sehet her!“

Bei diesen Worten riß er das Hemd auf und zeigte auf die Stelle der Brust, durch welche Halberts Schwert gedrungen war; allein die Wunde war schon vernarbt und sah aus, als wenn sie schon längst geheilt wäre.

„Ihr stellt meine Geduld auf eine zu starke Probe, Herr Ritter,

denn Ihr fügt zu Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen noch höhrende Worte," sagte der Unterprior.

"Ich will offen gegen Euch sein, mein Vater," versetzte der Ritter nach einer kurzen Pause; „aber laßt diese Leute soweit zurücktreten, daß sie uns nicht hören können! dann will ich Euch Alles enthüllen, was ich von der geheimnißvollen Geschichte weiß. Ihr dürft mir aber nicht zürnen, guter Vater, wenn es Euch nicht möglich ist, es zu begreifen, denn ich muß Euch gestehen, daß es auch über meinen Verstand geht.“

Der Mönch befahl Eduard und seinen Begleitern, sich zurückzuziehen und versicherte ihnen, seine Unterredung mit dem Gefangenen würde nur kurze Zeit dauern. Er gestattete ihnen, unterdessen an der Thür des Zimmers Wache zu halten; sonst würden sie ihm schwerlich gehorcht haben. Kaum hatte Eduard das Gemach verlassen, als er Boten an mehrere Familien des Klosterbezirks sendete, mit deren Söhnen Halbert zuweilen in Verbindung gestanden hatte; er ließ ihnen melden, Halbert Glendinning sei von einem Engländer umgebracht worden und sie möchten unverzüglich in dem Thurme von Glendearg erscheinen. Hierauf untersuchte er die innern und äußern Thüren des Thurms und das Thor des Hofes. Als diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, eilte er zu den Frauen des Hauses und suchte sie mit der Versicherung zu trösten, daß er seinen ermordeten Bruder gewiß rächen werde.

Sir Piercie Shafton machte dem Unterprior unterdessen die versprochene Mittheilung, und obgleich seine Darstellung nicht zu deutlich war, so hörte ihm doch der Mönch mit der größten Aufmerksamkeit zu. Die Schwierigkeit wurde noch dadurch vermehrt, daß der Ritter sich durch seine Einbildungskraft verleiten ließ, diejenigen Umstände, welche gerade zum Verständniß nothwendig waren, zu verhehlen oder nur kurz zu berühren. Obgleich der Mönch es nicht eingestand, so hielt er sich doch für berechtigt, an der Wahrheit der wunderbaren Geschichte, die ihm der schöne Redner erzählte, zu zweifeln; indessen schwebte ihm doch seine eigene seltsame Begebenheit und die des Pater Philipp vor der Seele.

„Ich überlasse es nun Eurer Weisheit," schloß der Redner, „das

zu erklären, was sich in diesen Räthseln nicht erklären läßt, denn ich habe den festen Vorsatz, morgen bei Tagesanbruch nach Edinburg zu reisen.“

„Das wird schwerlich geschehen,“ versetzte der Mönch, „und zu meinem Bedauern muß ich Euch selber daran hindern. Es kann nicht sein, ehe nicht die Meinung des Abts über diesen Punkt bekannt ist: seine Stimme ist gerade in dieser Angelegenheit sehr wichtig.“

Sir Piercie Shafton's Gesicht röthete sich. „Ich wundere mich, Euch so sprechen zu hören. Wie? Ihr wolltet es wagen, wegen des muthmaßlichen Todes eines niedrig gebornen Tollkopfes die Freiheit eines Verwandten des Hauses Piercie anzutasten?“

„Herr Ritter,“ entgegnete der Unterprior in höflichem Tone, „Eure hohe Abkunft so wie Euer aufbrausender Zorn helfen Euch in dieser Sache nicht. Ihr hättet nicht hierher kommen sollen, eine Zufluchtsstätte zu suchen und dann unser Blut wie Wasser zu verspritzen. Wir von der Bruderschaft der heiligen Jungfrau sind nicht gewöhnt, schöne Dichtungen anzunehmen, wo es sich um das Leben unserer getreuen Lehnsleute handelt. Bedenket außerdem, daß, wenn wir Euch morgen an Euren Verwandten sendeten, dieser nichts Anderes wagen wird, als Euch der Königin von England in Fesseln zu überliefern. Wie Ihr also seht, steht Ihr auf schlüpfrigem Boden, Herr Ritter, und es dürfte wohl das Beste sein, Ihr bleibt hier als Gefangener, bis des Abts Entscheidung bekannt ist. Außerdem sind wir hier bewaffnet genug, um Eure Fluchtversuche zu vereiteln. Unterwerft Euch mit Geduld und Entfagung!“

Bei diesen Worten schlug er in die Hände, worauf Eduard, von zwei jungen Leuten begleitet, hereintrat.

„Eduard,“ sagte der Unterprior, „Du magst den englischen Ritter hier mit guter Kost und aller Bequemlichkeit für die Nacht versorgen und ihn überhaupt so behandeln, als ob zwischen Euch nicht das Geringste vorgefallen wäre! Du sollst aber auch eine ausreichende Wache aufstellen und dafür sorgen, daß er nicht entflieht. In keinem Falle darfst Du ihm ein Haar krümmen; aber wenn er es wagen sollte, zu entkommen, so leiste ihm den äußerste Widerstand; dafür bist Du verantwortlich.“



Eduard Glendinning antwortete darauf:

„Fürchtet nicht, ehrwürdiger Vater, daß ich etwas thun könnte, welches gegen die Achtung verstieße, die ich der ehrwürdigen Gemeinde schuldig bin. Aber das Blut meines Bruders darf nicht umsonst nach Rache schreien; Ihr kennet den Glauben, den wir Grenzleute haben.“

„Der Herr spricht: die Rache ist mein, ich will vergelten,“ erwiderte der Mönch. „Der heidnische Gebrauch, der in diesem Lande herrscht, wonach Jeder sein eigener Rächer ist, wenn sich der Tod eines Verwandten oder Freundes zugetragen hat, dieser heidnische Gebrauch hat unsere Thäler mit Blut überschwemmt, welches durch die Hand von Freunden und Landesleuten vergossen wurde.“

„Vater,“ sagte Eduard Glendinning, „ich erwarte geduldig, welche Entscheidung der Abt und das Kapitel über den Mord eines ihrer ältesten Vasallen treffen werden. Wenn sie dem Andenken meines Bruders gerecht werden, so ist es gut. Aber wollen sie mir diese Gerechtigkeit nicht erweisen, so habe ich selber ein Herz und eine Hand, die im Stande sein werden, ihren Irrthum zu verbessern. Ich bin nicht zu Streitigkeiten geneigt, aber wer meines Bruders Erbschaft annimmt, muß seinen Tod rächen.“

Der Mönch bemerkte jetzt zu seinem Erstaunen, daß Eduard, der sich stets demüthig, gehorsam und fast zu bescheiden benommen hatte, doch die wilden Grundsätze seiner Umgebung hegte. Seine Augen glühten vor Rachedurst, sein ganzer Körper zitterte und alle seine Bewegungen waren heftig. Der Unterprior gab seufzend den Umständen nach und drang nicht weiter in seinen Pflegebefohlenen; er befahl, Licht in den andern Theil des Gemaches zu bringen und schritt schweigend auf und ab. Es stritten in seiner Seele die verschiedensten Gedanken und Meinungen. Zwar schenkte er der Erzählung des englischen Ritters über den Zweikampf und die Folgen desselben wenig Glauben; aber er mochte auch nicht Alles für unmöglich halten, was ihm unwahrscheinlich vorkam, denn die wundervolle Begebenheit, von welcher Sir Piercie erzählte, erinnerte ihn an die außerordentlichen Umstände, welche ihm selbst und dem Sakristan in demselben Thale begegnet waren. Doch wohin er auch schauen mochte, überall fand er für das

Kloster die größte Gefahr; er, der für die Sicherheit der frommen Anstalt stets besorgt war, hatte nur Schande, Unfall und Güterberaubung zu fürchten. Er konnte keinen andern Entschluß fassen, als den, gleich einem muthigen Steuermann am Ruder zu stehen und alle Kräfte anzustrengen, um jede Klippe zu vermeiden und dem Himmel das Uebrige anheimzustellen.

Er begab sich darauf in das Gemach der Frau Glendinning. Marie von Avenel war schon zu Bett, weil sie sich unwohl fühlte; Frau Glendinning und die Tibb saßen beim Lichte einer kleinen eisernen Lampe neben dem erlöschenden Feuer. Die arme Elisabeth hatte sich einen Schleier über das Haupt gezogen und weinte bitterlich über ihren braven, schönen Sohn, das Ebenbild ihres theuren Simon, die Stütze und der Trost ihres Alters.

Bergebens versprach ihr der Unterprior, daß Halberts Leichnam in geweihte Erde gebracht und für seine Seele durch Gebet und Kirchenförsprache gesorgt werden solle; die Stimme des Tröstenden verhallte ohne Wirkung, denn der Kummer mußte seinen natürlichen Gang nehmen.

Während der Unterprior sich nach dem Gemach der Frau begab, blieb eine Person an dem Orte, wo der Engländer gefangen gehalten wurde, in großer Verlegenheit. Das Gemach stand mit einem hervorstehenden Theile des Gebäudes in Verbindung, worin sich Marie von Avenels Schlafgemach befand; dieses war am vorigen Abend wegen der großen Menge von Gästen für die Müllerstochter Mysia Happer eingerichtet worden. Die arme Müllerstochter hatte sich bereits in das kleine Gemach zurückgezogen, ohne zu wissen, daß man das davorliegende Speisezimmer zum Schlafgemach des Piercie Shafton gemacht hatte. Da sie ganz übersehen worden war, so blieb ihr nichts übrig, als sich an den Vater Eustach zu wenden, welcher sich eben in geheimer Unterredung mit dem Engländer befand. Die Thür war sehr dünn und sie konnte daher jedes Wort vernehmen, das zwischen Beiden gewechselt wurde, ohne sich absichtlich einzudrängen. Aus dem kleinen Fenster ihres Gemaches bemerkte sie gleichfalls, daß allmählig mehrere von den jungen Leuten, die Eduard aufgebotten hatte, in dem Thurm eintrafen. Durch alle diese Umstände gerieth sie in ernstliche Besorgniß, daß Sir Piercie's Leben in großer Gefahr schwebte. Sie

hielt es freilich für ein Unrecht, daß er den Halbert Glendinning erschlagen habe; aber da er ein geborner Edelmann, von feinen Sitten war, so hielt sie es für ausgemacht, daß der junge Glendinning den Streit absichtlich herbeigeführt habe; auch war es bekannt, daß die beiden jungen Leute von Marie von Uvenel so entzückt waren, daß kein anderes Mädchen im Klosterbezirk ihnen des Ansehens werth schien.

Mysia weinte bitterlich, daß man einen schuldlosen Fremdling, der so geschmackvoll gekleidet war und so anmuthig zu sprechen wußte, grausam unterdrücken wollte und sie überlegte, ob es nicht möglich sei, ihm in seiner gefährlichen Lage behülflich zu sein. Endlich faßte sie den Entschluß, ihn zu retten und zu gleicher Zeit war sie neugierig, was er zu dem armen Müllermädchen sagen würde, wenn sie mehr für ihn thäte, als alle vornehmen Damen in London.

Raum hatte der Unterprior das Zimmer verlassen, als Mysia auch schon einen guten Plan zu Piercie's Befreiung erdacht hatte, der, wenn er klug ausgeführt wurde, wahrscheinlich glücken würde.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als Alle in dem Thurm schliefen, mit Ausnahme Derjenigen, die den englischen Gefangenen zu bewachen hatten. Das Müllermädchen hatte in dem kleinen Gemach die Mittel an der Hand, Licht zu erhalten und zündete die kleine Lampe an; darauf öffnete sie mit klopfendem Herzen die Thür, welche sie von des Ritters Schlafgemach trennte. Er lag, in seinen Mantel gehüllt, schlafend auf dem Bette. Sie wagte es kaum, ihn anzublicken und zupfte ihm mit abgewandtem Gesicht leise am Mantel, um ihn zu erwecken. Er bewegte sich jedoch nicht eher, als bis sie zu wiederholten Malen am Kleide gezupft hatte, dann sah er sich um und stand im Begriff, einen Schrei der Verwunderung auszustößen, als Mysia ihm den Finger auf den Mund legte, zum Zeichen, daß er das tiefste Stillschweigen beobachten solle.

„Ich komme,“ sagte sie mit einem Wink auf die neben stehenden Wachen, „Euer Leben zu retten, welches in großer Gefahr schwebt. Sprechet so leise wie möglich, wenn Ihr mir etwas zu sagen habt, denn Eure Thür ist mit bewaffneten Männern besetzt.“

„Liebliche Müllertochter,“ versetzte Sir Piercie, indem er sich aufrechtete, „fürchte nichts für meine Sicherheit; glaube nicht, daß ich wirklich das Blut ihres jungen Verwandten vergossen habe! Da ich gewiß weiß, daß die ganze Begebenheit mir keinen Schaden bereiten kann, so hege ich keine große Besorgniß.“

„Herr Ritter,“ versetzte das Mädchen in leisem Tone, „ich verdiene keinen Dank, wenn Ihr meinen Rath befolgen wollt. Eduard Glendinning hat den Dan von Howlet-Hirst und den jungen Abie holen lassen und diese sind mit noch drei andern Bewaffneten bereits gekommen. Als sie im Hofe abstiegen, hörte ich, daß sie zu Eduard sagten, sie würden Rache für ihren erschlagenen Verwandten nehmen. Die Vasallen sind jetzt so unruhig, daß der Abt sie kaum zu zügeln wagt, weil er fürchtet, sie möchten sich zu den Ketzereien bekennen und ihm keine Lehnsabgaben mehr zahlen.“

„Das mag wohl sein,“ sagte Sir Piercie Shafton, „die Mönche könnten sich vielleicht aus der Verlegenheit retten, wenn sie mich über die Grenze auslieferten und sich dadurch mit ihren Vasallen und England zugleich ausöhnten. Ich bin daher bereit, schöne Müllertochter, Dir zu folgen; aber es würde meiner unwerth sein, wenn ich meine Rettung damit erkaufen wollte, daß Du, schönes Mädchen, Dich selber in Gefahr brächtest.“

„Denkt nicht an mich!“ versetzte Myisia hastig; „ich bin nicht gefährdet, und werde schon für mich sorgen, wenn Ihr nur selbst erst aus diesem Gebäude seid. Verliert indessen keine Zeit, wenn Ihr noch ein Theil Eurer Kleidung und Habseligkeiten mit Euch nehmen wollt!“

Myisia verließ den Ritter auf eine Zeit, damit er unter seinen Kleidungsstücken auswählen und sie sich selbst inzwischen zur Flucht bereit machen könnte. Der Ritter konnte sich aber nicht entschließen, was er von seinen Kleidern mitnehmen und was er zurücklassen sollte und als Myisia mit einem kleinen Bündel in der Hand aus ihrem Gemache zurückkehrte, fand sie ihn noch immer unentschlossen. Sie erklärte ihm nun mit nachdrücklichen Worten, daß er entweder sein Gepäck schnell zurecht machen oder die ganze Flucht aufgeben müßte. Der unglückliche Mann packte noch einige

Kleidungsstücke in ein kleines Bündel zusammen und erklärte sich mit einem wehmüthigen Blick auf seine Koffer bereit, seiner Führerin zu folgen.

Mysia befahl dem Ritter, sich dicht hinter ihr zu halten, schritt dann auf die Thür des Gemachs zu und klopfte mehrere Male ganz leise. Endlich fragte Eduard Glendinning, wer von innen klopfe und was man verlange.

„Sprecht leise,“ sagte Mysia Happer, „damit Ihr den Ritter nicht aufweckt! ich poche, Mysia Happer, Ihr habt mich eingeschlossen; ich muß warten bis der Engländer eingeschlafen war, und möchte nun gern heraus.“

„Da es nun einmal geschehen ist, könnt Ihr denn nicht bis morgen früh bleiben?“ fragte Eduard.

„Wie,“ sprach Müllertochter in beleidigtem Tone, „ich sollte einen Augenblick länger hier bleiben? Nicht um alle Schätze des Klosters zu heiligen Jungfrau!“

„Nun, so kommt heraus und gehet still auf Euer Zimmer!“ sagt Eduard.

Bei diesen Worten riegelte er die Thür auf. Als sie außerhalb an der dunkeln Treppe waren, faßte sie Eduard an, als ob er ihr helfen sollte und so stellte sie sich zwischen Piercie Shaston, der dicht hinter ihr war, und Eduard. Während der Engländer sich auf den Beinen fortzuschlich beklagte sich das Mädchen, daß sie sich ohne Licht behelfen müßte; dann stieg sie die Stufen hinab und hörte, wie Eduard die Thür des leeren Gemaches vorsichtig wieder verschloß. Am Fuße der Treppe fand sie den Engländer, der ihre Anweisung erwartete.

Sie empfahl ihm das strengste Schweigen, führte ihn behutsam nach einem ganz dunklen abgelegenen Holzschuppen und rieth ihm, sich hinter den Reisigbündeln zu verstecken; dann setzte sie sich bei angezündeter Lamp an die Spindel, um nicht unbeschäftigt zu erscheinen, wenn Jemand in das Gemach kommen sollte.

Zu ihrer großen Freude sah sie endlich den ersten Schein des Morgens im Osten und faltete ihre Hände zum Gebet, indem sie um Beistand für ihr Unternehmen flehte. Ehe sie noch ihr Gebet vollendet hatte, fühlte

sie die Hand eines Mannes auf ihrer Schulter und eine rauhe Stimme rief ihr zu: „Nun, Myisia von der Mühle, seid Ihr schon so früh bei Eurem Gebet? Gesegnet seien Eure hübschen Augen, die sich schon so früh öffnen!“

Der Mann, welcher dem Müllermädchen diese Schmeichelei sagte, war Dan von Howlet Hirst.

„Nun, Hanswurst,“ entgegnete das Müllermädchen, „müßt Ihr denn Eure Wache bei dem englischen Ritter verlassen, um ruhige Leute zu belästigen?“

„Ihr seid im Irrthum, schöne Myisia!“ sagte der Landmann, „ich habe den Eduard noch nicht abgelöst und ich möchte gern ein paar Stunden bei Euch bleiben, wenn ich mich nicht schäme, ihn noch länger stehen zu lassen.“

Hierauf lief er die Treppe hinauf, um seinen Kameraden von dem Posten abzulösen. Die Müllertochter lauschte an der Thür und hörte, wie die neue Schildwache sich mit Eduard besprach und dann den Posten übernahm, während Jener sich entfernte. Sie ließ es noch voller Tag werden, begab sich dann zu dem Wachtposten und verlangte von ihm die Schlüssel zu dem äußern Thor und der Hofthür.

„Und zu welchem Zweck?“ fragte der Posten.

„Ich will die Kühe melken und auf die Weide treiben,“ sagte Myisia, „die armen Thiere können doch nicht den ganzen Morgen im Stalle stehen und die Familie ist in solchem Kummer, daß außer mir und der Viehmagd Niemand etwas besorgen kann.“

„So nehmt die Schlüssel, Myisia!“ sagte die Schildwache.

„Habe Dank, guter Dan,“ versetzte Myisia und sprang schnell die Treppe hinunter.

Sie eilte nun nach dem Holzschuppen und kleidete den englischen Ritter in einen Frauenanzug, mit dem sie sich versehen hatte. Dann öffnete sie die Thür des Thurmes, um sich nach dem Stalle zu begeben. Vergebens stellte ihr Sir Piercie Shafton vor, daß jeder Verzug gefahrbringend sei.

„Erst müssen wir die Kühe austreiben,“ sagte das Mädchen, „denn es wäre eine Sünde, wenn wir das Vieh der armen Wittwe darben ließen; auch bin ich sicher, daß uns Niemand in dem Thurm so eilig verfolgen wird. Außerdem müßt Ihr ja Euer Pferd haben, denn Ihr braucht einen schnellen Renner, um zu entkommen.“

Sie öffnete das innere und äußere Thor des Thurms, ließ das Vieh aus dem Stalle, übergab dem Ritter sein Pferd und beabsichtigte, zurückzukehren und sich selber ein Pferd zu holen. Allein das Geräusch hatte die Aufmerksamkeit des wachsamem Eduard erregt. Er schaute aus dem Fenster und fragte, was es gäbe, worauf Mysia antwortete, sie müsse das Vieh auf die Weide treiben.

„Hab Dank, liebliches Mädchen,“ sagte Eduard; „aber wer ist denn das andere Mädchen, das Du bei Dir hast?“

Mysia konnte noch nicht antworten, als Sir Shafton voreilig von unten hinaufrief:

„Ich bin es, ländlicher Jüngling; ich führe jetzt den Dienst über die Heerde Deiner Mutter.“

„Teufel! das ist ja Pierce Shafton,“ rief Eduard, in Wuth ausbrechend, „ein Verrath! He, Dan! Kaspar! Martin! Verrath! der Schurke entflieht.“

„Zu Pferde! Zu Pferde!“ rief Mysia und sprang in einem Augenblick hinter den Ritter auf.

Eduard ergriff schnell eine Armbrust und schoß einen Bolzen ab, der Mysia dicht am Ohr vorbeiflog.

„Gebt dem Pferde die Sporen, Herr Ritter!“ rief Mysia, „der nächste Bolzen wird sein Ziel nicht verfehlen. Wäre das Halbort gewesen, so würde es schon um Euch geschehen sein.“

Der Ritter spornte nun sein Pferd, welches an den Kühen vorüber und den Hügel hinabrannte. Dann ging es in dem Thale so schnell weiter, daß der Aufruhr, der sich nach der Flucht in dem Thurm von Glendearg erhoben hatte, bald nicht mehr zu hören war.

So flohen zwei Menschen gleichzeitig, von denen jeder als der Mörder des andern angesehen wurde, nach ganz verschiedenen Richtungen hin.

So schnell der Weg es erlaubte, erhielt der Ritter sein Pferd im Lauf, bis er endlich das Thal von Glendearg im Rücken und das breite der Tweede vor sich hatte. Auf dem gegenüberliegenden Ufer erhob sich das alte graue Kloster zur heiligen Jungfrau, dessen Gebäude so von den Bergen überragt wurde, daß die eben aufgehende Sonne kaum die Thürme und Zinnen berührte. Der Ritter wendete sich links und ritt an dem nördlichen Ufer des Flusses hinab, bis er an die Stelle kam, wo Vater Philipp seine wunderbare Wasserpartie beschloffen hatte. Als er hinter sich lauschte, hörte er die Müllertochter bitterlich weinen.

„Was fehlt Dir denn, meine edelmütthige Müllerin?“ fragte er. „Ist Piercie Shafton im Stande, irgend etwas zu thun, um seiner Befreierin seinen Dank zu beweisen?“

Myisia deutete mit dem Finger über den Fluß, ohne daß sie es wagte, ihre Augen nach jener Richtung aufzuschlagen.

„Dort ist meines Vaters Haus!“ sagte sie, während ihre Worte von heftigem Schluchzen unterbrochen wurden.

„Steige ab, liebenswürdige Müllerin; ziehst Du es aber vor, daß ich Dich zu Pferde nach Deines Vaters Wohnung bringe, so bin ich gleich dazu bereit; denn ich biete allen Gefahren Troß, die mir die Mönche oder der Müller bereiten könnten.“

Myisia sprach stammelnd den Wunsch aus, sie wolle absteigen und nun für sich allein sorgen. Sir Piercie stieg sogleich vom Pferde und hob das weinende Mädchen auf den Boden; sie war unfähig, sich aufrecht zu erhalten und hielt sich fast bewußtlos an ihn fest. Er führte sie unter eine Weide, welche auf einem Hügel stand, ließ sie sanft auf den Boden nieder und ermahnte sie, sich zu trösten. In einer Regung aufrichtiger Rührung sagte er: „Glaube mir, edelmütthiges Mädchen, daß Piercie Shafton den Dienst, den Du ihm erwiesen hast, nicht angenommen haben würde, hätte er vorausgesehen, daß er Dir Thränen und Scufzer kostete. Du magst also sprechen, schöne Müllerin, und über den gebieten, den Du zu Deinem Schuldner und zu Deinem Ritter gemacht hast. Was wünschst Du denn?“



„Ich wünsche nur, daß Ihr fliehet und Euch rettet,“ sagte Mysia mit der größten Anstrengung.

„Doch,“ sprach der Ritter, „kann ich nicht von Euch scheiden, ohne Euch ein Zeichen der Erinnerung zu hinterlassen.“ Bei diesen Worten nahm er die schwere goldene Kette mit dem Medaillon von seinem Halse und reichte sie dem armen Mädchen in die zitternde Hand. Sie war so mit ihrem Kummer beschäftigt, daß sie das Geschenk weder annahm noch zurückwies. Sir Piercie Shafton bestieg darauf sein Roß und war schon im Begriff abzureiten, als er sich noch ein Mal umschaute. Er sah, wie die Müllertochter noch immer regungslos da saß, ihre Augen nach ihm hinwandte und die Kette an ihrer Hand herabhängen ließ.

Er fühlte unter diesen Umständen sich bewogen, noch ein Mal zu versuchen, ob er zur Unterstützung des Mädchens etwas thun könnte.

„Was kann ich für Dich thun? reizende Müllerin!“ sprach er mit befangenem Tone, „fürchtest Du Dich, allein nach Hause zurückzukehren und willst Du, daß ich Dich begleiten soll?“

„Ach,“ sagte Mysia erbleichend, „ich habe keine Heimat mehr.“

„Wie? keine Heimat?“ rief Piercie Shafton; „meine edelmüthige Müllerin hat keine Heimat und dort steht das Haus ihres Vaters und nur ein krystallener Strom ist dazwischen?“

„Ach,“ entgegnete die Müllertochter, „ich habe weder eine Heimat, noch einen Vater mehr! Er ist ein Diener des Klosters und ich habe den Abt beleidigt. Wenn ich also nach Hause zurückkehre, so wird mich mein Vater sicherlich tödten.“

„Beim Himmel, er soll es nicht wagen, Dich zu beleidigen!“ sagte Sir Piercie, „ich schwöre Dir bei meiner Ehre und Ritterschaft: so wie er nur ein Haar auf Deinem Haupte zu krümmen wagt, wird mein Vetter von Northumberland mit aller Macht das Kloster anfallen und dergestalt vertilgen, daß kein Pferd mehr darüber stolpern wird. Sei daher ruhig und guter Dinge, liebe Mysia, und bedenke, daß Du einen Mann zu Dank verpflichtet hast, der jedes Unrecht, das man Dir anthut, rächen wird.“

Bei diesen Worten sprang er vom Pferde und ergriff Myisia's Hand. Nachdem er wiederholt den Wunsch ausgesprochen hatte, sie möchte sich nach dem väterlichen Hause zurückbringen lassen, bat er sie endlich, sie möge mit ihm gehen, bis er im Stande sein werde, sie an einen sichern Ort zu bringen.

Myisia Happer erröthete und antwortete nicht; doch gab sie ihre Einwilligung dadurch zu erkennen, daß sie ihr Bündel dicht zusammen schnürte und ihren Sitz auf dem Pferde wieder einnahm.

„Und was soll ich damit machen?“ fragte sie, indem sie dem Ritter die goldene Kette hinhielt.

„Behalte sie, theure Myisia, zu meinem Andenken!“ sagte er.

„Nein,“ erwiderte Myisia in ernstem Ton, „die Mädchen in unserer Gegend nehmen von Vornehmen keine solche Geschenke und ich werde mich dieses Morgens auch ohne ein Andenken erinnern.“

Der Ritter bat sie nun artig und eindringlich, das Geschenk anzunehmen; allein sie war fest entschlossen und ließ es sich endlich nur gefallen, die Kette zu verbergen, bis Sir Piercie in vollkommener Sicherheit sein würde.

Sie setzten darauf Beide ihre Reiseroute fort. Myisia, welche in gefährlichen Umständen kühn und umsichtig sein konnte, übernahm jetzt die Leitung der Reise und fragte, nach welchem Ziele sich Sir Piercie Shafton zu begeben wünschte. Als sie erfuhr, daß der Ritter bei Freunden in Edinburg Schutz finden wollte, suchte sie, mit der Dertlichkeit bekannt, schnell über die Grenze des Klostergebiets zu kommen und den Bezirk des gewaltigen Barons zu erreichen, welcher den Lehren der reformirten Kirche ergeben war. Hier, hoffte sie, würden ihre Verfolger keine Gewaltthätigkeiten zu versuchen wagen. Sie fürchtete übrigens keine Verfolgung, denn sie war überzeugt, daß die Bewohner des Thurms von Glendearg alle Mühe haben würden, um ihre eigenen Schlösser und Riegel zu beseitigen, womit sie dieselben bewahrt hatte.

So verging der Morgen und es wurde Mittag, als sie sich einem schlängelnden Strome näherten, an dessen Ufer sich ein altes von Bäumen

umgebenes Schloß erhob. In der Nähe des Wohnhauses dehnte sich nach der Sitte jener Zeit ein Dorf von einzelnen Hütten hin, in deren Mittelpunkt eine Kirche stand.

In diesem Dorfe, erklärte Mysia, befänden sich zwei Gasthöfe, von denen der schlechteste sich für sie am besten eigene, da er von den übrigen Häusern entfernt liege und der Besitzer ihr wohl bekannt sei, da er sein Korn bei ihrem Vater mahlen lasse.

Als der Ritter sein Pferd an der kleinen Herberge anhielt, trat der Wirth heraus und wunderte sich über die Ankunft eines so vornehmen Gastes. Mysia Happer erzählte sogleich eine erdichtete Geschichte, worin alle Umstände so gut erfunden waren, daß auch Sir Piercie Shafton darüber erstaunte. Sie erklärte dem Wirth, der Reisende sei ein vornehmer englischer Ritter, welcher aus dem Kloster käme, wo er ein Gelübde erfüllt hätte und nach dem schottischen Hofe ginge; sie sei ihm als Führerin gegeben worden, unterwegs habe ihr Pferd die Kräfte verloren, weil es zuvor eine Last Mehl habe tragen müssen und es stehe jetzt unbeweglich auf einem Fleck; der Ritter habe sie freundlich hinter sich auf sein Roß genommen und sie bringe ihn zu ihrem alten Bekannten viel lieber als zu dem stolzen Peddie, der sein Getreide nicht bei ihrem Vater mahlen lasse. Der Wirth möge nun aber auch das Beste aus seinem Hause herbeischaffen und sie selbst sei gern erbötig, ihm in der Küche zu helfen.

Dies Alles kam so geläufig aus Mysia's Munde, daß der Wirth keinen Augenblick an der Wahrheit der Erzählung zweifelte. Man führte das Roß nach dem Stall und wies dem Gaste den reinlichsten Ort in der Behausung an.

Mysia bedeckte mit großer Anmuth und Gewandheit den kleinen runden Tisch mit einem schneeweißen Tuch, setzte einen in aller Eile gebratenen Kapaun darauf und stellte eine Flasche Bordeaux daneben. Der Ritter, dessen Seele angenehm von dieser Aufmerksamkeit berührt wurde, lud sie ein, sich neben ihn zu setzen und das gute Mahl mit ihm zu theilen, welches sie ihm so sorgfältig bereitet und aufgetragen hatte. Mysia lehnte jedoch die Einladung ab und verschwand bald darauf aus dem Gemache.

„Ich wünschte doch,“ sagte der schöne Redner nach einigem Nachdenken zu sich selbst, „es ließe sich so einrichten, daß ich mich von der schönen Müllerin trennen könnte und Jeder seine Straße in verschiedenen Richtungen hinzöge.“

Er hatte diesen Wunsch kaum laut werden lassen, als der Wirth ins Zimmer trat und dem Herrn Ritter meldete, sein Pferd stände schon gefattelt und gezäumt bereit. Auf die Frage nach dem jungen Mädchen sagte der Wirth: „Myfia Happer ist schon zu ihrem Vater zurückgekehrt, ich sollte es jedoch sagen, der Weg nach Edinburg gehe gerade die Straße fort und sei nicht zu verfehlen.“

Erstaunt fragte der Ritter, wann und wohin Myfia gegangen sei.

„Wohin sie gegangen ist?“ fragte der Wirth, ihn anblickend, „nun, nach Hause zu ihrem Vater und muß jetzt vielleicht schon drei Meilen weit sein; zuvor befahl sie mir jedoch, Euer Pferd zu satteln und sah auch selbst darauf, daß es gehörig gefüttert würde. Sie hätte sich wohl auf mich verlassen können; aber die Müller und die Müllerkinder halten andere Leute auch für Diebe, weil sie selber welche sind.“

„Gebt mir erst meine Rechnung, Herr Wirth,“ sagte Sir Piercie, und dann mag der Aufwärter mir mein Pferd vorführen.“

Der gute Wirth erwiderte nach einigem Zögern, die Rechnung sei allerdings schon bezahlt, wenn indessen der Ritter noch Etwas wegen der größeren Arbeit und Unruhe schenken wolle...

„Wie?“ fiel ihm der Ritter ins Wort, „die Rechnung ist bezahlt? von wem denn?“

„Ebenfalls von Myfia Happer,“ versetzte der Gastwirth, „und zwar von dem Gelde, welches Euch von dem Abte als Reisegeld vorgestreckt worden ist; so sagte sie mir wenigstens. Ich bin weit entfernt, einen ehrlichen Mann, der bei mir einkehrt, zu übertheuern; wenn aber Eurer Herrlichkeit gefällig ist, aus gutem freien Willen und wegen der größeren Unruhe und Arbeit...“

Der Ritter warf dem Wirth ein Rosenobel zu und dieser eilte freudig davon, um noch einen Stegreiftrunk unentgeltlich herbei zu holen. Der

Ritter ging langsam nach seinem Pferde, dankte dem Wirth freundlich und herablassend für seine Artigkeit, stieg dann auf und ritt den Weg nach Norden, der ihm als der nächste nach Edinburg angegeben war und der sich als ein gebrauchter öffentlicher Weg erkennen ließ.

Es währte nicht lange, als der Ritter durch den Schall eines Hufschlags aus seinen Träumen geweckt wurde. Ein junger Mann kam auf einem kleinen schottischen Pferde plötzlich hinter den Bäumen hervor und schloß sich ihm auf der Heerstraße an. Die Kleidung des Knaben war ländlich, aber nett und gefällig. Er trug ein zierlich aufgeschlagenes Wamms von grauem Tuche, schwarze Tuchhosen und kurze wildlederne Stiefel mit silbernen Sporen. Der obere Theil seines Körpers war durch einen anschließenden dunkelrothen Mantel eingehüllt und das Gesicht zum Theil von einer Mütze aus schwarzem Sammet mit einer kleinen Feder bedeckt.

Sir Piercie Shafton fragte sogleich, woher der Fremde käme und wohin er wollte? Der Jüngling antwortete mit abgewandtem Gesicht, er wolle bei einer adeligen Familie in Edinburg einen Dienst suchen.

„Ihr seid wohl Eurem vorigen Herrn entlaufen?“ sagte Sir Piercie, „denn Ihr getraut Euch ja nicht, mich anzusehen.“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ versetzte der Knabe in verschämten Tone, indem er das Gesicht dem Fremden zuwendete, dann aber gleich wieder abkehrte. In diesem einen Blick erkannte aber der Ritter sogleich die Müllertochter. Sir Piercie Shafton freute sich zu sehr, seine Gefährtin wieder zu erkennen, als daß er sich erinnert hätte, wie sehr er selber vorher ihre Trennung gewünscht hatte.

Sie sagte, sie hätte ihre Bekleidung von einem Freunde in der Stadt erhalten; es sei der Sonntagsanzug seines Sohnes, der mit seinem Lehns Herrn in das Feld gezogen sei. Sie hätte sich diesen Anzug unter dem Vorwande geborgt, sie wolle einem ländlichen Feste beiwohnen und hätte ihren eigenen Anzug zum Pfande zurückgelassen, der wohl um die Hälfte mehr werth sei.

„Und woher ist denn das Pferdchen, meine kluge Müllerin?“ fragte Sir Piercie Shafton.

„Ich habe es von unserm Wirth geborgt, wo wir einkehrten,“ sagte sie lächelnd, „er sollte sich dafür unsern Rappen holen lassen, den ich im Park zurückgelassen habe. Er wird sich freuen, wenn er ihn dort nicht findet.“

„So wird aber der arme Mann um sein Pferd kommen, Du Schelm,“ versetzte Sir Piercie.

„Er wird nicht der Erste sein, der ein Pferd im Handel verliert,“ sagte Myfia lachend, „aber er wird es nicht einbüßen, sondern sich an das Geld halten, das er meinem Vater in diesen Tagen zahlen muß.“

„Aber dann wird Dein Vater den Verlust zu tragen haben,“ entgegnete Sir Piercie Shafton, hartnäckig in seinem Rechtlichkeitsgefühl verharrend.

„Und warum erwähnt Ihr denn meines Vaters?“ sagte das Mädchen unwillig und setzte dann in gerührtem Tone hinzu: „Mein Vater hat in diesen Tagen das verloren, was ihm theurer war, als aller Plunder, den er noch besitzt.“

Der Ritter wurde von dem Tone des Kummers, womit diese Worte gesprochen wurden, so ergriffen, daß er seiner Gefährtin die ernsthaftesten Vorstellungen über den gefährlichen Schritt, den sie gethan, machte, und ihr rieth, sich zu ihrem Vater zurückzugeben.

Mit gesenktem Haupte hörte die Müllertochter seine Rede an. Als er geendet hatte, erhob sie das Haupt, blickte ihn fest an und sprach in entschiedenem Tone:

„Seid Ihr meiner Gesellschaft überdrüssig, Sir Piercie Shafton, so braucht Ihr es nur zu sagen und die Müllertochter wird Euch nicht mehr zur Last fallen. Falls Ihr aber meine Gesellschaft gegenwärtig wünscht und nicht fürchtet, sie könnte Euch später lästig werden, so sprecht nicht mehr von meiner Rückkehr!“

Sir Piercie Shafton, der sich nicht zu anhaltend mit Nachdenken beschäftigte, erwiderte nichts und das Paar setzte seinen Weg fort, bis sie endlich das Dorf erreichten, wo sie die Raft zubringen wollten. Alle Ein-

wohner des kleinen Gasthauses, Weiber und Männer, konnten das artige Benehmen des englischen Ritters und die außerordentliche Schönheit seines jungen Dieners nicht genug rühmen.

Mystia Happer machte jetzt Sir Piercie Shafton damit bekannt, daß sie während ihres Zusammenlebens die größte Strenge und Zurückgezogenheit beobachten wollte. Sie hatte ihn für ihren Herrn ausgegeben und bediente ihn mit dem ehrerbietigen Benehmen eines Dieners; dabei gestattete sie ihm nicht die geringste, selbst die unschuldigste Vertraulichkeit. Als der Abend dämmerte, zog sie sich zurück, und der Ritter sah sie nicht eher wieder, als am andern Morgen, als die Pferde zur Fortsetzung der Reise vorgeführt wurden.

## Neuntes Kapitel.

Wir wenden uns in unserer Erzählung zu der Zeit zurück, wo Maria von Avenel in ihr Gemach gebracht wurde und ihre treue Dienerin Tibbie Alles aufbot, sie zu trösten, und auch Vater Eustach seine gütigen Sprüche zu ihrer Beruhigung spendete. Endlich überließ man sie ihrem Schmerze.

Plötzlich, als sie in dem Gemach umherschaute, erblickte sie in dem Mondlichte den geheimnißvollen Schutzgeist ihres Hauses mitten im Zimmer stehen. Sie hatte dieselbe Gestalt schon zu wiederholten Malen gesehen und erblickte sie auch jetzt kühn und ohne Schrecken. Während die weiße Frau mit den Füßen auf eine Diele des Fußbodens trat, ließ sie in ihren leisen und musikalischen Tönen die Worte hören: „Mädchen, Du weinst um den lebenden Todten, aber merke auf mein Wort! Hier unter dem Fußboden liegt das Gesetz, das Dir den Pfad zeigt, den Du zu wandeln hast.“

Dabei neigte sich die Erscheinung nach dem Boden, als wollte sie die

Hand auf die Stelle legen; dann wurde sie allmählig unkenntlich, gleich einer Wolke, die ihre Form verliert, und endlich verschwand sie.

Zum ersten Male fühlte Marie ihr Gemüth von Furcht überwältigt. Endlich aber befiel der Schlummer ihre Augenlider.

Am Morgen wurde sie durch den Ruf geweckt: „Verrath! Verrath! Verfolgt sie!“ Dieser Ruf ließ sich von unten aus dem Thurme hören, denn man hatte eben entdeckt, daß Sir Piercie Shafton entflohen sei. Marie von Avenel erfuhr diese Nachricht von Tibbie, welche mit ihren zerstreut umherhängenden grauen Haaren eben aus dem Zimmer eilte. Unten tobten die jungen Männer und sprachen Flüche und Verwünschungen gegen die Flüchtlinge aus, an deren Verfolgung sie Mysia Happer gehindert, indem sie die Thüren des Thurmes verschlossen hatte. Vergebens gebot der Unterprior Schweigen, Marie von Avenel zog sich von der lärmenden Gesellschaft zurück und begab sich wieder auf ihr einsames Zimmer. Die Männer beschloßen darauf einstimmig, die Thüren mit allen Werkzeugen, die man im Hause auffinden würde, zu zerbrechen. Die Thüren waren aber so stark, daß sie an der innern, die von Eichenholz angefertigt war, allein drei volle Stunden zu thun hatten; die doppelte Zeit mußten ihnen die eisernen Thüren kosten.

Unterdessen beschäftigte sich Marie von Avenel mit dem Gegenstande, den ihr der Geist geheimnißvoll angedeutet hatte. Als sie die Stelle untersuchte, auf welche die Erscheinung gezeigt hatte, entdeckte sie eine lockere Diele, die sich leicht aufheben ließ. Wie erstaunte Marie von Avenel, als sie darunter das schwarze Buch fand, in welchem ihre Mutter so oft gelesen hatte! Sie nahm es trotz ihrer trostlosen Lage mit Freude zu sich. In dem Buche waren Papierstreifen bemerklich und auf einem abgenutzten derselben hatte Mariens Mutter solche Schriftstellen geschrieben, zu welchem ein bekümmertes und Schutz suchendes Herz gern seine Zuflucht nimmt. Marie las mit großer Rührung die Verheißungen, die ihr die geliebte Mutter angedeutet hatte: „Ich will Dich nicht verlassen, noch versäumen;“ „Rufe mich an in der Trübsal, so will ich Dich erretten!“

Die Mittagsstunde war bereits vorüber gegangen, ohne daß die Doff-



nung des eisernen Thores gelungen wäre. Da erhielten die Arbeiter plötzlich eine Verstärkung durch Christie von Clinthill, welcher unvermuthet an der Spitze von vier Reitern erschien, die auf ihren Helmen den Distelzweig, das Zeichen des Hauses von Avenel, trugen.

„Heda! Ihr Herren!“ rief er, „ich bringe Euch hier einen Gefangenen!“

„Es wäre besser, Ihr brächtet uns die Freiheit,“ entgegnete Dan.

Anfänglich betrachtete Christie von Clinthill die Sache mit Erstaunen, dann aber konnte er sich des Lachens nicht enthalten, als er die gefangenen Männer sah. „Ihr guckt durch die Gitter wie die Ratten in der Falle,“ sagte er, „und der da hinten mit dem Bart sieht aus, wie die älteste Ratte im Keller.“

„Schweig, ungezogener Bursche, es ist ja der Unterprior,“ sagte Eduard, „und übrigens ist hier weder die Zeit noch der Ort für Deine gemeinen Späße.“

„Nun, ich sehe wohl, daß ich Euch bei Eurer gewaltigen Arbeit beistehen muß. Setzet den Hebel näher an die Angel und werfet mir ein Brecheisen zu,“ sagte Christie. „Ich habe schon manches Thor von außen geöffnet und bin auch schon von innen durch manches herausgebrochen.“

Christie prahlte hierbei nicht mit seiner Geschicklichkeit, und als die Männer seiner Anweisung folgten und ihre Kräfte vereinigten, wichen endlich Schloß und Riegel und nach einer halben Stunde stand das hartnäckige Thor geöffnet vor ihren Augen.

„Jetzt zu Pferde, Ihr Freunde!“ rief Eduard, „jetzt dem schurkischen Schafton nach!“

„Wie?“ fragte Christie von Clinthill, „Ihr wollt Euren Gast und meinen Freund und den Freund meines Herrn verfolgen? Haltet, welcher böse Geist treibt Euch zu solchem Handel an?“

„Laß mich in Ruhe!“ entgegnete Eduard zornig, „ich will mich von Niemand aufhalten lassen, denn der Elende hat meinen Bruder ermordet.“

„Wie, gemordet?“ fragte Christie, indem er sich gegen die Uebrigen wendete, „wer ist denn gemordet? und von wem?“

Dan antwortete: „Der Engländer Sir Piercie Shafton hat gestern früh den jungen Halbert Glendinning ermordet und wir Alle sind jetzt bereit, ihn dafür zu bestrafen.“

„Es kommt mir hier vor, wie in einem Irrenhause,“ sagte Christie, „Ihr seid Alle in Euren eigenen Thurm eingeschlossen, damit Ihr nicht einen Mord rächen sollt, der gar nicht stattgefunden hat.“

„Aber ich sage Euch,“ entgegnete Eduard, „daß mein Bruder gestern von dem falschen Engländer erschlagen und begraben worden ist.“

„Und ich sage Euch,“ rief Christie, „daß ich ihn lebendig und in guter Gesundheit in voriger Nacht gesehen habe. Ich wünschte, ich könnte aus einem Grabe wieder zurückkommen und für die meisten Menschen mag es wohl leichter sein, eine Gitterthür, als eine grüne Rasendecke zu zerbrechen.“

Alle schwiegen und blickten verwundert auf Christie. Endlich trat der Unterprior vor und fragte: „Ich verlange ernstlich zu wissen, ob das wahr ist, was Ihr behauptet.“

„Vater,“ sagte Christie in ehrerbietigem Tone, „ich scherze zwar zuweilen mit Andern, die Euren Rock tragen, aber gewiß nicht mit Euch, denn, wie Ihr wißt, bin ich Euch ja mein Leben schuldig. So gewiß wie die Sonne am Himmel steht, hat Halbert Glendinning in der vergangenen Nacht im Hau sedes Barons von Avenel sein Abendbrot verzehrt und er kam dorthin mit einem alten Manne, von welchem ich noch mehr zu sagen habe.“

„Und wo ist er jetzt?“

„Darauf kann ich Euch nicht antworten,“ entgegnete Christie. „Der närrische Junge ärgerte sich über diese oder jene Aeußerung unseres mürrischen Barons und so sprang er ohne Weiteres in den See und schwamm wie ein Hirsch quer hindurch; Rubin hat ihm bei der Verfolgung aber gut zugesetzt.“

„Und was hat denn der Jüngling Böses gethan, daß er verfolgt wurde?“ fragte der Unterprior.

„Nichts, so viel ich weiß,“ versetzte Christie, „aber der Baron hatte

es in schlechter Laune befohlen, und mir ist es überhaupt, als ob die ganze Welt toll wäre.“

„Wohin wollt Ihr so eilig?“ fragte der Unterprior Eduard, der sich zum Aufbruch rüstete.

„Ich will nach Corrienan, Vater,“ antwortete der junge Mann. „Martin und Dan sollten Hacken und Spaten mitnehmen und mir folgen.“

„Wohl,“ sagte der Mönch, „aber bringt uns unverzüglich Nachricht von dem, was Ihr findet!“

„Wenn Ihr dort noch Ueberreste von Halbert Glendinning findet,“ rief Christie ihnen nach, „so will ich sie ungesalzen verspeisen.“

In diesem Augenblick ritten zwei von den Bewaffneten des Barons von Avenel in den Thurmhof und führten zwischen sich ein Roß, auf welchem der reformirte Prediger Heinrich Warden saß, die Hände auf dem Rücken gebunden.

Der Unterprior war bereits in den Thurm zurückgekehrt; dorthin folgte ihm Christie von Clinthill, schloß sorgfältig die Thür des Gemachs und sprach im Tone der größten Vertraulichkeit:

„Herr Unterprior, mein Herr wünscht Eure Freundschaft, und um alle bösen Verleumdungen zu widerlegen, sendet er Eurem Abt Heinrich Warden, der aller Welt den Kopf verdreht; die heilige Kirche möge mit ihm verfahren, wie es Euch und dem Herrn Abt gefällt.“

Bei dieser Nachricht funkelten des Unterprior's Augen, denn es war ein bedeutendes Ereigniß, daß derjenige Mann verhaftet war, der sich der römischen Kirche furchtbar gemacht hatte, indem er, ebenso wie der berühmte Knox, das Volk mit seinen eifrigen Predigten aufregte.

Jetzt sah er ganz unerwartet den entschlossenen und hartnäckigen Feind der Kirche seinen Händen überliefert. Und dennoch erfüllte diese Nachricht das Herz des Vaters Custach eher mit Kummer als mit Freude. Als Heinrich Warden mit gebundenen Händen hereingeführt wurde, gebot er, daß Alle das Gemach verließen, mit Ausnahme derer, welche zur Bewachung des Gefangenen durchaus nöthig seien. Alle zogen sich zurück, nur Christie von Clinthill entblößte das Schwert und stellte sich an die Thür.

Der Richter und der Angeklagte standen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber; in den Zügen Wardens zeigte sich das edle Selbstvertrauen der leidenden Unschuld. Die Männer traten einander näher und, während sie sich anschauten, erwachte in ihrem Busen die Erinnerung an die veränderten, aber doch nicht vergessenen Züge des Freundes. Sie waren in ihrer Jugend getreue Freunde auf einer auswärtigen Universität gewesen, darauf hatten sie lange Zeit ganz getrennt gelebt.

Der Prediger hatte seiner Sicherheit wegen einen andern Namen angenommen, der Mönch ebenfalls nach der herrschenden Sitte der Klöster. Auf diese Weise hatten sich Beide in dem großen Treiben der Welt aus den Augen verloren.

Aber jetzt rief der Unterprior: „Heinrich Wellwood!“ und der Prediger erwiderte: „William Allan!“

Erschüttert durch diese alten bekannten Namen und, durch die Erinnerung, die sich an die Zeit ihrer gemeinschaftlichen Bildung knüpfte, reichten sie sich für einen Augenblick die Hände.

„Weg mit dieser Fessel,“ sagte der Unterprior und war Christie selber behülflich, die Hände zu lösen; der Gefangene wiederholte zwar nachdrücklich, daß er gern um seiner Sache willen Schmerz leide; als seine Hände aber frei waren, drückte er dem Unterprior nochmals durch freundlichen Handdruck seinen Dank aus, dann ließ Einer des Andern Hand los und, das Drückende ihrer Lage fühlend, traten sie zurück und betrachteten sich mit kummervollen Blicken.

„Ich weiß,“ sagte der Unterprior, „daß Dein Geist sich nicht durch Gewalt auf einen andern Weg lenken läßt, laß es uns also mit der Ueberzeugung versuchen! Wir wollen die Glaubenssätze so behandeln, wie wir es einst Stunden und Tage lang zur wechselseitigen Uebung machten. Vielleicht vernimmst Du noch die Stimme des großen Hirten und kehrst zur gemeinsamen Heerde zurück.“

„Nein, Allan,“ entgegnete der Gefangene, „es handelt sich hier um keine spitzfindige erfundene Streitfrage, worin man die Schärfe seines Geistes üben mag, bis endlich die ganze Wahrheit davon verschwunden ist.“

Es handelt sich um die Hauptfrage zwischen Eurer Kirche und der meinen: ob wir nämlich durch die heilige Schrift selber oder durch menschliche Bestimmungen und Satzungen gerichtet werden sollen.“

„Schweig, Du Gotteslästerer!“ sagte der Unterprior, „ich will Deine unverschämten Reden mit einem Knebel stopfen. Aber höre jetzt! Wenn ich Dich gefangen nach dem Kloster zur heiligen Jungfrau sende, so bringst Du diese Nacht in dem dortigen Gefängnisse zu und hängst morgen am Galgen; laß ich Dich frei von hinnen, so sündige ich an der heiligen Kirche gegen mein feierliches Gelübde. In dem Kapitel kann man vielleicht andere Beschlüsse fassen oder es können andere Zeiten eintreten; wenn Du daher als ein Gefangener auf Ehrenwort, wie es unsere Krieger nennen, hier bleiben willst, wenn Du feierlich versprichst, daß Du Dich auf meine Aufforderung vor dem Abt und dem Kapitel des Klosters stellen und Dich nicht über eine Viertelmeile von hier entfernen willst, will ich Dir so großes Vertrauen schenken, daß Du ungekränkt und sicher hier als Gefangener leben kannst, nur mit der Verpflichtung, auf unsere Ladung jedesmal vor Gericht zu erscheinen.“

„Wenn ich Dir verspreche, mich auf gewisse Grenzen einzuschränken und auf jede Aufforderung vor Gericht zu erscheinen, so verliere ich keine der Freiheiten, die ich jetzt besitze,“ sprach der Prediger nach einer Pause; „Dein Anerbieten ist höflich und anständig und ich kann es daher mit Ehren annehmen.“

„Halt!“ sagte der Unterprior, „ich habe noch einen wichtigen Punkt Deiner Verpflichtungen vergessen: Du mußt auch versprechen, daß Du während dieser Zeit keine solcher verderblichen Ketereien lehren oder predigen willst, wodurch in unseren Tagen viele Seelen vom Reiche des Lichts abgeloct worden sind.“

„Dann muß der Vertrag wieder gebrochen werden,“ sagte Warden in entschiedenem Tone; „wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigen wollte.“

Hier verlor der Unterprior die Fassung. Er schritt im Gemach auf

und nieder, blieb dann plötzlich stehen und fuhr in der Rede folgendermaßen fort:

„Du gestehst es selber, daß Deine Weigerung nur Halsstarrigkeit ist. Es steht in meiner Macht, Dich an einen Ort zu bringen, wo Deine Predigten von keinem menschlichen Ohr vernommen werden können; wenn Du dieselben also zu unterlassen versprichst, so bewilligst Du nichts, was Du verweigern kannst.“

„Ich kann nicht wissen,“ entgegnete Heinrich Warden, „welches Werk mir mein Herr und Meister an diesem furchtbaren Orte auftragen wird. In einem Gefängniß fand der heilige Paulus den Kerkermeister, den er nebst seinem ganzen Hause durch Worte des Heils bekehrte.“

„Nun dann,“ sprach der Unterprior in einem Tone voll Zorn, „wir haben nichts mit einander zu schaffen; mache Dich also bereit, die Folgen Deiner Thorheit und Deiner Keterei zu tragen! Bindet ihn, Soldaten!“

Der Prediger unterwarf sich stolz seinem Schicksal. Während er den Unterprior mit Lächeln anblickte, hielt er geduldig seinen Arm hin und ließ die Fesseln wieder anlegen.

„Schonet meiner nicht!“ sagte er zu Christie, der die Bande nicht fest zuschnüren wollte.

In diesem Augenblick ließ sich ein plötzliches Geräusch am Eingang des Thurmes hören und Eduard Glendinning stürzte mit glühenden Wangen in das Gemach.

„Mein Bruder lebt, ehrwürdiger Vater, er lebt und ist gerettet.“ Dies waren die ersten Worte, welche Eduard hervorbrachte. „Gott sei Dank, es befindet sich in Corrienan kein Grab, nicht einmal eine Spur davon. Der Rasen in der Umgebung des Quells ist weder durch Spaten noch Hacke aufgewühlt worden. Mein Bruder lebt so gewiß wie ich selbst lebe.“

„Von wem sprichst Du denn, mein Sohn?“ fragte Warden, „meinst Du einen Jüngling, der etwas älter als Du, braunhaarig, stärker und größer als Du ist, den Du suchst, so kann ich Dir vielleicht Nachricht von ihm geben!“

„O, spricht, um Gottes willen,“ sagte Eduard, „von Euren Worten hängt Leben oder Tod ab.“

Auch der Unterprior fügte seine Bitte hinzu und der Prediger zauderte nun nicht länger, die Umstände zu erzählen, unter welchen er den älteren Glendinning getroffen hatte, so daß kein Zweifel übrig blieb. Er erzählte auch, Halbert Glendinning hätte ihn an die Stelle geführt, wo sie das Gras blutig und ein neu bereitetes Grab gefunden hätten; der Jüngling hätte sich selber des Mordes angeklagt. Der Unterprior blickte Eduard mit Erstaunen an.

„Sagtest Du nicht so eben, es habe sich keine Spur eines Grabes an der Stelle vorgefunden?“

„Nein, der Rasen liegt dort, als hätte er seit Beginn der Schöpfung fortgegrünt,“ entgegnete Eduard Glendinning; „doch,“ fügte er hinzu, „ist es wahr, daß das Gras in der Nähe niedergetreten und blutig war.“

„Es sind Blendwerke des bösen Feindes,“ sagte der Unterprior, sich bekreuzend, „daran kann kein Christ länger zweifeln. Jetzt kann man doch wohl der Mutter die Nachricht mittheilen, daß ihr Sohn noch am Leben ist? so gehe denn,“ sprach er zu Eduard, „und melde Deiner Mutter, daß ihr der Sohn aus dem Grabe wieder gegeben sei gleich dem Kinde der Wittve von Zarephtha!“

Eduard beschwor den Unterprior dringend, ihm nur wenige Augenblicke im Geheimen Gehör zu schenken.

„Entferne den Gefangenen,“ sagte der Unterprior zu Christie, „und achte sorgfältig darauf, daß er nicht entkomme, allein bei Deinem Leben, thue ihm nichts zu Leide!“

Nachdem diese Befehle vollzogen waren, und der Mönch sich mit Eduard allein befand, sprach Jener:

„Nun, was ist es denn, mein Sohn, daß Dein Gewissen so bekümmert? entdecke es mir, daß ich Dir mit Worten des Trostes antworten kann!“

„Mein Loos ist fest bestimmt, Vater,“ sprach Eduard in entschlossenem Tone, „ich will den geistlichen Stand ergreifen, den Ihr mir so oft em-

pfohlen habt. Ich habe den festen Entschluß gefaßt, mit Euch in das Kloster zurückzukehren und mit der Erlaubniß der heiligen Jungfrau und des heiligen Benedict, dem Abte meine Gelübde darzubringen. Laßt mich mit Euch gehen!“

„Mit mir sollst Du gehen, mein Sohn,“ entgegnete der Unterprior in mildem Tone, „aber unsere Regel und die Vernunft gebieten, daß Du erst eine Zeit lang zur Prüfung Deiner selbst als Novize bei uns bleibst und erst dann das entscheidende Gelübde ablegst, das Dich dem Dienste des Himmels weihet und Dich auf immer von der Welt trennt.“

„Und wann gehen wir, Vater?“ fragte der Jüngling so dringend, als ob er einen Weg betreten wollte, der zu den Freuden eines Festes führte.

„Gleich jetzt, wenn Du es willst,“ versetzte der Unterprior, indem er dem Ungestim nachgab; „mache also Alles zu unserer Abreise fertig! doch halt,“ fügte er hinzu, als Eduard sich in seiner Aufgeregtheit schnell entfernen wollte; „komm hierher, mein Sohn, und kniee nieder!“ Eduard gehorchte und kniete vor ihm hin.

„Ich habe Euch noch nichts von der seltsamen Erscheinung gesagt,“ sprach er, „welche wahrscheinlich viel auf mein Gemüth eingewirkt hat, um mich zu diesem Entschluß zu bestimmen. Wisset denn, Vater, daß ich zwischen Hoffnung und Verzweiflung, den verstümmelten Körper meines Bruders in dem blutigen Grabe zu finden, welches der Fuß des Siegers über ihm zugetreten hatte — daß ich in dieser Hoffnung nach dem Thalgrunde eilte, der den Namen Corrienan führt. Wie Eure Ehrwürden aber schon erfahren haben, war weder das Grab sichtbar, noch irgend eine Spur, daß die Erde dort aufgegraben worden sei, wo Martin noch gestern Morgen den unglückseligen Hügel bemerkt hatte. Ihr wißt, Vater, daß die Stelle bei unsern Thalbewohnern in üblem Ruf steht und daher von ihnen gemieden wird. Meine Gefährten ergriffen endlich aus Furcht die Flucht durch das Thal, als ob sie über einem Verbrechen ertappt wären. Meine verzweifelte Hoffnung war zu groß, und mein Gemüth in solcher Aufregung, daß ich weder Menschen noch Gespenster fürchtete. Ich ging langsam



das Thal hinab und schaute mich oft um, war auch nicht unzufrieden, daß meine furchtsamen Gefährten mich meiner düstern Stimmung überließen. Schon hatte ich die Krümmung des Thales aus dem Gesicht verloren, als ich mich nochmals umblickte und die Gestalt eines weiblichen Wesens neben dem Quell stehen sah. Die Erscheinung sang, und seltsamer Weise sind mir ihre Worte so fest im Gedächtniß geblieben, als wenn ich sie oft gehört hätte.

„Du, der Du meinem einsamen Quell nahest,“ sang sie, „während Deine Stirne in Wolken gehüllt ist, entferne Dich schnell, denn Du findest hier weder Körper noch Sarg noch Grab. Eile in des Klosters heiligen Schooß und widme Dich dem ernstestn Gebet; nur nach jenem Ziele schaue!“

„Du sollst mit mir gehen, Eduard,“ sagte der Unterprior, „und sollst nach Deinem Wunsche Dich dem Leben weihen, für welches ich Dich stets am geeignetsten gefunden habe. Du, mein Sohn, sollst meine zitternde Hand unterstützen, wenn sie die heilige Kirche zu erhalten sucht, die kühne und unheilige Menschen entweihen und angreifen. Willst Du aber nicht vorher noch Deine Mutter besuchen?“

„Ich will Niemand sehen,“ sagte Eduard, „ich will mich keiner Gefahr aussetzen, wodurch der Entschluß meines Herzens erschüttert werden könnte. Erst wenn ich im Kloster der heiligen Jungfrau bin, sollen Alle mein Schicksal erfahren. Meine Mutter, Marie von Avenel, mein Bruder, uns wieder geschenkt, Alle sollen es erfahren.“

„So gehe, mein Sohn,“ sprach der Unterprior, „mache unsere Pferde bereit, und wenn wir das Thal mit einander hinabreiten, will ich Dir die Wahrheiten lehren, wodurch selbst die Leiden in Glückseligkeit verwandelt werden.“

Eduard machte die Pferde zur Abreise zurecht, mit einer Eile, als ob er selber seinem eigenen Entschluß nicht recht traute; er entließ zu gleicher Zeit die Nachbarn, welche zu seiner Hülfe herbeigeeilt waren, die nicht wenig verwundert waren, daß die Sache eine solche Wendung genommen hatte. Martin suchte sie dadurch zu befänstigen, daß er ihnen Speise und Trank

vorsezte. Sie aßen, aber in verdrießlicher Stimmung und schieden in derselben Laune.

Schnell erfuhr die bekümmerte Familie die frohe Nachricht, daß Halbert Glendinning noch lebe. Weinend dankte die Mutter dem Himmel und überließ sich dann wieder der Sorge für die häuslichen Angelegenheiten.

Während Eduard die Pferde bereitete, fragte Christie von Clinthill abermals, in welcher Weise man gegen den reformirten Prediger Heinrich Warden verfahren solle, und in der Seele des Unterprioris kämpfte wieder das Mitleid, welches er unwillkürlich mit dem alten Jugendfreunde empfand, mit seiner Pflicht, die er gegen die Kirche zu haben glaubte; dennoch war er der Meinung, daß durch Eduards Entschluß, in das Kloster zu gehen, das wichtigste Hinderniß gehoben sei, und Warden nunmehr zu Glenbearg bleiben könnte.

„Wenn ich diesen Warden nach dem Kloster bringe,“ dachte er, „so muß er sterben. Ich befürchte nicht, daß er auf die armen Weiber hier irgend welchen Einfluß ausüben könnte, denn sie sind Vasallen der Kirche und im Gehorsam gegen die katholischen Lehren aufgewachsen. Nur Eduards kühner und bedenklicher Geist hätte Feuer fassen können, aber da der nun entfernt ist, kann die Flamme nicht leicht verbreitet werden.“

Er befahl, daß der Gefangene vor ihn geführt werde.

„Heinrich,“ sagte er, „was auch die Pflicht von mir fordern möge, so verbietet mir doch die alte Freundschaft und das christliche Mitleid, Dich einem gewissen Tode entgegen zu führen. Ich fordere daher weiter keine Verpflichtung von Dir, als daß Du als ein Gefangener auf Dein Wort in diesem Thurm bleibst und Dich stellen willst, wenn man Dich aufordert.“

„Sei versichert, alter Freund,“ entgegnete Warden, „daß ich wirklich nichts thun werde, das Dir zum Schaden gereichen könnte. Aber wenn mir mein Meister ein Werk aufträgt, dann muß ich Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Die beiden Männer konnten nicht von einander scheiden, ohne sich noch einmal die Hände zu drücken und zum Abschiede sich gegenseitig mit dem

Ausdrucke des Grams, der Liebe und der Theilnahme in's Auge zu blicken.

Vater Eustach setzte darauf der Frau Glendinning mit kurzen Worten auseinander, daß dieser Mann auf einige Tage ihr Gast sein werde. Er verbot ihr dabei unter strengen geistlichen Strafen, irgend ein Gespräch über religiöse Gegenstände mit ihm anzuknüpfen; befahl ihr aber, alle seine Bedürfnisse mit Bereitwilligkeit zu befriedigen.

„Der englische Ritter muß aufgesucht und mit dem seltsamen Ereignisse bekannt gemacht werden,“ fuhr der Unterprior fort; „auch muß man suchen, des Müller Mädchens wieder habhaft zu werden.“

„Das will ich auf mich nehmen, wenn Ihr wollt,“ sagte Christie von Clinthill, „ich bringe sie Euch im Guten oder Bösen zurück, denn ich finde ihre Spur gewiß wieder. Aber erst habe ich noch Etwas im Auftrage meines Herrn mit Euch zu verhandeln; und wenn Ihr mir erlauben wollt, das Thal mit Euch hinabzureiten....“

In diesem Augenblick erschien Eduard, und meldete, daß die Pferde bereit ständen. Als er die Mutter erblickte, fühlte er seinen Vorsatz fast erschüttert, indem er an die Nothwendigkeit dachte, von ihr Abschied zu nehmen. Der Unterprior bemerkte seine Verlegenheit und suchte ihm zu helfen.

„Ich habe vergessen, Frau, Euch zu sagen,“ sprach er, „daß Eduard mit mir ins Kloster geht und vor zwei bis drei Tagen nicht zurückkehrt.“

„Ihr wollt ihm gewiß behülflich sein, seinen Bruder aufzufinden? Alle Heiligen mögen Euch dafür belohnen.“

Der Unterprior erwiderte den Wunsch und machte sich dann mit Eduard auf den Weg. Bald folgte ihnen auch Christie von Clinthill und man bemerkte an seiner Eile, daß es ihm lieb war, in des Geistlichen Gesellschaft durch das Thal zu reiten.

Es war eine schöne Nacht und sie setzten gerade an dem Orte über den Fluß, wo der Sakristan den Geist angetroffen hatte.

Raum waren sie an der Klosterpforte angelangt, als ihnen der Pförtner mit ängstlicher Stimme zurief: „Ehrwürdiger Vater, der Herr Al wünscht sogleich mit Euch zu sprechen.“

„Laß diese Fremden in die große Halle treten,“ gebot der Unterprior, „und der Kellermeister möge sie auf's Beste bewirthten; erinnere sie aber dabei an Anstand und Bescheidenheit, welche die Gäste diesem Hause schuldig sind!“

„Der Abt wünscht Euch sogleich zu sprechen, ehrwürdiger Bruder,“ sagte Vater Philipp, eiligst daher kommend; „ich habe ihn seit langer Zeit in keiner so großen Verlegenheit und Niedergeschlagenheit gesehen.“

„Ich komme sogleich, mein guter Bruder, ich komme,“ sagte Vater Eustach; „laß indessen den jungen Eduard nach dem Zimmer der Novizen bringen und übergieb ihn ihrem Lehrer! Gott hat sein Herz gerührt, und er ist entschlossen, der Eitelkeit der Welt zu entsagen und ein Mitglied unsers heiligen Ordens zu werden. Verbindet sich sein guter Wille mit Gelehrigkeit und Demuth, so wird er dem Orden dereinst zur Zierde gereichen.“

In diesem Augenblick kam der alte Vater Nicolas herbeigehinkt und rief: „Ich bitte Dich, ehrwürdiger Bruder, eile, daß Du zum Herrn Abt kommst! Die heilige Maria schütze uns! Ich habe noch nie den Abt des Klosters zur heiligen Jungfrau in solcher Bedrängniß gesehen.“

„Ich komme, ehrwürdiger Bruder,“ entgegnete Vater Eustach und machte sich dann ernstlich auf den Weg zum Abt.

Der Abt empfing seinen Gehülfen so ängstlich und freudig, daß der Unterprior sogleich errieth, sein Geist befände sich in ungemeiner Aufregung und in völliger Rathlosigkeit. Der Sakristan und der alte Vater Nicolas waren dem Unterprior in das Zimmer des Abts gefolgt, in der Hoffnung, etwas von der Verhandlung zu erfahren, und diese Hoffnung wurde nicht getäuscht. Nachdem sie den Unterprior geleitet hatten, und sich wieder entfernen wollten, winkte ihnen der Abt, zu bleiben.

„Mein Bruder,“ sprach er, „es ist Euch wohl bekannt, wie eifrig ich stets die wichtigen Geschäfte dieses Hauses besorgte, die meiner unwürdigen Hand übergeben waren.“

„Dürfen wir fragen, hochwürdiger Herr,“ fiel ihm der Unterprior in

das Wort, „welche neue Sorge Euch jetzt beunruhigt? denn Eure Rede scheint darauf hinzudeuten.“

„Ach!“ sprach der Abt, „es kommt ein Haufe Engländer gegen uns von Hexham unter dem Befehl des John Foster.“

„Ich dachte,“ sprach der Unterprior, „dieser Plan wäre geändert worden durch die Fehde zwischen Semple und den Kennedy's.“

„Er hat gemeinsame Sache mit Murray gemacht,“ versetzte der Abt; „hier sind die Briefe!“

Der Unterprior nahm die Briefe, welche durch einen besondern Boten von dem Primas von Schottland gekommen waren und las sie mit tiefer und gespannter Aufmerksamkeit. Als der Abt bemerkte, daß er nach mehrmaligem Durchlesen der Briefe noch immer still in Gedanken versunken blieb, fragte er in ängstlichem Tone: „Was ist nun zu thun?“

„Wir müssen unsere Pflicht thun,“ erwiderte der Unterprior; „alles Uebrige steht in Gottes Hand. Freilich können wir nicht mit weltlichen Waffen fechten, schon nicht wegen unserer Kleidung und unseres Gelübdes, aber wir können für unser Kloster und für unsern Orden sterben; außerdem können wir auch diejenigen bewaffnen, welche fechten können und wollen. Die Engländer sind nicht sehr zahlreich und werden sich wahrscheinlich auf Murray's Beistand verlassen, der in seinem Zuge aufgehalten worden. Wenn aber Foster es wagt, mit seinen Banditen nach Schottland zu kommen und unser Kloster zu plündern, so bieten wir unsere Lehnsleute auf, und ich bin sicher, daß wir es mit ihm aufzunehmen vermögen.“

„Im Namen unserer heiligen Frau,“ sagte der Abt, „denkt Ihr, ich sei Peter der Einsiedler, um mich als Führer an die Spitze eines bewaffneten Haufens zu stellen?“

„So möge ein kriegserfahrener Mann unsere Leute anführen,“ entgegnete der Unterprior; „da ist z. B. Julian von Abeneil, ein erprobter Soldat....“

„Er ist aber ein Wüstling, ein Räuber, ein Teufelskind;“ entgegnete der Abt.

„Nun,“ sagte der Mönch, „wir müssen seine Dienste in dem Fache

benutzen, in welchem er aufgewachsen ist. Wir können ihn reichlich belohnen, und ich weiß auch schon, welchen Preis er von uns verlangt. Die Engländer wollen den Piercie Shafton hier aufheben, weil sie wissen, daß er seine Zuflucht bei uns genommen hat; dies nehmen sie wenigstens zum Vorwande.“

„Ja,“ sagte der Abt, „ich dachte es mir gleich, daß das Männlein in Seide und Federputz uns nichts Gutes bringen würde.“

„Und doch müssen wir seinen Beistand zu behalten suchen,“ sagte der Unterprior, „er kann den klugen Piercie, mit dessen Freundschaft er prahlt, zu unsern Gunsten stimmen, und dieser gute und treue Lord kann Fosters Plan leicht vereiteln. Ich werde diesen Grenzreiter schnell hinter ihn herschicken. Inzwischen traue ich auf den kriegerischen Geist des Landes, das nicht müßig zuschauen wird, wenn der Friede an der Grenze gebrochen wird. Glaubt mir, Herr Abt, mancher, dessen Herz sich schon der fremden Lehre zuwendet, wird dadurch auf unsere Seite gebracht. Die größten Häupter und Barone werden sich schämen, die Lehnsleute friedlicher Mönche ohne Unterstützung zu lassen, wenn sie gegen die alten Feinde Englands fechten. Wir kennen diesen John Foster recht gut. Er ist ein furchtbarer Ketzer und möchte die Kirche zerstören. Als geborner Grenzräuber hegte er schon längst Verlangen nach ihren Schätzen und wird recht gern in Schottland einfallen. Es sind viele Ursachen, die ihn dazu bewegen. Vereint er sich mit Murray, so kann er höchstens einen Antheil an der Beute bekommen, dagegen könnte er die ganze Ernte für sich haben, wenn er Jenem zuvorkommt. Julian Avenel hegt, wie ich gehört habe, einen tiefen Groll gegen John Foster, und sie werden, wenn sie zusammentreffen, mit großer Erbitterung kämpfen. Sakristan, schickt den Amtmann hierher: wo ist das Verzeichniß der streitbaren Männer, die dem Kloster Dienst und Heeresfolge schuldig sind? sendet zu dem Baron von Meigallot, daß er noch sechzig Pferde stellt und lasset ihm sagen, das Kloster werde sich mit ihm wegen der Brückenabgaben einigen, wenn er sich jetzt als Freund zeige. Und nun, Herr Abt, laßt uns unsere Streitkräfte und die des Feindes berechnen, damit das Menschenblut nicht umsonst vergossen werde!“

„Mir schwindelt der Kopf,“ sagte der Abt; „ich glaube doch nicht feiger zu sein als Andere, so weit es meine eigene Person betrifft; aber wenn Ihr von Marschiren und Werben und Berechnen der Streitkräfte sprecht, so ist es ebenso gut, als redetet Ihr mit dem jüngsten Novizen. Aber mein Entschluß steht fest, Bruder,“ sagte er aufstehend und würdevoll vortretend: „Vernehmet zum letzten Mal die Stimme Eures Abts Bonifacius. Ich that für Euch so viel ich thun konnte; in ruhigeren Zeiten würde ich noch mehr gethan haben. Aber es wird schlimm und schlimmer und ich kann in meinem Alter nicht mehr arbeiten und mich abmühen, wie früher. Es ziemt mir auch, nicht eine Stelle länger zu behalten, deren Pflichten ich nicht zu erfüllen befähigt bin. Daher habe ich mich entschlossen, mein hohes Amt niederzulegen, welches nach der Ordnung nunmehr auf Euch, unsern geliebten Unterprior, den Vater Eustach, übergeht.“

„Ihr schadet der guten Meinung, welche Alle von Euch hegen, wenn Ihr Eurer Stelle grade jetzt entsagt, wo Eure sorgsame Thätigkeit am nöthigsten ist,“ sagte Vater Eustach. „Eure Abdankung ist gar nicht nothwendig; denn Ihr könnt ja benutzen, was mir an Erfahrung oder Fähigkeit gegeben ist. Ich lebe lange genug in diesem Stande, um zu wissen, daß Niemand seine Eigenschaften als sein Eigenthum ansehen darf, sondern daß sie das Eigenthum der Gemeinde sind, und nur in sofern geschätzt und geachtet werden können, als sie dem gemeinsamen Vortheil dienen. Wollt Ihr Euch, Herr Abt, nicht persönlich mit diesen unangenehmen Dingen abgeben, so bitte ich Euch, geht nach Edinburg und sucht uns dort Freunde zu werben. In Eurer Abwesenheit werde ich meine Pflicht zur Vertheidigung des Heiligthums thun.“

„Nein, Vater Eustach,“ entgegnete der Abt nach einer Pause; „Ihr sollt mich nicht durch Edelmoth beschämen. In gegenwärtigen Zeiten bedarf dieses Haus eines stärkeren Steuermannes; und derjenige, der das Schiff leitet, muß auch das Haupt der Mannschaft sein. Uebernehmet also noch heut Abend Eure Stelle und trefft alle Vorbereitungen, die Euch nöthig scheinen. Morgen, nachdem wir die Messe gehört haben, laßt das Kapitel zusammen berufen und es geschehe dann, wie ich Euch gesagt habe. Friede

sei mit Euch, mein Bruder! Möge der, dem die neue Abtswürde bevorsteht, so gesund schlafen wie der, der dieser Würde entsagen will!"

Alle entfernten sich, zu Thränen gerührt. Es war indessen nicht zu leugnen, daß Bonifacius für die gegenwärtige gefährliche Lage nicht geeignet war, und der Unterprior sah wohl ein, daß er als bloßer Bevollmächtigter nicht die entscheidenden Maaßregeln ergreifen könne; seine Erhebung war also zum Wohl des Klosters erforderlich.

Der neue Abt zeigte sich auch noch achtbarer als vorher, denn er traf alle Anstalten, welche die Verhältnisse dringend erforderten. Er schrieb und dictirte kurze und bestimmte Briefe an mehrere Barone, worin er ihnen meldete, das Heiligthum wäre durch einen Einfall der Engländer bedroht, und sie aufforderte, der gemeinschaftlichen Sache ihren Beistand nicht zu verweigern. Als er aber die Zahl der unmittelbaren Kirchenvasallen überrechnete, die er nach dem Gesetz aufbieten konnte, so fühlte er sich entmüthigt bei dem Gedanken, daß er sie der Anführung des stolzen und schlechten Julian von Avenel anvertrauen sollte. Hätte er den jungen und begeisterten Halbert Glendinning auffinden können, so würde er ihm die Anführung in dem Kampfe mit großem Vertrauen übertragen haben. Der Amtmann war aber zu schwach, und er kannte keinen andern Anführer als Avenel, welcher bei dieser wichtigen Angelegenheit in das Vertrauen gezogen werden konnte.

Er nahm die Glocke, welche auf dem Tische stand, und klingelte und befahl dann, Christie von Clinthill solle sogleich vor ihm erscheinen. „Du hast mir Dein Leben zu verdanken,“ sprach er zu dem Eintretenden, „und ich kann Dir noch einen andern Dienst erweisen, wenn Du aufrichtig gegen mich sein willst. Hat der Baron von Avenel irgend ein Freundschaftsverhältniß mit John Foster, dem Hüter der westlichen Marken von England, und wird er mit ihm kämpfen, wenn sie zusammenstoßen?“

„So gewiß wie ein Hahn am Fastnachtsabend,“ sagte Christie.

„Und würde er auch in Kirchenstreitigkeiten gegen Foster kämpfen?“

„Es ist ihm einerlei, ob es Kirchenstreitigkeiten sind oder andere,“ erwiderte der Grenzreiter.



„So wollen wir an ihn schreiben und ihm kund thun, er solle seine Streitkräfte mit den unsrigen vereinigen, falls John Foster den gefürchteten Einfall unternimmt; er soll dann unsere Mannschaften anführen und belohnt werden wie er es wünscht. Aber noch ein Wort. Du sagtest, Du würdest erfahren können, wohin der englische Ritter Piercie Shafton sich auf seiner Flucht gewendet habe.“

„Ja, und ich will ihn in Gutem oder Bösem zurückbringen, wenn Ihr es verlangt.“

„Es darf ihm keine Gewalt geschehen. In welcher Zeit glaubst Du, ihn auffinden zu können?“

„In dreißig Stunden, wenn er nicht schon über Edinburg hinaus ist. Wenn es Euch recht ist, so will ich mich sogleich auf den Weg machen, und ich will Euch dienen, wie der beste Spürhund dem Jäger dient.“

„Bringe ihn nur hierher und Du sollst Deine gute Belohnung aus meinen Händen empfangen. Mache Dich sogleich auf den Weg, Du sollst einen Brief von uns an Sir Piercie erhalten.“

Nachdem Christie der Thür zugeschritten war, kehrte er um und fragte: „Was soll ich denn mit der Müllerstochter Mysia Happer machen, die der Ritter aus dem Süden mit sich genommen hat?“

„Bringe das unglückliche Mädchen zu ihrem Vater,“ sagte der Unterprior, „und siehe zu, daß Du sie sicher und in Ehren geleitest!“

„Sicher gewiß,“ versetzte Christie, „und mit so viel Ehre, als ihr bleibt, nachdem sie ihrem Vater davongelaufen ist. So nehme ich denn Abschied von Euch, Ehrwürden, denn vor Tagesanbruch muß ich schon zu Pferde sein.“

„Wie? in der Dunkelheit? kennst Du denn auch den Weg, den Du einschlagen mußt?“

„Auf meinem letzten Ritt fand ich die Spur von des Ritters Pferd bis an die Furth,“ sagte Christie; „dann wendete sie sich nach Norden; ich kann Euch also versichern, daß er nach Edinburg gezogen ist. Sobald es Tag wird, mache ich mich wieder auf den Weg. Die Hufspur ist nicht

zu verkennen und ich möchte auch darauf schwören, daß ich den Hufschmied kenne.“

Mit diesen Worten entfernte er sich. Der neue Abt setzte sich sogleich nieder, schrieb Briefe und traf alle Anstalten, um die Leitung einer Sache zu übernehmen, welche bereits halb verloren schien.

### Zehntes Kapitel.

Wir wenden uns jetzt wieder zu Halbert Glendinning, den wir auf der Straße nach Edinburg verließen. Als er sich bei seiner Befreiung mit Heinrich Warden unterhielt, hatte er sich nicht einmal Zeit gelassen, nach dem Namen des Edelmannes zu fragen, an den er empfohlen wurde. Er hatte sich nur gemerkt, daß ihm ein Führer an der Spitze eines Reiterhaufens auf der Straße südwärts begegnen würde. Der Tag dämmerte schon und er befand sich noch immer in Ungewißheit. Hätte er aus Vater Custachs Unterricht mehr gelernt, so würde er sich aus der Aufschrift des Briefes unterrichtet haben; dazu war er aber nicht im Stande. Uebrigens sah er wohl ein, daß er in diesen unsichern Zeiten vorsichtig in seinen Erkundigungen sein müßte. Nach einer mühevollen Tagereise überraschte ihn die Nacht bei einem Dorfe und er fing an, ungewiß und ängstlich zu werden.

Er bat ein altes Weib um ein Nachtquartier, und dies war nichts Ungewöhnliches. Die alte Frau gewährte ihm seine Bitte um so lieber, als sie eine Aehnlichkeit zwischen ihm und ihrem Sohn zu finden glaubte, der in einem Gefecht geblieben war. Ihr Sohn war freilich ein kleiner unterfertigter Mensch mit krummen Beinen, rothen Haaren und Sommersprossen, wogegen der Fremde braunes Haar hatte und von wohlgestaltetem Wuchs war; indessen fand die Wittve doch eine auffallende Aehnlichkeit zwischen ihrem Gaste und ihrem Sohne und bot ihm daher liebevoll das Abendessen an. Es war noch ein Krämer zu Gaste, der viel über die Noth und das Elend in dieser Zeit des Krieges und Aufruhrs klagte.

„Endlich bin ich hierher gekommen,“ sagte er, „weil ich glaubte, der gute Graf von Murray würde sich auf dem Zuge nach der Grenze hier aufhalten; er wollte bei dem Baron von Avenel einkehren. Doch erfahre ich nun, daß er wegen anderer Streitigkeiten den Weg nach dem Westen eingeschlagen hat. Nun weiß ich nicht, was ich anfangen soll, denn wenn ich mich ohne Schutzwache nach Süden wage, so nimmt mir der erste beste Freibeuter unterwegs Sack und Pack ab, vielleicht auch mein Leben; wenn ich aber durch die Sümpfe gehen will, so ist dies nicht weniger gefährlich.“

Halbert Glendinning machte sich diese Weisung zu Nutze. Er erklärte, er habe ebenfalls den Wunsch, sich nach Westen zu begeben. Der Krämer hegte anfänglich einige Bedenklichkeiten, diese wurden aber bald gehoben und die Reisenden verabredeten, sich am nächsten Morgen mitsammen auf den Weg zu machen. Der Krämer wollte als Wegweiser und der junge Glendinning dagegen als Schutzwache dienen, bis sie auf Murray's Reiterabtheilung stoßen würden.

Der Krämer führte Halbert durch Moor und Sumpf, über Hügel und Ebenen der Art, daß sie so schnell wie möglich auf Murray's Weg gelangen mußten. Endlich erreichten sie eine Anhöhe, von wo man eine weite Aussicht auf ein wildes ödes Moorland hatte, auf welchem sich Hügel und Pfügen abwechselnd zeigten. Indem der Krämer auf einen fast unmerklichen Pfad deutete, der sich durch diese Wildniß schlängelte, sagte er: „Dies ist der Weg, der von Edinburg nach Glasgow führt. Wir müssen hier halten und werden Murray und seine Leute sicherlich erblicken, wenn sie nicht schon vorüber sind oder wegen eines neuen Ereignisses ihren Plan geändert haben; denn heut zu Tage weiß kein Mensch, und wenn er dem Throne so nahe stände, wie der Graf von Murray, ob er sein Haupt morgen an derselben Stelle niederlegen kann, wo er es heut zur Ruhe legt.“

Beide machten also hier Halt und setzten sich nieder. Der Krämer setzte sich vorsichtig auf den Kasten, der seine Schätze enthielt, und verhehlte es nicht, daß er unter seinem Mantel eine Pistole für den Nothfall führe. Uebrigens bot er in höflicher Weise Halbert von den Lebensmitteln, die er mit sich trug, und welche freilich nur aus grobem Haferbrot, eini-

gen Zwiebeln und einem Stück geräucherten Fleisches bestand. In jener Zeit hätte aber kein Schotte, selbst von höherem Stande, ein solches Mahl ausgeschlagen, um so weniger, da der Krämer ein Widderhorn von der Schulter nahm, welches für Jeden einen Schluck trefflichen Usquebaugh enthielt; dieses geistige Getränk hatte Halbert bisher gar nicht gekannt, denn es war erst aus Frankreich nach dem südlichen Schottland gebracht worden.

Als Beide ihr spärliches Mahl beendet hatten, erblickten sie eine Staubwolke, die sich auf der Straße erhob, und gleich darauf etwa ein halbes Duzend Reiter, welche eilig daher gesprengt kamen. Wenn ein Sonnenstrahl auf die Gruppe fiel, so sah man ihre Helme und Lanzenspitzen in der Sonne glänzen.

„Diese sind der Vortrab von Murray's Reitern,“ sagte der Krämer, „und wir wollen uns in die Hecke niederlegen, damit sie uns nicht sehen.“

„Weshalb denn?“ fragte Halbert; „wollen wir nicht lieber heruntersteigen und ihnen ein Zeichen geben?“

„Dieser Lanzenhaufe, der so schnell daherkommt,“ versetzte der Krämer, „wird gewiß von einem rohen Verwandten Mortons oder von einem andern Abenteurer angeführt, der weder Gott noch Menschen fürchtet. Sie haben den Zweck, den Weg von feindlichen Haufen frei zu machen, aber der Hauptanführer erfährt nicht, was sie eigentlich treiben, denn er kommt mit seinen vernünftigen Freunden eine ganze Meile hinterdrein. Kämen wir diesem Kerl zu nahe, so würde Euer Brief Euch wenig helfen und mein Päcklein hätte am längsten meinen Rücken gedrückt; sie würden uns die Kleider vom Leibe nehmen und uns nackt, wie wir auf die sündige Welt gekommen sind, einen Stein um den Hals, in den Sumpf werfen; weder Murray noch sonst ein Mensch auf der Welt erführe Etwas davon.“

Nachdem sie den Vortrab von des Grafen von Murray's Truppen vorüber gelassen hatten, erblickten sie bald darauf nordwärts eine größere Staubwolke.

„Nun, laßt uns schnell den Hügel heruntereilen,“ sagte der Krämer, indem er Halbert mit sich fortzog. „Ein schottischer Edelmann gleicht auf

seinem Marsche einer Schlange: am Kopf sitzen die Zähne und der Schwanz hat Stacheln; nur der Körper läßt sich ohne Schaden berühren.“

Unterdessen hatten sie die Heerstraße erreicht und erblickten Murray's Haupttrupp, der etwa aus dreihundert Pferden bestand, welche regelmäßig und in geschlossener Reihe daher kamen. Der Mann, der sich an der Spitze der Abtheilung befand, ritt sogleich auf den Krämer und Halbert Glendinning zu und fragte, wer er wäre. Der Krämer ertheilte ihm seine Auskunft und der junge Glendinning zeigte seinen Brief vor, der sogleich dem Grafen Murray überbracht wurde. Bald darauf wurde Halt commandirt und kein Pferd regte mehr den Huf. Die Reiter sollten sich hier eine Stunde erholen. Der Krämer war jetzt in Sicherheit und erhielt auch ein Packpferd zum Gebrauch, aber er drückte Halbert mit einem bedeutungsvollen Blick die Hand, als man ihm anwies, sich zum Nachtrabe zu begeben.

Den jungen Glendinning führte man nach einer höher gelegenen Stelle des Sumpfbodens. Dort breitete man einen Teppich als Tischtuch über den Boden und die Führer des Trupps nahmen ein Mahl ein, welches verhältnißmäßig ebenso schlecht war, wie das, welches der junge Erbe von Glendearg unlängst mit dem Krämer getheilt hatte. Als Halbert näher trat, stand Murray auf und ging ihm entgegen. Dieser berühmte Mann hatte große Aehnlichkeit mit seinem Vater Jakob II. Der junge Landmann fühlte sich bei seinem Anblick von Demuth erfüllt. Die würdevolle, gebietende Gestalt, die stolze Haltung, die Gesichtszüge, worin sich die Aehnlichkeit mit einer langen Reihe von Schottlands Königen spiegelte — dies Alles flößte Achtung und Ehrerbietung ein. In seiner Kleidung unterschied er sich wenig von den Edelleuten und Baronen seiner Umgebung. Statt der Rüstung trug er ein mit Seide gesticktes Wamms von Büffelhaut; von seinem Nacken hing eine schwere goldene Kette mit einem Medaillon herab; das schwarze, mit einem Federbusch gezierte Sammetbaret war mit einer Schnur schöner großer Perlen umwunden; an der Seite trug er ein langes Schwert und an den Stiefeln goldene Sporen.

„Dieses Schreiben,“ sagte er, „ist von dem vortrefflichen Prediger des göttlichen Worts, Heinrich Warden; nicht wahr, junger Mensch?“

Halbert bejahte dies.

„Er schreibt uns, wie es scheint, in einer schlimmen Lage, und verweist uns an Eure weitere Auskunft. Saget uns sogleich, wie es mit ihm steht!“

Während Halbert den Streit zwischen Julian Avenel und dem Prediger erzählte, biß sich der Graf auf die Lippen und suchte sich das Ansehen zu geben, als sei ihm die Sache gleichgültig; er schien sogar anfangs die Partei des Barons nehmen zu wollen. Als der junge Glendinning aber erzählte, wie Julian sein Weib von sich gestoßen habe, stöhnte Murray tief auf, biß die Zähne zusammen und griff nach seinem Dolch. Dann blickte er im Kreise umher, zu welchem noch einige reformirte Prediger getreten waren, kämpfte seinen Zorn nieder und befahl Halbert, in seinem Berichte fortzufahren. Als dieser endlich erwähnte, daß Warden in's Gefängniß geworfen sei, hielt es der Graf für angemessen, seinen Zorn offen zu zeigen, da er der Zustimmung seiner Umgebung sicher war.

„Ihr mögt richten, meine Pairs und Edelleute von Schottland,“ sagte er, um sich blickend; „Ihr mögt richten zwischen mir und diesem Julian von Avenel! er hat sein Wort gebrochen und mein sicheres Geleit verletzt. Bedenket auch, verehrte Brüder, daß er seine Hand an einen Prediger des Evangeliums gelegt hat und vielleicht sein Blut preisgeben will.“

„Laßt den Meineidigen den Tod eines Verräthers sterben!“ sagten die weltlichen Anführer.

„Er gehe zu Grunde wie die Baalspaffen und seine Asche werde in alle Winde zerstreut!“ sagten die Prediger.

Murray hörte ihnen lächelnd zu; darauf wendete er sich freundlich zu Halbert Glendinning.

„Du bist ein muthiger und tapferer Jüngling,“ sprach er, „und taugst für diese stürmischen Zeiten. Es giebt Zeiten, wo der Muth des Mannes erst recht enthüllt wird. Ich will Dich näher kennen lernen.“

Darauf fragte er ihn über die vermuthlichen Streitkräfte des Barons

von Avenel und die Stärke seines Schlosses und dabei wurde auch der unglücklichen Geschichte von seiner Bruderstochter Marie von Avenel erwähnt. Halbert erzählte diese Angelegenheit mit einer Verlegenheit, die dem Grafen nicht entging.

„Ei, Julian Avenel,“ rief Letzterer, „Du forderst meine Rache heraus, obgleich Du Ursache hättest, meine Strenge zu vermeiden. Ich kannte Walter von Avenel, denn er war ein guter Schotte und ein braver Soldat. Unsere Schwester, die Königin, wird seiner Tochter Gerechtigkeit verschaffen. Ist sie erst wieder in ihre Besitzungen eingesetzt, so wird sie einen tapferen Mann zum Bräutigam finden, der mehr Gunst verdient, als dieser Verräther Julian. Bist Du von edler Herkunft, junger Mann?“ fragte er, indem er Halbert ansah.

Halbert begann mit unsicherer Stimme von seiner vermuthlichen Abstammung von den alten Glendowhys zu sprechen, aber Murray unterbrach ihn lächelnd:

„Ueberlaß die Stammbäume den Wappenkundigen! heut zu Tage ist Jeder der Sohn seiner eigenen Handlungen. Das glorreiche Licht der Reformation ist in gleicher Weise über Fürsten und Bauern gekommen, und der Bauer, wie der Fürst, verherrlicht sich, wenn er zu seiner Vertheidigung kämpft. In dieser aufgeregten Welt kommen nur die vorwärts, welche muthige und starke Arme haben. Sage mir aufrichtig, weshalb hast Du Dein väterliches Haus verlassen?“

Halbert Glendinning gestand nun offen, daß er einen Zweikampf mit Piercie Shafton gehabt und Letzteren vermuthlich getödtet habe.

„Ei, Du bist ein kühner Falke, daß Du Dich so früh an einen Raubvogel, wie Piercie Shafton gewagt hast,“ entgegnete Murray. „Die Königin Elisabeth gäbe ihren Handschuh voll goldener Kronen darum, wenn sie hörte, daß dieser Narr, der sich in Alles mischte, unter dem Boden liegt. Meinst Du nicht auch, Morton? Aber was sollen wir mit dem jungen Todtschläger anfangen? was sagen unsere Prediger dazu?“

„Mit ihnen mußt Du von Moses und Benajah sprechen,“ sagte Morton, „denn es handelt sich hier nur von einem erschlagenen Aegypter.“

„So sei es,“ erwiderte Murray lächelnd, „wir wollen die Geschichte verscharren, wie der Prophet den Körper in den Sand verscharrte. Ich nehme Dich in meinen Schutz, Glendinning, und Du sollst bei uns bleiben. Wir behalten Dich in unserm Gefolge und unser Stallmeister soll Dich bewaffnen und ausstatten.“ —

Glendinnings Muth und Geistesgegenwart wurde auf dieser Unternehmung vielfach geprüft und er stieg bald der Art in Murray's Achtung, daß an seinem Glück nicht mehr zu zweifeln war. Um die höchste Stufe des Vertrauens zu erhalten, brauchte er nur noch die katholische Religion abzuschwören, und die Geistlichen in Murray's Gefolge fanden die Befeh- rung des jungen Mannes nicht schwierig. Er hatte von früher Jugend nicht zu große Anhänglichkeit an dem katholischen Glauben gezeigt und ließ sich gern zu den neuen Religionsansichten bekehren. Dadurch trat er sei- nem Herrn näher und war während des Aufenthalts im westlichen Schott- land, der sich immer mehr verlängerte, fast stets um ihn.

Schon war der Herbst vorgerückt, als der Graf von Morton eines Tags in Murray's Vorzimmer trat, wo Halbert Glendinning den Dienst hatte.

„Kommt gleich heraus, Mylord Murray,“ rief er an der Thür des Schlafgemachs, „ich bringe Neuigkeiten!“

Der Graf erschien und fragte nach dem ersten Gruße hastig nach der neuen Nachricht.

„Ich habe einen zuverlässigen Freund aus Süden gesprochen,“ sagte Morton, „der im Kloster zur heiligen Maria war und wichtige Nachrichten mitbringt; der Aegypter von unserm schottischen Moses lebt noch und ist frisch und gesund in dem Heiligthum von Kennaquhair. Euer neuer Waffenreiter hat Euch Etwas aufgebunden: Piercie Shafton ist am Leben und befindet sich wohl.“

„Glendinning,“ sagte Murray mit gerunzelter Stirn, „ich will nicht hoffen, daß Du mich zu belügen wagtest, um Dich in mein Vertrauen ein- zuschleichen.“

„Ich kann nicht lügen, Mylord,“ versetzte Glendinning; „wer dies sagt, der soll es mit seinem Leben büßen. Mit diesem Schwert meines



Vaters stieß ich ihn durch den Leib, daß ihm der Griff auf der Brust saß; dies behauptete ich, und wer mich dabei der Lüge beschuldigt, dem stoße ich es wieder durch den Leib.“

„Wie, Bursche?“ rief Morton, „Du willst einen Edelmann herausfordern?“

„Still, Halbert, und Ihr verzeihet ihm, Mylord von Morton!“ sagte Murray. „Ich sehe an seinem Gesicht, daß er die Wahrheit spricht.“

„John Foster, der englische Grenzhüter,“ fuhr Morton fort, „sendet einen Trupp nach Schottland, um das Gebiet des Klosters zu verheeren. Er hat ausdrücklich Befehl von der Königin, und mit ihr ist nicht zu spaßen. Er hat in Kennaquhair große Bestürzung hervorgebracht. Der alte Abt Bonifacius hat abgedankt und sie haben den Jüngling des alten Cardinals, den Freund unfres eifrigen Primas von Sanct Andreas, an seine Stelle gewählt. Eustachius, der frühere Unterprior, ist jetzt der Abt und hebt, wie ein zweiter Papst Julius, Mannschaften aus, um mit Foster zu kämpfen, wenn er anrücken sollte.“

„Dies muß verhindert werden!“ sagte Murray hastig „es möge eine Partei siegen, welche wolle, so würde es uns doch immer einen mißlichen Handel zuziehen. Wer befehligt des Abts Leute?“

„Kein Anderer, als unser alter treuer Freund, Julian Abenel,“ antwortete Morton.

„Glendinning,“ sagte Murray, „laß zum Auffitzen blasen! Jeder, der uns anhangt, soll sogleich ausrücken! Ja, Mylord, wir befinden uns in einer schlimmen Klemme. Wenn wir uns zu unsern englischen Freunden halten, so wird das Vaterland uns schmähen. Stellen wir uns aber den englischen Grenzhütern entgegen, so betrachtet Elisabeth dies als eine Begünstigung ihrer Feinde und wir werden ihrer Gnade verlustig sein. Es wird also am Besten sein, wir eilen so viel wie möglich, um den Frieden zu erhalten. Ich wollte, die Mähre, die den Piercie Shafton herbei brachte, wäre unterwegs gestürzt. Der ist gerade der rechte Mann, Alles aufzurühren und einen Volkskrieg zu Wege zu bringen.“

Mit einem Gefolge von etwa dreihundert berittenen Bewaffneten

wendeten sich die beiden mächtigen Barone nach Osten und marschirten so eilig, daß, wie Morton vorausgesehen hatte, viele ihrer Pferde nicht aushielten. Als sie den Ort des Gefechts erreicht hatten, hielten nur noch zweihundert von dem Zuge zusammen und von diesen waren die meisten Pferde auf das Außerste ermüdet.

Als sie sich dem Kloster der heiligen Jungfrau bis auf sechs Meilen genähert hatten, kam ein Edelmann mit einigen Dienern zu ihnen, den Murray zu sich entboten hatte. Er brachte den Bericht, daß John Foster seinen Einbruch zu wiederholten Malen angekündigt und wieder aufgeschoben habe; endlich sei er durch die Nachricht, daß Piercie Shafton sich im Kloster aufhalte, zu dem Entschluß gelangt, den Befehl der Königin auszuführen, um sich der Person des Ritters auf jede Gefahr zu bemächtigen. Der Abt hatte mit unablässiger Mühe einen Haufen bewaffneter Reiter zusammengebracht, welcher zwar nicht so geübt, wie der des Engländers war, ihm aber doch an Zahl ziemlich gleich kam. Derselbe stand unter dem Befehl Julians von Avenel, und man befürchtete, es würde an den Ufern eines kleinen Flusses an der Grenze des Kloster-Bezirks zu einem Gefecht kommen.

„Wer kennt den Ort?“ fragte Murray.

„Ich, Mylord!“ versetzte Glendinning.

„So nimm ein Duzend der besten Reiter,“ sagte der Graf, „und eile so schnell wie möglich, um dort zu melden, daß ich mit einer bedeutenden Truppenmacht sogleich eintreffen werde! Sage Foster, er möge die ganze Sache meinen Händen überlassen, so lieb ihm der Befehl seiner Gebieterin sei. Dem Abt sage, ich würde ihm das Kloster über dem Kopf anzünden, wenn er vor meiner Ankunft einen Streich thun ließe! Dem nichtswürdigen Julian Avenel aber sage: ich hätte überdies schon eine starke Rechnung mit ihm abzumachen und würde sein Haupt auf die höchste Zinne des Klosters zur heiligen Jungfrau pflanzen lassen, wenn er sich eine Gewaltthat unterstände. Eile und schone der Pferde nicht.“

Glendinning schickte sich an, den Befehl des Grafen zu vollziehen. Er suchte die besten Reiter aus und eilte dann so schnell davon, wie es der Zustand der müden Rosse erlaubte.

Raum hatten sie die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ihnen einige Versprengte begegneten, welche gerade von dem Schlachtfelde kamen. Das Gefecht mußte also bereits seinen Anfang genommen haben. Zwei Männer stützten ihren älteren Bruder, den ein Pfeil durch den Leib gedrungen war. Halbert erkannte sie als Leute, die zum Kloster gehörten, rief sie bei Namen und befragte sie über den Stand der Dinge. In diesem Augenblick sank aber ihr Bruder vom Pferde und sie stiegen eilig ab, ohne auf jene Frage Antwort zu ertheilen. Glendinning ritt mit seinen Gefährten weiter. Immer mehr Versprengte begegneten ihm, welche auf ihren Mützen und Wämmsern das Andreaskreuz trugen. Die Meisten hielten sich auf der andern Seite der Straße, sobald sie den Reitertrupp nahe kommen sahen, und es war keine Unterredung mit ihnen möglich. Noch Andere, welche auf der Straße geblieben waren, sprengten im schnellsten Ritt davon, ohne auf die an sie gerichteten Fragen zu antworten. Da Halbert unter ihnen viele Bekannte sah, so gelangte er zu der Ueberzeugung, daß die Klostertruppen das Gefecht verloren hatten. Er gerieth nun in große Angst um seinen Bruder, welchen er in dem Kampfe verwickelt glaubte. Er ritt daher so schnell, daß ihm nur fünf oder sechs aus seinem Gefolge nachkommen konnten. Endlich erreichte er einen kleinen Hügel, an dessen Abhänge, von dem kleinen Flusse umwunden, die Ebene lag, welche der Schauplatz des Kampfes gewesen war.

In der Mitte der Ebene lagen die Leichname der Gefallenen, in deren Zügen man noch den Ausdruck düsteren Hasses erkannte. Die Hände hielten noch den Griff des zerbrochenen Säbels oder suchten den tödtlichen Pfeil aus der Wunde zu ziehen. Einige, die nur verwundet waren, flehten in verzweifeltm Tone um Hülfe oder um einen Tropfen Wasser; Andere stammelten mit matter Zunge die Gebete her, die sie gelernt hatten. Halbert wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte; er ritt durch die Ebene, um zu sehen, ob er vielleicht eine Spur von seinem Bruder Eduard unter den Leichen finden könnte. Die Engländer hinderten ihn nicht, denn sie waren immer noch mit der Verfolgung der versprengten Flüchtlinge beschäftigt. Halbert beschloß, zu warten, bis Murray mit seiner Schaar ein-

treffen würde. Schon riefen die Trompeten die Truppen von der Verfolgung ab. Er zog seine Reiter zusammen und nahm seine Stellung an einem Orte, welchen die Schotten beim Beginn des Gefechts inne gehabt und muthig vertheidigt hatten.

Unerwartet vernahm er das schwache Gewimmer eines Weibes. Als er sich ängstlich umschaute, sah er neben dem Leichnam eines Ritters ein weibliches Wesen, in einen Reitermantel gehüllt, sitzen. Sie drückte ein Kind an ihre Brust; die glänzende Rüstung des gefallenen Ritters bezeichnete einen Mann von Rang und Stand. Halbert stieg vom Pferd ab, gab dasselbe einem Lanzenträger, näherte sich dem weiblichen Wesen und fragte sie in mildem Tone, ob er ihr in ihrem Unglück beistehen könnte. Die trauernde Frau antwortete nicht, sondern war nur bemüht, mit zitternden Händen die Bänder des Visirs und Halskragens zu lösen. Endlich sprach sie im Tone des tiefsten Schmerzes: „Ach, er würde sich gewiß erholen, wenn ich ihm nur Luft schaffen könnte. Ich würde Alles darum geben, Ehre und Leben, wenn ich diese abscheulichen eisernen Bänder, die ihn ersticken, lösen könnte.“

Der Körper des Ritters lag leblos und ohne Athem da. Dennoch öffnete Halbert Glendinning das Visir, löste den Halskragen und erkannte zu seinem Erstaunen das bleiche Antlitz Julians von Avenel, der hier seinen letzten Kampf gekämpft und seinen kühnen und unruhigen Geist im Gefechte aufgegeben hatte.

In dem trauernden Weibe erkannte Halbert die unglückliche Katharina.

„Er ist heimgegangen,“ sagte er zu ihr.

„O nein, nein!“ rief sie, „er ist nicht todt! er ist nur ohnmächtig. Ich lag auch lange in Ohnmacht und doch erweckte mich seine Stimme, als er mir freundlich zurief: „Katharina blicke auf, aus Liebe zu mir! Ich weiß,“ fuhr sie fort, indem sie sich noch immer mit dem leblosen Körper beschäftigte, „ich weiß, daß Du mir nur Furcht machen willst, aber ich fürchte mich nicht. Sprich doch nur,“ fuhr sie in flehendem Tone fort, „und wenn es auch nur wäre, um mich zu schelten. Ach, das rauheste Wort, das Du mir je gesagt hast, würde mir so süß klingen wie das

sanfteste. O, hebt ihn doch auf! hebt ihn doch auf! um Gotteswillen! habt ihr gar kein Mitleid? Christie von Clinthill, Rowley und die Andern, ihr waret bei ihm, wenn es Festlichkeiten gab; aber jetzt im Gefecht seid ihr, treulose, falsche Seelen, von ihm gewichen."

"Ich wahrlich nicht!" sagte ein Sterbender, der sich mit Mühe auf dem Ellenbogen aufrichtete und den Halbert für Christie erkannte. "Ich bin keinen Fuß weit gewichen, aber ein Mann kann nur fechten, so lange er Athem hat, und der meine ist beinahe hin." Indem er die kriegerische Kleidung Glendinnings betrachtete, fuhr er fort: "Hast Du endlich auch den Helm genommen, junger Bursche? Die Haube ist besser, darunter zu leben, als zu sterben. Ich wünschte, das Schicksal hätte statt Deiner Deinen Bruder geschickt; er war sehr gut, aber Du bist wild und wirst auch ein solcher Bube werden, wie ich bin."

"Gott verhüte das!" sagte Halbert.

"Amen, Amen von ganzem Herzen!" stammelte Christie von Clinthill. Seine Seele war entflohen.

Die letzten Ereignisse hatten in Glendinning schmerzliche Gedanken erweckt; er versank in tiefes Nachsinnen und wurde erst wieder durch das Geräusch nahender Hufschläge zu seiner Pflicht erweckt. An dem Ruf: „Heiliger Georg für England!“ erkannte er die englischen Truppen. Die wenigen Leute, die ihm gefolgt waren, blieben zu Pferde und hielten ihre Lanzen in die Höhe, da sie keinen Befehl hatten, Widerstand zu leisten.

"Dort steht unser Führer," sagte Einer von ihnen, als Foster's Vortrab, ein starker Haufen Engländer, herbeikam.

"Euer Führer mag ein rechter Soldat sein," sagte der englische Anführer; „er hat im Angesicht des Feindes das Schwert in der Scheide. Nun, junger Mann, träumt Ihr noch immer, oder werdet Ihr mir antworten, ob Ihr fechten oder fliehen wollt?“

"Keins von Beiden," antwortete Halbert Glendinning in ruhigem Tone.

"Dann lege Dein Schwert ab und ergieb Dich!" gebot der Engländer.

"Nicht eher, als bis ich mir nicht anders helfen kann," entgegnete Halbert noch immer mit derselben Ruhe.

„Bist Du selbstständig, Freund, oder wem dienst Du?“ fragte der englische Anführer.

„Dem edlen Grafen von Murray.“

„Dann dienst Du dem unredlichsten Manne von der Welt, der falsch gegen England und Schottland ist,“ sagte der Südländer.

„Du lügst!“ entgegnete Glendinning, ohne die Folgen dieser Antwort zu bedenken.

„Wie? noch eben warst Du so kaltblütig und jetzt mit einem Male bist Du so hitzig? Ich lüge, wie? willst Du darauf mit mir kämpfen?“

„Mann gegen Mann oder auch gegen zwei, oder zwei gegen fünf, wie Ihr wollt!“ antwortete Halbert Glendinning, „aber ich muß Platz haben.“

„Den sollst Du haben, tretet zurück, Kameraden!“ sagte der Engländer, „wenn ich falle, so laßt ihn ungehindert mit seinen Reuten abziehen.“

„Lange lebe unser edler Hauptmann!“ riefen die Soldaten, welche begierig waren, dem Gefecht zuzuschauen.

In diesem Augenblick kam Foster mit einem beträchtlichen Reiterhaufen herbei, gerade, als sein alter Hauptmann im Kampfe mit dem kraftvollen jungen Mann sein Schwert verlor.

„Hebe es auf, alter Stawarth Bolton!“ sagte Foster, „und Du, junger Mann, sage, wer und was Du bist?“

„Ich bin vom Gefolge des Grafen von Murray,“ versetzte Glendinning, „und überbringe Euch seinen Willen; aber dort sehe ich den Vortrab seiner Reiter über die Hügel kommen und er wird selbst unterwegs sein.“

„Ordnet Euch, Leute!“ sagte Foster zu seinem Gefolge, „Ihr, die Ihr die Lanzen zerbrochen habt, ziehet die Schwerter! Wir sind zwar nicht zu einem zweiten Gefechte vorbereitet, wenn uns aber die dunkle Wolke, die dort über die Hügel nahe kommt, schlechtes Wetter bringt, so müssen wir es mit unsern zerrissenen Mänteln ertragen. Inzwischen, Stawarth, haben wir doch das Wild gefangen, auf welches wir Jagd machen. Dort bringen zwei Reiter den Piercie Shafton.“

„Wie? dieser Bursche ist Piercie Shafton ebenso wenig, wie ich,“

sagte Bolton, „er trägt zwar seine bunten Kleider, aber Piercie Shaston ist wenigstens zwölf Jahre älter als dieser erbärmliche Schelm.“

Jetzt ließ sich ein Trompetenstoß hören und sogleich erschien ein schottischer Herold und verkündete, der edle Graf von Murray wünsche in Ehren und Sicherheit eine Unterredung mit John Foster. Dieselbe sollte mitten unter ihren Leuten, mit sechs Gefährten von jeder Seite, stattfinden und zehn Minuten sollte freies Geleit zum Kommen und Gehen bewilligt werden.

„Jetzt kommt eine neue Plage,“ sagte der Engländer, „ich soll mit dem falschen Schotten reden, der es versteht, Ränke zu schmieden und einem biedern, ehrlichen Mann Staub in die Augen zu streuen! Wir bewilligen die Unterredung, Herold, und Ihr, Herr Knappe,“ fuhr er zu Glendinning gewandt fort, „ziehet mit Euren Leuten zu den Eurigen und folget dem Banner Eures Grafen! Ordnet unsre Leute, Stawarth Bolton, und machet Euch bereit, auf einen Wink vorzurücken. Jetzt marsch zu Euren Freunden, Herr Ritter! verweilet nicht unnöthiger Weise hier!“

Trotz diesem bestimmten Befehl konnte Halbert Glendinning nicht umhin, noch einen Blick auf die unglückliche Katharina zu werfen, welche noch immer am Boden lag, von den Hufen der Pferde bedroht. Als er sie aber noch ein Mal aufmerksam betrachtete, überzeugte er sich zu seiner Freude, daß auch das Leben von ihr gewichen sei und die Hufe der Pferde, unter denen er sie zurücklassen mußte, nur einen gefühllosen Leichnam beschädigen konnten. Aber er nahm das Kind aus ihren Armen. Als man sah, daß sich ein bewaffneter Mann mit einer so unnöthigen Last belud, ließ sich von allen Seiten ein so lautes Gelächter hören, daß Halbert sich fast schämte.

„Schultert Euer Kind!“ rief ihm ein Armbrustschütze zu.

„Das Kind gerade getragen!“ sagte ein Lanzenknecht.

„Schweigt, Ihr rohen Bursche!“ rief Stawarth Bolton, „achtet wenigstens an Andern die Menschlichkeit, wenn Ihr sie nicht selber hegt. Ich verzeihe jetzt dem jungen Burschen, daß er mich Grauen unehrerbietig behandelt hat, da er sich jetzt des hülflosen Geschöpfes annimmt, über das Ihr, wie über einen jungen Wolf, weggeritten wäret.“

Unterdessen hatten die Führer jeder Partei eine Unterredung auf einem Platze zwischen den Truppen, und der Graf richtete an den Engländer diese Worte: „Für wen haltet Ihr mich und den Grafen von Morton, Sir John, daß Ihr mit fliegenden Fahnen in Schottland einbrecht, Kämpfe beginnt und Gefangene macht, wie es Euch beliebt? Ist es wohl gethan, unser Land zu verheeren und unser Blut zu vergießen, nachdem wir Eurer Herrin so viel Dienste geleistet, so weit es die Treue und Pflicht gegen unsere eigene Herrscherin zuließ?“

„Alle Welt kennt Euch als einen verständigen und einsichtsvollen Mann, Mylord Murray,“ entgegnete Foster, „aber die letzte Woche habt Ihr mich stets durch Versprechungen hingehalten, den Piercie Shafton, der sich gegen meine Monarchin empört hat, zu verhaften, und Ihr habt Euer Wort nicht erfüllt.“

„Ist nicht Piercie Shafton in unserer Gewalt?“ fragte der Graf von Murray, „bedenkt wohl, daß Ihr ihn ohne Kampf nicht von hier fort-schaffen könnet, wenn ich nicht Schande davon haben soll.“

„Bei meiner Ehre!“ sagte ein Mann aus dem Haufen mit Namen George Keiger, „wir haben nicht nöthig, mit den schottischen Herren zu fechten, denn ich pflichte dem alten Stawarth Bolton bei, daß der Gefangene dort ebenso wenig der Piercie Shafton, wie der Graf von Northumberland ist; es wäre also nicht gerathen, wegen eines so unbedeutenden Gefangenen den Krieg zwischen zwei Ländern zu entzünden.“

„Laßt doch ein Mal den Gefangenen hierher bringen, aber in Frieden,“ sprach Foster, „wir wollen sehen, wer es ist?“

Es entstand ein allgemeines Gelächter, als der Gefangene herbei gebracht wurde, und man erkannte, daß er nicht nur keine Ähnlichkeit mit Piercie Shafton habe, sondern sogar ein verkleidetes Frauenzimmer sei.

„Reißt der Dirne den Mantel ab!“ sagte Foster, „und jagt sie zu den Troßbuben, wohin sie gehört!“

Murray selber konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er den Engländer so getäuscht sah; er gestattete aber nicht, daß der schönen Mül-



lerin, welche den Sir Piercie Shafton zum zweiten Male mit eigener Gefahr befreit hatte, irgend ein Leid zugefügt wurde.

„Ihr habt schon mehr Schaden zugefügt, als Ihr verantworten könnt,“ sagte der Graf, „ich kann unmöglich gestatten, daß man dem jungen Frauenzimmer nur ein Haar krümmt.“

Morton führte hierauf Sir Foster auf die Seite und redete ihn mit folgenden Worten an:

„John Foster, es wundert mich, daß ein Mann, wie Ihr, nicht weiß, daß, wer Etwas von der Königin Elisabeth hofft, dies durch nützliche Dienste erlangen kann, nicht aber dadurch, daß er schädliche Streitigkeiten mit ihren Nachbarn anfängt.“

„Es ist ein verwünschter Handel“ sagte John Foster, indem er das Haupt auf die Brust sinken ließ, „ich werde für meine Arbeit wenig Dank ernten.“

Er ritt darauf zu Murray und erklärte, er habe sich aus Achtung gegen die anwesenden Lords entschlossen, mit seiner Macht den Rückzug anzutreten und nichts weiter zu unternehmen.

„Halt, Sir John Foster!“ rief Murray, „ich kann Euch nicht so ruhig abziehen lassen. Ihr müßt mir Jemand als Bürgen stellen, daß der Schaden, den Ihr uns zugefügt habt, vollständig ersetzt werde.“

„Nie soll man in England sagen,“ versetzte Foster, „daß ich wie ein Ueberwundener Pfänder und Bürgen stelle, wo ich gesiegt habe. Doch,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „wenn Stawarth Bolton freiwillig bei Euch bleiben will, so kann ich es nicht hindern.“

„Wir wollen uns nun nach dem Kloster zur heiligen Jungfrau verfügen,“ sprach der Graf, „und sehen, wie die Sachen dort stehen. Glendinning, gib Acht auf dieses Frauenzimmer und nimm sie in Schutz! Was hast Du aber denn in dem Arm, Mann? Ein kleines Kind? An welchem Orte und zu welcher Zeit gefunden?“

Halbert Glendinning erzählte die Geschichte. Der Graf griff sogleich nach der Stelle, wo Julian von Avenel lag, von den Armen seiner un-

glücklichen Gefährtin umschlungen, gleich einem Eichbaum, den der Sturm sammt den Ranken, die sich um ihn geschlungen, entwurzelt hat.

„Vorwärts nach dem Kloster,“ rief der Graf noch ein Mal, „gieb das Kind dem weiblichen Reiter, daß er dafür Sorge, Glendinning! Laß den Todten keine Beschimpfung zufügen und weise die Leute an, sie entweder zu begraben oder wegzubringen. Vorwärts, Ihr Herren!“

Die Flüchtlinge brachten schnell die Nachricht von der verlorenen Schlacht nach dem Dorfe und dieselbe erregte die größte Bestürzung unter den Bewohnern. Der Sakristan und einige Mönche riethen, zu fliehen, und der Schatzmeister gab den Rath, man solle den englischen Befehlshaber mit dem Kirchensilber bestechen; der Abt allein blieb unerschüttert und voll Muth.

„Seid guten Muths, meine Kinder,“ sagte er, „Ihr sollt heute mit Hülfe des Himmels sehen, daß Euer Vater und Abt seinem hohen Amte keine Schande macht. Geht auf Eure Zellen, meine Kinder, und verrichtet Eure Andacht, legt Eure Festgewänder an und macht Euch bereit, in feierlichem Zuge dem Feind entgegenzugehen, sobald die große Glocke seine Annäherung verkündet! Laßt die Kirche öffnen, damit diejenigen unserer Lehnsleute Zuflucht finden, welche die Rache des Feindes zu fürchten haben, weil sie in dem unglücklichen Treffen dienten. Wenn der Ritter Sir Piercie Shafton der Schlacht entronnen ist, so sagt ihm...“

„Hier bin ich, ehrwürdiger Abt,“ entgegnete Piercie Shafton „und, wenn Ihr es verlangt, will ich die Truppen, die dem Gefecht entronnen sind, wieder sammeln und den Widerstand auf's Neue beginnen. Ihr seht mich bereit, alle Freiwilligen anzuführen und den Engländern, obgleich sie meine Vasallen sind, die tapferste Gegenwehr zu leisten, wie nur ein sterblicher Mensch es vermag.“

„Ich danke Euch, Herr Ritter, und zweifle nicht, daß Ihr Euer Wort halten würdet, allein der Himmel will nicht, daß wir durch sterbliche Waffen befreit werden; wir sind zur Duldung und nicht zum Widerstande ausersehen und dürfen nicht das Blut unserer Brüder vergeblich verschwenden. Sie haben den Befehl von mir erhalten, Schwert und Speer abzulegen. Den Männern meines Amtes ziemt nicht fruchtloser Widerstand, Gott und

unsere Jungfrau haben unseren Fahnen den Segen nicht ertheilt. Genug, es ist unser Wille, nicht länger mit irdischen Waffen zu kämpfen. Wir Geistlichen wollen den Weltlichen lehren, wie man kaltblütig stirbt, die Hände nicht zum Widerstand, sondern zum Gebet erhoben, die Herzen nicht von Haß, sondern von christlicher Liebe und Milde erfüllt, die Ohren nicht von dem Klange kriegerischer Instrumente betäubt, mit kaltem Blut, zur Versöhnung und nicht zur Rache gestimmt, und die Stimmen erhoben zum Lobgesang Gottes!"

„Herr Abt,“ sagte Piercie, „dies Alles hilft meiner Mysia nichts und dieselbe werde ich nicht verlassen, so lange der goldene Griff und die gute Klinge meines Schwertes halten. Ich hatte ihr nicht befohlen, uns in das Feld zu folgen, aber, wenn ich nicht irre, sehe ich sie in Pagenkleidern im Nachtrabe.“

„Wenn Ihr die Person, an welcher Ihr so großen Antheil nehmt, aufsuchen wollt,“ sagte der Abt, „so fragt in der Kirche nach ihr, wo alle unsere hilflosen Vasallen eine Zuflucht gefunden haben. Aber darauf könnt Ihr Euch verlassen, Sir Piercie Shafton, daß es den Untergang der ganzen Bräderschaft herbeiführen würde, wenn Ihr Widerstand versuchen wörltet. Verlaßt uns, mein Sohn, und Gott schütze Euch.“

Nachdem Piercie Shafton fortgegangen war und der Abt sich eben in die Zelle begeben wollte, meldete man ihm, eine unbekanntc Person ver- lange eine Unterredung mit ihm. Als diese erschien, erkannte der Abt zu seinem Erstaunen Heinrich Warden und rief ihm bei seinem Eintritt zornig entgegen: „Kommst Du in der Hoffnung, Dich über das Glück Deiner verworfenen Sekte zu freuen?“

„Schweig, William Allan,“ sagte der protestantische Prediger in würdigen Tone, „ich komme nicht aus dieser Ursache. Du hast mich vor kurzer Zeit mit Gefahr Deiner Würde und sogar mit Gefahr Deines Gelübdes bei Deiner Sekte geschützt. Jetzt ist unsere Partei im Vortheil und ich kam nur in das Thal hinab, um meine Pflicht gegen Dich zu erfüllen.“

„Ich verwerfe Deine Vermittelung,“ erwiderte der Abt in stolzem Tone, „die Würde, zu welcher mich die Kirche erhoben, hat selbst in den Zeiten des höchsten Glückes meine Brust nicht so stolz erheben können wie in dieser

Noth. Ich verlange nichts von Dir, als die Versicherung, daß ich Dir durch meine Absicht nicht Anlaß gegeben habe, eine Seele von der wahren Lehre abzuwenden.“

„Ich will aufrichtig gegen Dich sein, William Allan,“ entgegnete der Protestant, „ich habe mein Versprechen gehalten und meine Zunge gehindert, Gutes zu predigen; aber dennoch hat es dem Himmel gefallen, das Fräulein Maria von Avenel zu meinem Glauben zu bekehren.“

„Unglücklicher Mann!“ rief der Abt, ohne seinen Zorn zu bekämpfen, „Du rühmst Dich gegen den Abt des Klosters zur heiligen Jungfrau, daß Du die Seele eines Bewohners des Heiligthums unserer lieben Frau auf den Pfad des Irrthums verleitet hast?“

Die Unterredung, welche in einen heftigen Streit auszuarten drohte, wurde hier durch den dumpfen Klang der großen Klosterglocke unterbrochen; dieser Schall, der bisher nur Ungewitter zerstreut und böse Gewitter verjagt hatte, kündigte jetzt die Gefahr an, gegen welche es keinen Schutz gab. Der Abt wiederholte seinen Befehl, daß sich alle Brüder im Chor versammeln und zu einem feierlichen Zuge ordnen sollten; dann stieg er auf einer geheimen Treppe in den Klosterthurm, wo er noch den Sakristan traf, der die große Glocke geläutet hatte. Der Abt schaute nach der Straße, die sich von Süden her nach dem Kloster hinzog und bemerkte in der Ferne Staubwolken, dann vernahm er Hoßgetrappel und sahe zuweilen Speere bewaffneter Männer blitzen.

„O, über meine Schwäche,“ sagte der Abt Eustachius, indem er sich die Thränen trocknete, „mein Gesicht ist zu schwach, die Bewegungen des Feindes zu beobachten;“ dann wendete er sich zu dem jungen Novizen, der an seine Seite getreten war, mit den Worten: „Schau Du hin, mein Sohn Eduard, und sage mir, was für Feldzeichen sie tragen?“

„Es sind Schotten! das sehe ich an ihrem weißen Kreuze,“ rief Eduard Glendinning, „vielleicht sind es die westlichen Grenzhüter.“

„Schau nach dem Banner! welches Wappenbild trägt es?“ fragte der Abt.

„Es ist das Wappen von Schottland: der Löwe mit der Mähne,

durch drei Balken getheilt," sagte Eduard, „sollte es die königliche Fahne sein?“

„O nein," entgegnete der Abt, „es ist das Banner der Grafen von Murray.“

„Dann wird er uns wenigstens vor der Gewalt der Männer aus dem Süden schützen, mein Vater," meinte Eduard.

„Ja, mein Sohn, er wird uns schützen, wie der Schäfer das Lamm vor dem Wolfe schützt, um es später zu seinem Mahl zu schlachten. O, mein Sohn, es hangen schwere Zeiten über uns. Man bricht über die Mauern unsers Heiligthums ein, Dein Bruder ist von seinem Glauben abgefallen und Murray hegt die Absicht, seine Dienste durch die Hand Mariens von Avenel zu belohnen. Er wagt Alles, was zu seinem Plane paßt. Das feste Schloß Avenel bedarf eines Wächters, der ihm ergeben ist und der Unterschied der Geburt kümmert ihn dabei nichts. Aber weine nicht um Deinen abtrünnigen Bruder und laß Deinen Muth nicht sinken. Siehe, ich weine auch nicht, obgleich mir ein großer Verlust bevorsteht. Blicke auf diese Thürme, wo Heilige wohnten und Helden begraben liegen! Erst vor Kurzem wurde ich zum Hirten der Herde berufen, die sich seit dem ersten Lichte des Christenthums hier aufhielten, und heute werde ich als der letzte dieser heiligen Gemeine verzeichnet werden. Laß uns herabsieigen und unserem Schicksal entgegen gehen, sie nähern sich schon dem Dorfe.“

Der Abt stieg herab, alle Glocken des Klosters vermischten sich jetzt mit dem Klange der Hauptglocke; unter Thränen und Gebet stellten sich die Mönche zum Zuge auf.

„Es ist gut, daß unser Vater Bonifaz sich in das Tiefland zurückgezogen hat," sagte Vater Philipp, „er würde diesen Tag gewiß nicht überlebt haben.“

Einige Minuten später öffnete sich die große Klosterpforte und die Prozession bewegte sich langsam und feierlich. Vorauf Kreuze, Fahnen, Kelche, Reliquienkasten und Weihrauchkessel; die Brüderschaft in langem feierlichen Zuge in schwarzen Gewändern mit weißen Skapulieren, die ver-

schiedenen Klosterbeamten mit ihren besonderen Amtszeichen; in der Mitte ging der Abt, von seinen vornehmsten Gehülften umgeben. Er trug Festkleidung und schien so ruhig und unbefangen, als ob er an einem gewöhnlichen Fest Theil nehmen sollte. Ihm folgten die niederen Klosterbeamten, die Novizen in ihren weißen Gewändern und die weltlichen oder Laienbrüder. Die folgenden Weiber und Kinder trauerten laut um die Verwüstung ihres alten Heiligthums. Alle bewegten sich geordnet vorwärts und nur wenn der Gesang der Mönche zuweilen verstummte, vernahm man Klagen und Jammerlaute.

So gelangte der Zug endlich auf den kleinen Platz des Dorfes, der durch ein altes Kreuz, das Geschenk eines alten schottischen Königs, geziert war; dicht neben diesem Kreuze stand eine Eiche, das Versammlungszeichen der Dorfbewohner, welches mit besonderer Verehrung betrachtet wurde.

Die Mönche stellten sich rund um dieses Kreuz; unter den Ueberresten des alten Baumes sammelten sich die Alten, Schwachen und Muthlosen. Nachdem sich Jeder an seinem Platze aufgestellt hatte, erfolgte tiefe, feierliche Stille, der Gesang der Mönche verstummte, ebenso wie die Klagen der Laien und Alles erwartete schweigend und ängstlich die Ankunft der gefürchteten Truppen.

Endlich ließ sich das Geräusch von Hufschlägen hören und man sah Waffen durch die Bäume jenseits des Dorfes schimmern. Bald sah man deutlich den heranrückenden Zug der Kriegerschaar. Zwei und Zwei, zogen sie langsam durch den Eingang des Dorfes nach dem Platze in der Mitte, mit einer vierfachen Reihe. Während der Pause befahl der Abt der Bruderschaft, den feierlichen Gesang anzustimmen: „Aus der Tiefe ruf ich zu Dir.“ Er blickte dabei die Bewaffneten an, um zu erfahren, welchen Eindruck die feierlichen Töne hervorbrächten; aber auf den meisten Gesichtern zeigte sich Veringschätzung und stumpfe Fühllosigkeit, denn sie waren schon zu lange an das Kriegswesen gewöhnt, als daß eine solche Feierlichkeit sie hätte begeistern können.

„Ihre Herzen sind verhärtet,“ sagte der Abt, „es bleibt uns noch übrig, zu erfahren, ob die Herzen der Führer es ebenfalls sind.“

Die Anführer kamen unterdessen langsam herbei. An der Spitze einer auserlesenen Schaar ritt Murray, in ein Gespräch mit Morton vertieft, an welchem auch der Prediger Heinrich Warden Theil nahm; Halbert Glendinning befand sich im Gefolge.

„Ihr habt also den festen Entschluß,“ fragte Morton, „die Erbin von Avenel nebst allen ihren Ansprüchen dem namenlosen jungen Mann zu übergeben?“

„Hat Euch Warden nicht gesagt,“ entgegnete Murray, „daß sie zusammen erzogen sind und sich von Kindheit an geliebt haben?“

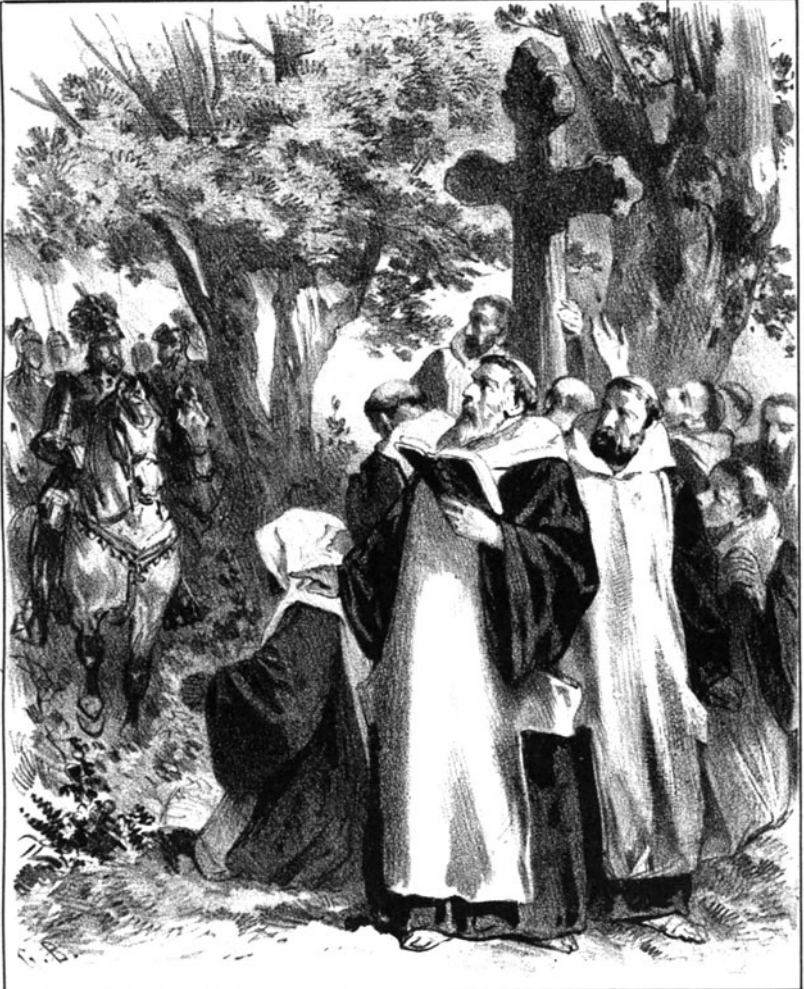
„Und Beide,“ fügte Warden hinzu, „sind auf wunderfame Weise in den Schoß unserer Kirche gebracht worden. Ich habe bei meinem Aufenthalt zu Glendearg dies Alles erfahren.“

„Erklärt Euch deutlich, Mylord,“ fragte Morton abermals, „wollt Ihr das Schloß von Avenel lieber in den Händen eines Mannes sehen, der seinen Namen blos Eurer Hülfe und Gnade verdankt, oder in den Händen eines Verwandten von mir, eines Douglas?“

„Ich habe in dieser Sache nichts gethan, was Euch kränken könnte, Mylord,“ jagte Murray. „Der junge Glendinning hat mir wichtige Dienste geleistet und wird mir noch ferner anhängen. Ich versprach es ihm schon bei Lebzeiten Julians von Avenel, als er auf nichts rechnen konnte, als auf die Hand des Mädchens; aber Ihr dachtet erst an die Heirath von Verwandten, als Julian schon todt auf dem Schlachtfelde lag und Ihr sein Land für eine gute Beute hieltet. Bedenket wohl, Mylord, daß Ihr Eurem Verwandten keinen guten Dienst erweist, wenn Ihr eine Braut für ihn begehrt, die unter niedriger Umgebung aufgewachsen. Von ihrer Herkunft abgesehen, ist dieses Mädchen blos eine Bauerndirne, und Ihr werdet hoffentlich mehr Achtung vor der Ehre der Douglas hegen.“

„Die Ehre der Douglas wird durch mein Benehmen keiner Gefahr ausgesetzt,“ erwiderte Morton; „aber die Ehre aller alten Familien leidet so gut wie die der von Avenel, wenn sich Bauern mit dem Blute unserer alten Barone vermischen dürfen.“

„Das ist ein leeres Geschwätz,“ entgegnete Lord Murray, „in unseren



Die Mönche stellten sich rund um dieses Kreuz.



Zeiten sieht man mehr auf den Mann als auf den Stammbaum. In Zeiten der That werden aus Fürsten Bauern und aus Bauern Barone. Alle Familien sind von einem gemeinen Mann entsprungen und wohl ihnen, wenn sie sich nicht von der Tugend entfernen, durch welche sie früher aus der Dunkelheit erhoben wurden.“

Warden machte von der Freiheit Gebrauch, welche die protestantischen Geistlichen schon früher besaßen und unterbrach das Gespräch, welches peinlich und hitzig zu werden drohte.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich muß mit der Kühnheit meines Meisters erklären, daß es eine Schande wäre, wenn zwei Edelleute, die das Werk der Reformation so ernstlich förderten, sich um solche Kleinigkeiten streiten wollen. Bedenket wohl, wie lange Ihr einstimmig gehandelt, wie Ihr einträchtig das Werk der Kirche gefördert habt! Wollt Ihr jetzt wegen eines alten Schlosses und einiger nackten Hügel, wegen der Wahl eines gemeinen Lanzenträgers, wegen eines Mädchens, das in gleicher Dunkelheit erzogen wurde, oder wegen noch unbedeutenderer Fragen Euch entzweien?“

„Der Mann hat Recht, edler Douglas,“ sagte Murray, indem er ihm die Hand reichte. „Für die gute Sache ist unsere Eintracht zu wichtig, als daß wir sie durch längeren Zwist stören sollten. Ich bin entschlossen, dem Glendinning zu willfahren und er hat mein Versprechen. Die Kriege, an denen ich Theil genommen habe, haben manche Familie in's Elend gestürzt: ich will nun wenigstens versuchen, ob ich nicht eine beglücken kann. Es giebt in Schottland noch Mädchen von guter Familie genug und ich verspreche, edler Verbündeter, daß Euer junger Verwandter eine reiche Frau bekommen soll. Doch wir sind nun dicht an dem Dorfe und der stolze Abt ist an der Spitze seiner Heerde ausgezogen. Du hast seine Sache gut vertheidigt, Warden, sonst hätte ich ihm das ganze Nest zerstört und die Brut verjagt.“

„Ihr thatet Recht,“ sagte Warden, „denn dieser William Allan, der als Abt Eustach genannt wird, würde uns in seinem Unglück mehr schaden, als in seinem Glück. Ihr könnt ihm nicht so viel auflegen, als er zu tragen vermag, und je mehr er duldet, desto mehr macht er den Einfluß

seiner Fähigkeiten und seines Muthes geltend. An der Spitze seiner Kloster-  
gemeinde sieht man ihn neidisch und mißgünstig an. Aber laffet ihn nur  
erst als unterdrückten Verfolgten durch das Land ziehen, so werden seine  
Beredtsamkeit und seine Geduld mehr Herzen von unserer Sache abziehen,  
als alle Aebte von Schottland in den letzten hundert Jahren vermochten.“

„Still,“ sagte Morton, „und wenn er sein Leben lang predigte, so  
würde er doch nicht so viele Menschen und Lanzen in Bewegung bringen,  
als das reiche Kloster in einem Tage zu stellen vermag. Wir leben nicht  
mehr zur Zeit Peters des Einsiedlers, wo Mönche im Stande waren, eng-  
lische Armeen nach Jerusalem zu schicken. Gold und Thaten sind jetzt am  
mächtigsten. Hätte Julian von Avenel heute mehr Mannschaft gehabt, so  
würde John Foster einen andern Empfang erhalten haben. Ich bleibe  
dabei: man reißt den Mönchen die Fangzähne aus, wenn man ihnen ihre  
Einkünfte nimmt!“

„Er soll schon bluten,“ meinte Murray. „Wenn er seine Pfründe  
behalten will, so muß er wenigstens den Ritter Piercie Shafton ausliefern.“

Von dem zahlreichen Gefolge begleitet, welches stattlich mit den hohen  
Federbüscheln und glänzenden Rüstungen einherrscht, erreichten beide Männer  
den Marktplatz. Murray sowohl wie Morton, namentlich aber der Erstere,  
der mit dem Königshause verwandt war, hielten ein Gefolge, welches nicht  
geringer war, als das der schottischen Könige. Als sie den Marktplatz  
erreichten, verließ ein Herold den Zug und richtete folgende Worte an die  
Mönche:

„Bringet dem Abt des Klosters zur heiligen Jungfrau den Befehl,  
er solle vor dem Grafen von Murray erscheinen!“

„Der Abt zum Kloster der heiligen Jungfrau,“ antwortete der Abt,  
„steht innerhalb des Klostergebiets über jedem weltlichen Lord: wenn der  
Graf von Murray ihn zu sprechen wünscht, so mag er zu ihm kommen!“

Als Murray diese Antwort hörte, sah man ein Lächeln des Zorns  
über sein Gesicht ziehen; dennoch stieg er vom hohen Rosse und ging, von  
Morton und Andern gefolgt, auf die Mönche zu, die sich um das Kreuz  
versammelt hatten. Als sie den mächtigen und gefürchteten Lord erblickten,

schiene sie Alle von Schrecken befallen. Aber der Abt warf ihnen einen Blick zu, worin sich zu gleicher Zeit Unzufriedenheit und Aufmunterung kund gab. Wie ein tapferer Anführer, der seine eigene Tapferkeit zeigt, um seine muthlosen Anhänger zu ermuntern, trat er aus ihren Reihen hervor und sprach:

„Vord James Stuart oder Graf von Murray, wenn dies Dein Titel ist, ich, Eustachius, Abt des Klosters zur heiligen Jungfrau, frage Dich, mit welchem Rechte Du unser friedliches Dorf mit bewaffneten Haufen erfüllst und unsere Brüder einschließt. Wenn Ihr Gastfreundschaft suchet, so haben wir diese noch keinem Bittenden versagt; wenn Ihr aber auf Gewaltthaten gegen friedliche Geistliche sinnt, so saget uns wenigstens, unter welchem Vorwande und zu welchem Zwecke dies geschieht!“

„Zu einer andern Zeit und gegen einen geringeren Mann, als ich bin, würde sich Eure Sprache besser passen, Herr Abt,“ entgegnete Murray. „Wir sind nicht hier, ein Verhör vor Euch zu bestehen; Ihr habt den Frieden gebrochen, denn Ihr stellt Eure Vasallen unter Waffen und rieft die Lehnsleute der Königin; dabei sind viele Menschen getödtet, viel Unruhe erregt worden, und es kann Euch vielleicht Englands Freundschaft kosten.“

„Es ist wie in der Fabel,“ versetzte der Abt in zornigem Tone, „der Wolf klagt das Schaf an, daß es den Fluß trübe, aus dem es trinkt, obgleich es unterhalb steht; es ist nur ein Vorwand, es zu verschlingen. Habe ich die Lehnsleute der Königin aufgerufen? Ja, das that ich, um das Land der Königin gegen Fremde zu vertheidigen. Ich that dabei meine Pflicht, und mich dauert nur, daß der Erfolg nicht besser war.“

„War es etwa auch eine Pflicht von Euch, einen Verräther und Empörer gegen die Königin von England aufzunehmen und einen Krieg zwischen Schottland und England entzündend?“ fragte Murray.

„In meiner Jugend war es eben nichts Unerhörtes, einen Krieg mit England zu entzünden,“ erwiderte der Abt, noch immer in unerschrockenem Tone, „in jener Zeit war auch nicht bloß ein Abt durch sein Amt selber zur Gastfreundschaft gegen Jedermann verpflichtet, sondern der ärmste

Bauer in Schottland würde sich geschämt haben, Furcht vor England vorzuschütten, wenn es galt, einen verfolgten Flüchtling aufzunehmen. Allerdings sahen die Engländer in jenen alten Zeiten das Angesicht eines schottischen Edelmanns auch nicht anders, als mit einem Bisir.“

„Diese Grobheit wird Dir wenig helfen, Mönch,“ sagte der Graf von Morton. „Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo römische Priester ungestraft tapfern Edelleuten Trost bieten konnten. Gebt uns den Piercie Shafton heraus, oder Ihr sollt bei meines Vaters Helm das Kloster in Flammen stehen sehen.“

„Dann werden die Trümmer auf die Gräber Deiner eigenen Ahnen fallen, Lord Morton. Mag der Ausgang sein, wie Gott will, so wird der Abt des Klosters zur heiligen Jungfrau doch Niemand ausliefern, dem er seinen Schutz versprochen hat.“

„Besinne Dich, Abt, und treibe uns nicht auf das Aeußerste!“ rief Murray. „Wenn die Hände unserer rohen Kriegerleute nach dem Engländer suchen müssen, so werden sie in den Zellen und an den heiligen Orten schlimm wirthschaften.“

„Das habt Ihr nicht nöthig!“ rief jetzt eine Stimme aus der Menge und der Schönredner trat mit großer Anmuth vor die Grafen und sagte, indem er seinen Mantel abwarf: „Weg mit der Wolke, welche Shafton umhüllt! seht in mir, Mylords, den Ritter von Wilberton, der Euch die Schuld ersparen will, das Heiligthum zu entweihen!“

„Ich protestire vor Gott und Menschen gegen jede Verletzung dieses Hauses, welche stattfindet, wenn Ihr die Person dieses edlen Ritters ergreift,“ sagte der Abt. „Wenn noch irgend Muth in Schottlands Parlament zu finden ist, so werden wir Euch außerdem noch zur Rechenschaft ziehen, Mylords.“

„Sparet Eure Drohungen,“ sprach Murray, „ich habe nicht eine so schlimme Absicht gegen Sir Piercie Shafton, wie Ihr vielleicht glaubt; Herold, er soll unser Gefangener auf Gnade und Ungnade bleiben.“

„Ich übergebe mich selbst,“ sagte der Ritter, „aber ich behalte mir das Recht vor, den Lord von Murray und den Lord von Morton zum

Zweikampf zu fordern, da ein Edelmann von einem Andern Genugthuung verlangen darf.“

„Ihr werdet nicht auf Männer zu warten haben, die Ausforderungen annehmen, Herr Ritter,“ versetzte Morton, „aber Ihr braucht Eure Augen nicht auf Männer zu erheben, die weit über Euch stehen.“

„Und wo wären so außerordentliche Kämpen zu finden, deren Blut reiner wäre, als das eines Piercie Shafton?“ fragte der englische Ritter.

„Der will hoch hinaus, Mylord,“ rief Murray.

„So hoch wie eine wilde Gans,“ sagte Stawarth Bolton, welcher jetzt vor die Front des Trupps trat.

„Wer spricht so kecke Worte?“ rief der Ritter, vor Zorn erröthend.

„Sei still, Männchen!“ sagte Bolton, „Dein Großvater mütterlicherseits war ja weiter nichts, als der Schneider, der alte Kreuzstich von Holberneß. Meinst Du etwa, wir hätten das vergessen, weil Du ein mißgerathenes Kind bist, das seine eigene Familie verachtet; weil Du in unbezahlem Sammet und Seide prunkst und mit galanten Herrn umgehst? Deine Mutter Molli Kreuzstich war das hübscheste Mädchen in der ganzen Gegend und heirathete den wilden Shafton von Wilverton, der mit Piercie von der linken Seite verwandt sein soll.“

„Reicht doch dem Ritter ein geistiges Getränk!“ sagte Morton, „er ist von solcher Höhe herabgefallen, daß er sich nicht wieder erholen kann.“

In der That sah Piercie Shafton aus, als ob ihn der Blitz getroffen hätte. Keiner der Gefangenen, nicht einmal der Abt selbst, konnte sich des Lächelns enthalten, als er Piercie's bestürztes und erstauntes Gesicht ansah.

„Lacht nur, Ihr Herren,“ sagte er endlich, „Ihr beleidigt mich nicht; ich möchte nur wissen, wie dieser Mann, der dort so laut lacht, den unglücklichen Fleck in meiner tadellosen Abstammung entdeckt hat, und zu welchem Zweck er ihn hier veröffentlicht.“

„Ich soll ihn bekannt gemacht haben?“ fragte Halbert Glendinning verwundert, denn an ihn hatte sich der Ritter mit seiner Anrede gewendet; „ich habe selber bis auf diesen Augenblick nicht das Geringste gewußt.“

„Wie?“ fragte der Ritter, immer mehr erstaunt; „habt Ihr es nicht jenem alten rauhen Krieger mitgetheilt?“

„Beim Himmel, nein,“ sagte Bolton; „ich sehe den jungen Menschen heute zum ersten Mal in meinem Leben.“

„Nein,“ rief Frau Glendinning, welche jetzt aus dem Trupp hervortrat, „Ihr habt ihn schon gesehen: dies ist der tapfere Bolton, mein Sohn, dem wir unser Leben verdanken; wenn er in das Gefängniß gehen muß, wie wahrscheinlich ist, so biete Deinen Einfluß bei dem edlen Lord auf, damit Du dem Freunde und Tröster einer Wittwe nützlich werdest!“

„Und Frau Glendinning,“ sagte Bolton, „seit wir uns gesehen haben, hat Deine Stirn, ebenso wie die meine, manche Falte bekommen, aber Deine Zunge hat sich besser gehalten wie Dein Arm. Dein Sohn hat mir heute Morgen tüchtig zu schaffen gemacht. Der Schwarzkopf ist ein wackerer Soldat geworden, wie ich vorausgesehen habe. Aber wo ist denn der blonde Bube?“

„Ach,“ entgegnete die Mutter mit niedergeschlagenen Blicken, „Eduard hat das Ordenskleid genommen und ist ein Mönch dieses Klosters geworden.“

„Ein Mönch und ein Soldat; Beide haben einen schlechten Handel gemacht, meine gute Frau. Es wäre besser gewesen, Einer wenigstens wäre ein guter Schneider geworden, wie der alte Kreuzstich von Holberneß. Früher habe ich Euch ein Mal um die beiden schönen Kinder beneidet, aber jetzt möchte ich weder den Soldaten, noch den Mönch zu meinem Sohne haben; der Soldat kommt im Felde um und der Mönch führt ein kümmerliches Klosterleben.“

„Wo ist denn Eduard, liebe Mutter?“ fragte Halbert; „kann ich ihn nicht sprechen?“

„Er hat uns eben verlassen und richtet eine Botschaft vom Lord Abt aus,“ antwortete Vater Philipp.

„Und wo ist Marie, theure Mutter?“ fragte Halbert weiter.

Marie von Avenel stand in der Nähe und bald entfernten sich die Drei von der Menge und unterhielten sich gegenseitig über ihr Schicksal.

Während die untergeordneten Personen sich mit einander unterredeten,

hatte der Abt eine ernsthaftige Verhandlung mit den beiden Grafen; er gab zum Theil ihrem Verlangen nach, andererseits verteidigte er sich geschickt und berebt; so kam ein Vergleich zu Stande, wodurch das Kloster in keine schlimmere Lage versetzt wurde. Nachdem die Sache ausgeglichen war, bat der Abt um Schonung für Piercie Shafton.

„Es ist allerdings ein Phantast und ein Thor,“ sagte er, „aber doch auch ein gut gesinnter Mann, und Ihr habt ihn heute tiefer verletzt, als wenn Ihr ihm einen Dolch in das Herz gestoßen hättet.“

„Eine Nadel, Herr Abt, meint Ihr wohl,“ sagte der Graf von Mor-ton, „ich denke, es wäre wenig Ehre zu gewinnen, wenn wir ihn der Kö-nigin Elisabeth ausliefern wollten; aber er muß wohin gebracht werden, wo er keinen Schaden mehr anstiften kann. Bolton und unser Herold mögen ihn nach Dunbar bringen und dann nach Flandern einschiffen. Dort kommt er ja und eine Frauensperson an seiner Seite.“

„Ihr Lords und Ihr anderen Herren,“ hob der englische Ritter in feierlichem Tone an, „macht Platz für die Gemalin des Piercie Shafton. Ich wollte dies Geheimniß nicht eher bekannt machen, als bis das Schicksal verrieth, was ich vergebens geheim zu halten suchte.“

„Das ist ja Mysia Happer, die Müllerstochter,“ sagte Tibb Tacket; „dieser stolze Piercie ist doch sehr bescheiden geworden.“

„Ja, es ist die liebenswürdige Mysia,“ entgegnete der Ritter, „und die Verdienste, die sie sich um ihren ergebenen Diener erworben hat, verdienen noch einen höheren Rang, als ich ihr geben kann.“

„Aber wahrscheinlich wäre die Müllerstochter keine Lady geworden, wenn der Ritter nicht der Enkel eines Schneiders gewesen wäre,“ meinte Murray. „Doch wir haben ganz andere Dinge zu thun: ich muß sehen, daß Warden den Halbert Glendinning mit Marie von Avenel traut, und dann will ich ihn in Besitz von dem Schlosse seines Weibes setzen. Dies wird am besten geschehen, ehe unsere Truppen diese Gegend verlassen.“

„Und ich,“ sagte der Müller, „möchte auch gern solches Korn zum Mahlen bringen; von den guten Vätern wird doch einer willig sein, meine Tochter mit ihrem Bräutigam zu trauen.“

„Diese Förmlichkeit ist nicht nöthig,“ sagte Shafton, „denn sie ist schon vollzogen worden.“

„Man ist aber sicherer, wenn es noch ein Mal geschieht,“ meinte der Müller. „Es kommt ja auch vor, daß ich das Mahlgeld für den nämlichen Sack zwei Mal nehme.“

„Der Abt bietet uns seine Gastfreundschaft in dem Kloster an, meine Lords,“ rief Murray; „ich dünke, wir Alle, auch Sir Piercie Shafton, verfügen uns dorthin. Ich will das Fräulein von Avenel gern kennen lernen und morgen bei ihr Vaterstelle vertreten. Ganz Schottland soll Zeuge sein, wie Murray einen treuen Diener belohnt.“

Marie von Avenel und ihr Geliebter trafen nicht mit dem Abte zusammen, sondern verweilten in einem Bauernhause, bis am folgenden Tage ihre Hände in Gegenwart der beiden Grafen durch den protestantischen Prediger verbunden wurden. An demselben Tage reiste Piercie Shafton mit seiner Braut ab und wurde nach der Küste geleitet, um nach den Niederlanden eingeschifft zu werden. Beim Anbruch des folgenden Tages brachen die Truppen der Grafen nach dem Schlosse Avenel auf, wo der junge Ritter ohne Hinderniß mit dem Eigenthum seines Weibes belehnt wurde.

Als Marie von dem alten Schlosse ihrer Vorfahren Besitz nahm, blieb jenes Zeichen nicht aus, welches sich an jedes merkwürdige Ereigniß in der Familie knüpfte. Tibb Tacket und Martin, welche ihre junge Herrschaft begleitet hatten, um bei ihr zu bleiben, sahen dieselbe kriegerische Gestalt, die sich schon zu wiederholten Malen in Glendearg gezeigt hatte. Diese Gestalt bewegte sich vor dem Zuge her, als derselbe durch den langen Gang schritt, blieb bei jeder Zugbrücke stehen; als sie unter dem düstern Thorweg angelangt waren, über dem das Wappen des Hauses von Avenel prangte, winkte sie frohlockend mit der Hand und verschwand. Die beiden treuen Diener erzählten dies nur der Frau Glendinning, welche ihren Sohn begleitet hatte, um voll Freude zu sehen, wie er seinen Platz unter den Baronen des Landes erhielt.

Während dieser Ereignisse hielt sich Eduard in dem väterlichen Thurm



zu Glendearg verborgen. Der gütige Abt hatte ihn dorthin gesandt, unter dem Vorwande, er solle einige Papiere, welche der Abtei gehörten, in Sicherheit bringen. Bald darauf verließ er das Haus und wandelte das Thal entlang. Bei Sonnenuntergang erreichte er den Eingang von Corriean und erinnerte sich der Erscheinung, die er hier gehabt hatte. Er war fast in derselben Stimmung wie damals.

„Ich will das geheimnißvolle Wesen wieder auffuchen,“ sagte er, „sie verkündete mir das Schicksal, welches mich in dieses Gewand hüllte; ich will hören, ob sie mir auch noch über mein ferneres Leben Etwas zu sagen weiß.“

Wirklich erblickte er die weiße Frau und hörte ihren leisen und sanften Gesang. Während ihres Gesanges schien sie kummervoll auf ihren goldenen Gürtel zu blicken, der jetzt so dünn wie ein seidener Faden zusammen geschwunden war.

„Lebe wohl, Du grünender Distelstrauch,“ sang sie, „lebe wohl! Du wirst mich nur noch selten mit Deinen Zweigen begrüßen; lebe wohl, o Quell, Du wirst nicht lange mehr meinem Gesange beistimmen! der Knoten des Verhängnisses ist geknüpft. Die Maid schwang sich zur Braut empor und der Bauer zum Lord. Ich suchte die Liebenden zu trennen, aber meine List und meine Macht waren vergebens: ich sehe das Haus Avenel von stolzer Höhe fallen.“

Die Erscheinung begleitete ihren Gesang mit einem leisen Weinen, und Eduard vermuthete daraus, daß Mariens Vermählung mit seinem Bruder verderblich für Beide werden würde.

## Elftes Kapitel.

Wir überspringen einen Zeitraum von zehn Jahren.

Diese Zeit war verfloßen, seit Halbert Glendinning die Hand der schönen Marie von Avenel und zugleich das Erbe eines alten Ritter-

geschlechts erhalten hatte. Ihre Vereinigung war so glücklich, wie ihre gegenseitige Liebe nur möglich machen konnte; aber dennoch wurde sie durch besondere Umstände verbittert: der eine Umstand war das Unglück Schottlands. Das Land befand sich in zerrüttetem Zustande und die Bewohner bedrohten sich gegenseitig mit dem Schwerte. Wie der Graf Murray erwartet hatte, zeigte sich Glendinning als ein standhafter Freund, muthig im Kampfe und weise im Rath, und anhänglich in allen Tagen des Lebens. Wenn irgend Gefahr drohte, wie in jener Zeit häufig der Fall war, so wurde der Ritter Halbert stets aufgerufen, seinen Gönner auf Kriegszügen oder gefährlichen Unternehmungen zu begleiten, oder ihm bei den Ränken, welche am Hofe herrschten, mit seinem Rathe beizustehen. So kam es, daß er lange und häufig von seinem Schlosse und seiner Gattin entfernt war, und sie fühlte diese Trennung um so schmerzlicher, da Kinder ihrem häuslichen Glücke versagt blieben.

Dann lebte sie fast ganz einsam in den Mauern ihres väterlichen Schlosses. Die Besuche von Nachbarn waren damals nicht gebräuchlich, man sah nur zuweilen die nächsten Verwandten bei feierlichen Gelegenheiten. Die Verwandtschaft der Edelfrau von Avenel war ausgestorben und die Frauen der benachbarten Burgherren verhehlten es nicht, daß sie in ihr weniger die Erbin des Hauses Avenel, als die Gattin eines Bauern erblickten, die Gattin des Sohnes eines Klostervasallen, den Murray durch seine launenhafte Gunst erhoben hatte.

Wenn die Ritter und Barone diesen Stolz hegten, so sprachen ihn die Frauen ganz offen aus; überdies war man in jener Zeit, wo die meisten Adligen im südlichen Schottland auf Seite der Königin Marie standen, um so erbitterter auf Murray's Macht und Anhang. Obgleich dabei das Schloß Avenel gegen jede Gefahr gesichert war, bot es doch der armen Edelfrau nur einen traurigen und einsamen Aufenthalt.

Das Schloß lag auf einer Insel in einem kleinen See und war nur auf einem Dammwege zugänglich; der Letztere wurde von zwei, mit Zugbrücken versehenen Gräben durchschnitten. Das Schloß konnte daher durch wenige Streiter geschützt werden und war ohne Feuergeschloß nicht zu über-

winden. Im Fall einer ernstlichen Gefahr hätte sich unter den männlichen Bewohnern des Dörfchens, welches Halbert Glendinning am Seeufer gegründet hatte, eine starke Besatzung aufbieten lassen. Diese Vertheidiger wären um so leichter gefunden worden, da der Burgherr von Avenel sich als Gebieter gütig und wohlwollend zeigte, und durch seine Erfahrungen im Kriege, durch seine geachtete Weisheit und Treue und durch die Gunst seines Gönners im Stande war, alle seine Lehnsleute zu beschützen und zu vertheidigen.

Der einzige und fast beständige Gast im Schlosse war der Prediger Heinrich Warden, der dem schweren Beruf eines protestantischen Geistlichen nicht mehr obliegen konnte, und sich überdies durch seinen Eifer so viele Feinde zugezogen hatte, daß er in der Burg eines Freundes Schutz suchen mußte. Aber er hörte deswegen nicht auf der Sache, die er früher mit der Zunge vertheidigt hatte, jetzt mit der Feder zu dienen, und er war jetzt gerade im Begriff, eine bittere Streitschrift gegen den ehrwürdigen Abt des Marienklosters, Eustachius, zu verfassen. Bei dieser Beschäftigung war der gelehrte Geistliche nicht der angenehmste Gesellschafter für eine einsame Frau; selten zeigte der finstere und verdrossene Mann Theilnahme für etwas Anderes, als für die Angelegenheiten seines Glaubens; durch ihn wurde daher der trübe Sinn vermehrt, der in der Burg Avenel herrschte. Das wichtigste Tagewerk der Edelfrau bestand darin, die Arbeiten ihrer zahlreichen Dienerinnen zu beaufsichtigen, ihre Spindel zu drehen, in ihrer Bibel zu lesen, oder sich einsam auf der Zinne der Burg, auf dem Damwege, oder noch seltener am Ufer des See's zu ergehen. Die Zeit war so unsicher, daß, wenn sie das Dörfchen überschritt, der Wächter auf der Warte nach allen Seiten umschauen mußte, und vorher fünf Reifige die Pferde bereit hielten, um bei der geringsten Gefahr aus dem Dorf hervorzubrechen.

Jetzt wurde der Ritter von Avenel nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen wieder erwartet. Aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß er heimkehrte. In jener Zeit schrieb man selten Briefe, und der Ritter hätte sich dazu eines Schreibers bedienen müssen; auch jede Art von Verkehr war unsicher, und Niemand machte es bekannt, nach

welcher Richtung er reiste, weil er stets mehr Feinde als Freunde unterwegs zu erwarten hatte. Man wußte daher nicht genau, wann der Ritter zurückkehren würde, und der Tag, an welchem ihn seine zärtliche Gamalin erwartet hatte, war bereits verflossen; sie war von der so oft getäuschten Hoffnung bereits erkrankt.

Eines Abends, nach einem schwülen Sommertage, als die Sonne beinahe hinter dem fernen westlichen Gebirge niedergesunken war, ging die Edelfrau einsam auf den breiten Steinplatten auf der Zinne der Burg einher. In der sonst einsamen Landschaft hörte man die Stimmen der Dorfkinder, die leise verhallend bis zu den Ohren der Edelfrau drangen; man vernahm den Ruf des Hirten, der sein Vieh von der fernen Weide zu dem Nachtlager in der Nähe des Dorfes führte. Wenn die Kühe ihr Brüllen hören ließen, so kamen die Milchmädchen, laut und fröhlich singend, mit ihren Eimern auf dem Kopfe, um die Arbeit ihres Abends zu verrichten. Dann dachte die Edelfrau an die Zeit ihrer Kindheit, wo sie, aus der väterlichen Burg vertrieben, bei Halbert's Mutter im Thale Glendearg lebte und ihre angenehmste Arbeit darin fand, beim Melken der Kühe behülflich zu sein.

„Warum bin ich nicht das Landmädchen, wofür mich Jeder hielt?“ sprach sie traurig. „Ich hätte dann mit Halbert friedlich in seinem heimathlichen Thale gelebt, ungestört von Gespenstern der Furcht und des Ehrgeizes. Er hätte dann seinen größten Stolz darin gefunden, die schönste Heerde im Thale zu besitzen; seine größte Gefahr hätte darin bestanden, einen kocken Räuber aus dem Gebiete zu verjagen, und er würde sich nur von mir getrennt haben, um einem Reh auf der Jagd zu folgen. Aber wozu hilft mir das Blut, das er vergießt, wozu helfen mir die Gefahren, die er besteht, um einen Rang zu behaupten, den er nur deswegen schätzt, weil er ihn mit meiner Hand erhielt. Und doch werden wir diesen Namen nicht auf Nachkommen übertragen, denn der Name Avenel wird mit mir aussterben.“

Bei solchen Gedanken blickte sie seufzend nach dem Seeufer und sah einen Haufen fröhlicher Kinder von verschiedenem Alter, die sich versammelt

hatten, um ein kleines Schiff, das ein kunstfertiger Gespieler gebaut hatte, auf die erste Reise auszusenden. Die kinderlose Edelfrau wurde durch den Anblick dieser fröhlichen Spiele gerührt.

„Warum gehört keins dieser Kinder mir?“ fuhr sie trübsinnig in ihren Betrachtungen fort. „Ihre Eltern können ihnen kaum die nothdürftigste Nahrung reichen, und ich, die sie reichlich nähren könnte, soll nie den Namen Mutter von einem Kinde aussprechen hören!“

Von ihrer Geberde angezogen, näherte sich ihr ein kluger Windhund, leckte ihre Hand und schmiegte seinen Kopf an sie an. Sie liebte ihn, blieb aber traurig, indem sie sprach, als ob das Thier ihre Klagen verstehen könnte: „Du bist gut und schön, Wolf, aber ich möchte eine Zuneigung höherer Art schenken, als die, die ich Dir geben kann.“

Bei diesen Worten streichelte sie lieblosend den stolzen Kopf und Hals des Thiers, das sie mit seinen Augen zu fragen schien, wie er ihr seine Anhänglichkeit beweisen könnte.

Das kleine Schiff, welchem die Kinder mit freudigem Blick gefolgt waren, blieb zwischen Bäumen sitzen, die etwa einen Bogenschuß vom Ufer eine kleine Untiefe des See's bedeckten. Die kleine Schaar wagte einen Wettkampf am Rande des Ufers und ein kühner Knabe, der sie anführte, warf keck seine Flanelljacke ab, stürzte sich ins Wasser und schwamm auf den Gegenstand los, welcher die ganze Schaar in Bekümmerniß gesetzt hatte. Anfänglich wollte die Edelfrau um Hülfe rufen, aber sie bemerkte, daß der Knabe ohne Furcht und mit kräftigen Armen schwamm, und daß keiner der Bauern, welche aus der Ferne zuschauten, in Besorgniß gerieth. Sie glaubte daher, der Knabe sei an das Schwimmen gewöhnt und nichts für ihn zu fürchten. Der kleine Schwimmer mochte aber vielleicht mit seiner Brust an einen Felsen unterhalb des Wassers gestoßen oder vom Krampf ergriffen worden sein, oder seine Kräfte überschätzt haben; kaum war das Schiffchen aus den Wasserpflanzen flott gemacht, und der Knabe im Begriff, nach dem Ufer zurückzuschwimmen, als er sich plötzlich aus dem Wasser erhob und mit einem Ausdruck von Schmerz und Angst die Hände zusammen-schlug.

In ihrem Schrecken rief die Edelfrau ihren Leuten zu, nach dem Boote zu eilen. Dies kostete aber Zeit; das einzige Boot, welches sich aufbieten ließ, lag in dem zweiten Graben, und es erforderte einige Minuten, es los zu machen und in Bewegung zu setzen. Unterdessen sah die Edelfrau in quälender Angst, daß der ermattende Knabe gegen das Wasser kämpfte und dem Untersinken nahe war. Da trat eine schnelle, unerwartete Hülfe ein.

Der Windhund, ein fertiger Schwimmer, war, als er den Gegenstand der Angst seiner Herrin bemerkte, fortgeeilt und hatte sich von einem sichern Punkte in den See gestürzt. Mit dem wunderbaren Naturtriebe dieser edlen Thiere schwamm er gerade auf die Stelle zu, wo seine Hülfe nöthig war, faßte das Kleid des Knaben mit dem Maul, hielt ihn über dem Wasser und schleppte ihn nach dem Dammwege. Einige Männer hatten ein Boot los gemacht, kamen ihm entgegen und nahmen ihm die Last ab. Man landete nahe am Eingange des Schlosses, wo die Edelfrau mit einigen Dienerinnen unruhig warteten, um dem leblosen Knaben Beistand zu leisten.

Man trug den Knaben in das Schloß, legte ihn auf ein Bett und wendete jedes bekannte Mittel an, ihn wieder in das Leben zu rufen; der Geistliche, der einige ärztliche Kenntniß besaß, war dabei behülflich. Anfanglich war Alles vergebens und die Edelfrau schaute mit unbeschreiblichem Schmerz auf das bleiche Antlitz des schönen Knaben, der etwa zehn Jahre alt zu sein schien, sehr ärmlich gekleidet war, dessen langes Lockenhaar und edle Züge aber nicht zu diesem dürftigen Aussehen paßten. Der vornehmste Edelmann von Schottland würde dieses Kind mit Stolz seinen Erben genannt haben. Während die Edelfrau mit athemloser Spannung auf das Gesicht des Knaben blickte, färbten sich seine Wangen allmählich, das Leben kehrte nach und nach zurück; er seufzte tief, öffnete seine Augen, streckte seine Arme der Ritterfrau entgegen und stammelte das Wort, das unter allen dem weiblichen Ohr am lieblichsten klingt: das Wort „Mutter!“

„Gott hat Euren Wünschen das Kind wiedergegeben, edle Frau,“ sagte der Prediger, „darum müßt Ihr es wie Euer eigenes auch erziehen, daß

es nicht eines Tages wünsche, es wäre lieber in seiner Unschuld umgekommen.“

„Dafür werde ich sorgen,“ erwiderte die Edelfrau, indem sie noch ein Mal ihre Arme um den Knaben schlang und ihn mit Küffen und Liebkosungen bedeckte; der Schreck, den die Gefahr in ihr erweckt hatte, und die Freude, daß er unerwartet errettet war, hatte sie in die lebhafteste Aufregung versetzt.

„Aber Ihr seid nicht meine Mutter,“ sprach der Knabe, indem er sich aus ihren Armen loszumachen suchte. „Ach, ich habe keine Mutter, mir träumte nur, ich hätte eine.“

„Ich will Deinen Traum für Dich deuten,“ sprach die Edelfrau, „und selber Deine Mutter sein. Sicherlich hat Gott meine Wünsche erhört und mir auf wunderbaren Wegen ein Kind geschenkt, dem ich meine Liebe widmen kann.“

Bei diesen Worten blickte sie den Geistlichen an, der nicht wußte, was er auf diesen leidenschaftlichen Ausruf antworten sollte. Der große Jagdhund, der, von Wasser triefend, seiner Gebieterin gefolgt war, hatte sich, während man das Kind wieder belebte, als ruhiger Zuschauer am Bette gehalten. Als man aber noch immer nicht auf ihn achtete, wurde er ungeduldig und schmiegte sich mit seinen großen Pfoten winselnd an seine Gebieterin.

„Ja, guter Wolf,“ sprach sie, „Du sollst für Dein Tagewerk belohnt werden, und ich will es Dir vergelten, daß Du dem schönen Knaben das Leben rettetest.“

Der Hund war aber mit dieser Aufmerksamkeit noch nicht zufrieden, sondern fuhr mit Heulen und Kraken fort, bis er sich durch sein nasses, zottiges Haar so lästig machte, daß die Edelfrau endlich einem Diensthoten befahl, den Hund aus dem Zimmer zu führen. Wolf widerstand aber jeder Lockung, bis seine Herrin ihm endlich in unwilligem Tone befahl, hinauszugehen; darauf wendete er sich zu dem Bett des erwachten Knaben, stieß ein tiefes, wildes Geheul aus, zeigte die Reihen seiner weißen, scharfen Zähne und folgte dann mürrisch dem Diener.

„Es ist sonderbar,“ sagte die Edelfrau zu dem Prediger, „das Thier ist sonst so gut gegen Jedermann, und vorzugsweise zu den Kindern; was will er von dem Knaben, dem er das Leben gerettet hat?“

„Hunde gleichen den Menschen in ihren Schwachheiten,“ erwiderte Warden, „obgleich sie in ihrem Naturtrieb weniger irren, als der arme Sterbliche in seiner Vernunft, wenn er seiner eignen hilflosen Kraft vertraut. Die Eifersucht ist ihnen nicht unbekannt und zeigt sich oft, wenn ihre Herren andere Hunde vorziehen, oder wenn Kinder ihre Nebenbuhler werden. Ihr liebkostet das Kind so lebhaft, daß der Hund sich für einen abgedankten Günstling hält.“

„Dies ist ein seltsamer Naturtrieb,“ sagte die Edelfrau, „und Ihr, ehrwürdiger Freund, seid darüber so ernsthaft, als wenn Ihr die seltsame Eifersucht des guten Wolf für begründet und für gerecht hieltet. Vielleicht scherzt Ihr nur.“

„Ich scherze selten,“ antwortete der Prediger, „denn das Leben ist uns nicht verliehen worden, daß wir es in eitler Lustigkeit hinbringen sollen. Ich wollte Euch mit meinen Worten nur lehren, daß wir auch durch unsere edelsten Gefühle andere Geschöpfe verletzen können, wenn wir nicht das richtige Maß darin halten. Nur die Liebe zu unserm Schöpfer ist das einzige Gefühl, dem wir uns mit aller Inbrunst überlassen dürfen, in der Ueberzeugung, daß dabei kein Uebermaß möglich ist.“

„Aber dasselbe Gebot befiehlt uns doch die Liebe unsers Nächsten.“

„Ja, edle Frau,“ fuhr Warden fort, „aber die Liebe zu Gott soll unbegrenzt, aus ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzer Stärke gewidmet sein. Die Liebe jedoch, welche wir nach dem göttlichen Gebot gegen unsern Nächsten hegen sollen, hat ihre Grenze und Bestimmung; wir sollen unsern Nächsten lieben wie uns selbst, wie es das Gebot unsers Herrn erklärt; wir sollen ihm thun, was wir wollen, das er uns thue. Dies ist die Grenze und das richtige Maß, welches wir selbst für unsere edelsten Neigungen inne halten müssen, die sich auf irdische Gegenstände erstrecken. Unserm Nächsten, von welchem Range er auch sei, sollen wir ebenso viel Zuneigung erweisen, als wir vernünftiger Weise von unseres



Gleichen in Anspruch nehmen können. Dabei dürfen wir weder Mann noch Weib, weder Sohn noch Tochter, weder Freunde noch Verwandte abgöttisch verehren.“

„Ich wüßte nur nicht, ehrwürdiger Herr, daß ich jetzt irgend etwas gesagt hätte, das mir eine vorwurfsvolle Ermahnung zuziehen könnte.“

„Verzeiht, edle Frau,“ sagte Warden, „wenn mein Eifer mich ein wenig über meine Pflicht hinausgeführt hat! Aber Ihr mögt bedenken, ob Eure Absicht mit den Wünschen Eures edeln Gemals übereinstimmt, wenn Ihr das heilige Versprechen ablegt, diesem armen Kind nicht nur eine Beschützerin, sondern selbst auch eine Mutter zu sein. Durch die Zärtlichkeit, die Ihr dem unglücklichen und freilich sehr liebenswürdigen Kinde erwieset, zoget Ihr Euch gewissermaßen einen Vorwurf von Eurem treuen Haushund zu. Erreget daher nicht das Mißfallen Eures Gemals, denn Männer sind, wie die Thiere, eifersüchtig auf die Zuneigung der Personen, die sie lieben.“

„Dies ist zu viel, ehrwürdiger Herr,“ sprach die Edelfrau, höchst beleidigt, „Ihr seid lange unser Gast gewesen und habt von dem Ritter von Avenel und von mir alle Ehre und Achtung erhalten, die Eurem Stande und Eurer Würde gebühren; aber so viel ich weiß, ist Euch nicht Gewalt gegeben worden, Euch in unsere häuslichen Angelegenheiten zu mischen oder der Richter über unser Betragen gegen andere Menschen zu werden; unterlaßt also das in Zukunft, wenn ich bitten darf!“

„Edele Frau,“ erwiderte der Prediger in gereiztem Tone, welchen die Geistlichen in jener Zeit oftmals annahmen, „wenn Ihr meiner Ermahnung müde seid oder meine Dienste Euch und Eurem edlen Gemal nicht länger genehm sind, so erkenne ich daraus, daß ich nach dem Willen meines Herrn hier nicht länger verweilen soll. So lange ich aber hier bin, will ich Euch nicht ein Haar breit vom rechten Wege weichen sehen, ohne Euch die Stimme und Ermahnung des Greises vernehmen zu lassen.“

„Nicht doch!“ fiel ihm die Edelfrau ins Wort, welche den Alten liebte und ehrte, wenngleich sie auch zuweilen durch seinen übertriebenen Eifer beleidigt wurde, „wir wollen auf diese Weise nicht scheiden, mein würdiger

Freund. Wir Frauen sind lebhaft und rasch in unsern Gefühlen, aber Ihr könnt mir glauben, daß Alles, was ich für dieses Kind thun will und wünsche, solcher Art ist, daß es mein Gemal und Ihr gewiß nur billigen könnt.“

Warden entfernte sich mit einer Verbeugung. Die Edelfrau überließ sich nun gänzlich den angenehmen Empfindungen, welche der Anblick des Knaben und seine gelungene Rettung aus einer unerwarteten Gefahr in ihr erweckte. Von dem finstern Wesen des Predigers befreit, überhäufte sie das liebliche, anmuthige Kind mit ihrer Liebkosungen. Der Knabe hatte sich ziemlich erholt und nahm die Beweise der Liebe willig, doch nicht ohne Verwunderung an. Die Gesichtszüge der Edelfrau waren ihm fremd und ihr Anzug erschien ihm viel reicher als irgend Etwas, das er schon vorher gesehen hatte. Als die Edelfrau sich endlich, um dem Kinde ein wenig Ruhe zu gönnen, entfernte, fragte sie zuerst, wem wohl der Knabe gehören möge?

„Einer alten Frau im Dorfe,“ antwortete ihre Jose Lillas. „Sie steht eben vor dem Schloßthurm und fragt nach dem Kinde. Ist es Euch gefällig, sie vorzulassen?“

„Ob es mir gefällig ist?“ wiederholte die Edelfrau im Tone der Unzufriedenheit und Ueberraschung. „Kannst Du daran zweifeln? Welches weibliche Herz wird nicht die Angst einer Mutter fühlen, die für die Sicherheit eines so lieblichen Kindes zittert?“

„Aber diese Frau ist zu alt, als daß sie die Mutter sein könnte,“ sagte Lillas, „sie mag eher seine Großmutter oder eine weitläufige Verwandte sein.“

„Mag sie sein, was sie will, so wird ihr Herz doch Unruhe empfinden, so lange sie nicht weiß, ob dieses liebe Wesen gerettet ist. Gehe so gleich und bringe sie her! auch möchte ich gern etwas von seiner Herkunft erfahren.“

Lillas ging fort und kehrte bald mit einer großen, arm gekleideten Frau zurück, welche aber mehr Anstand und Sauberkeit verrieth, als sich gewöhnlich mit einem groben Anzuge verbunden findet. Die Edelfrau erkannte die Gestalt auf den ersten Blick. Warden hatte die Sitte eingeführt,

daß an jedem Sonntag und außerdem an zwei Abenden in der Woche eine Predigt oder eine Vorlesung in der Burgkapelle stattfand. Der Ritter beförderte sowohl nach seinen Grundsätzen, wie aus Klugheit die protestantische Religion und ließ daher die Bewohner des Dorfes einladen, den Vorträgen des Predigers beizuwohnen. Viele von ihnen traten willig der Lehre bei, welcher ihr Lehnsherr und Beschützer anhing. Der Abt des Marienklosters war darüber höchst erzürnt; er hatte oft gedroht, seine Lehnsleute aufzubieten und die Burg Avenel als ein Nest der Ketzerei anzuklagen und dem Boden gleich zu machen. Aber trotz der Wuth des Abtes und trotz der Abneigung, welche das ganze Land gegen die neue Lehre zeigte, arbeitete Warden unablässig weiter und suchte dem römischen Glauben immer mehr Anhänger abwendig zu machen. Die alte Frau gehörte zu seinen eifrigsten Zuhörern und ihre Gestalt war der Edelfrau seit einiger Zeit in der Burgkapelle aufgefallen. Zu wiederholten Malen hatte sie gefragt, wer die stattliche Frau sei, deren Aeußerliches so wenig zu ihrem ärmlichen Anzug paßte. Man hatte ihr aber stets geantwortet, es sei eine Engländerin, die sich seit kurzer Zeit im Dorfe aufgehalten, sonst wisse Niemand Etwas von ihr zu sagen. Die Edelfrau fragte dieselbe nach ihrem Namen und ihrer Abkunft.

„Ich heiße Magdalene Gräme,“ sagte die Alte, „und stamme von den Gräme von Heathergill, einem alten Geschlecht.“

„Weshalb lebt Ihr von Eurer Heimat entfernt?“ fuhr die Edelfrau fort.

„Ich habe keine Heimat,“ entgegnete Magdalene. „Die Grenzräuber brannten meine Wohnung nieder, erschlugen meinen Mann und meinen Sohn; es lebt Niemand von meiner Verwandtschaft.“

„Das ist ein Schicksal, welches in diesen wilden Zeiten und in diesem unruhigen Lande nicht selten ist,“ sagte die Edelfrau. „Die Engländer haben ihre Hände so tief in unser Blut getaucht, als die Schottländer jemals in das Blut Eurer Landsleute.“

„Da habt Ihr Recht, edle Frau. Man erzählt von einer Zeit, wo dieses Schloß nicht fest genug war, das Leben Eures Vaters zu schützen

oder Eurer Mutter und ihrem Kinde eine Zufluchtsstätte zu bieten. Aber warum fragt Ihr mich, weshalb ich nicht in meiner Heimat und bei meinen Verwandten lebe?“

„Es war nur eine zwecklose Frage, denn in dieser Zeit macht das Unglück viele Flüchtlinge; aber weshalb suchtet Ihr Eure Zuflucht in einem feindlichen Lande?“

„Meine Nachbarn waren Katholiken,“ antwortete die Alte, „und ich habe mich hier aufgehalten, um die Lehre des ehrwürdigen Mannes, Heinrich Wardens, zu hören, der das Wort Gottes in aller Aufrichtigkeit predigt.“

„Seid Ihr arm?“ fragte die Edelfrau weiter.

„Ihr werdet nicht gehört haben, daß ich Jemanden um Almosen bitte,“ sagte die Alte.

Es folgte eine Pause. Das Betragen der alten Frau war nicht gerade unehrerbietig; aber auch durchaus nicht freundlich, und sie schien nicht aufgelegt, weitere Mittheilungen zu machen.

Die Edelfrau gab dem Gespräch eine andere Wendung, indem sie fragte: „Habt Ihr gehört, in welcher Gefahr Euer Knabe sich befunden hat?“

„Ja, gnädige Frau, und daß er durch eine besondere Fügung der Vorsehung dem Tode entging. Möge Gott ihn und mich mit Dankbarkeit erfüllen!“

„In welcher Verwandtschaft stehet Ihr mit ihm?“

„Ich bin seine Großmutter, gnädige Frau, die einzige Verwandte, die übrig blieb, um ihn zu pflegen.“

„In Eurer verlassenen Lage muß es Euch schwierig werden, ihn zu erhalten.“

„Ich habe mich darüber gegen Niemand beklagt,“ sagte Magdalena in trockenem und gleichgültigem Tone, wie sie vorher geantwortet hatte.

„Würde es nicht für ihn und Euch vortheilhaft sein, wenn Euer Enkel in das Haus eines Edelmanns käme?“

„In das Haus eines Edelmanns?“ fragte die Alte, indem sie ihre Stirn in Falten zog, „und weshalb, wenn ich fragen darf? Um der Edelknabe der Burgfrau und der Laufbursche des Burgherrn zu sein, um die

übriggebliebenen Speisen zu essen und sich mit andern Diensthöten um die Brotsamen von des Herrn zu Tisch zu streiten? Soll er der Edelfrau die Fliegen vom Gesicht wehen, wenn sie schläft, ihre Schleppe beim Ausgehen tragen, ihr bei Tische den Teller reichen oder beim Spazierritt voraufreiten, hinter ihr herschreiten, wenn sie zu Fuß geht, ihr Etwas vorsingen und schweigen, wenn sie es befiehlt? Soll er ein Wetterhahn sein, der Flügel und Gefieder hat und sich doch nicht in die Luft schwingen kann, sondern still sitzen und jede Bewegung machen muß, wie ihm dieveränderliche Eitelkeit eines Weibes befiehlt? Niemals soll Roland Gräme ein solcher Wetterhahn werden, wozu Ihr ihn machen wollt!“

Die Alte sprach so heftig und schnell, daß man sie für wahnsinnig halten konnte. Die Edelfrau ahnte, daß der Knabe unter einer solchen Pflege einer Gefahr ausgesetzt sei und empfand den Wunsch, ihn im Schlosse zu behalten, um so heftiger.

„Ihr versteht mich nicht richtig, gute Frau,“ sagte sie befänstigend, „ich will den Knaben nicht zu meinem oder meines Gemals Diener machen. Aber selbst, wenn er ein Grafensohn wäre, würde er den Waffendienst und Alles, was zu einem Edelmann gehört, nicht besser erlernen, als durch den Unterricht und unter der Anleitung des Ritters Halbert Glendinning.“

„Ja wohl,“ sprach die Alte in erzürntem Ton, „ich kenne den Lohn für solche Dienste. Wenn der Brustharnisch nicht blank genug ist, giebt es einen Fluch, und wenn der Satteltgurt nicht fest genug geschnallt ist, giebt es einen Hieb. Er wird geschlagen, wenn die Hunde auf falscher Fährte sind, und geschimpft, wenn die Jagd unglücklich abläuft. Auf des Herrn Geheiß muß er seine Hände mit dem Blute von Menschen und Vieh beflecken, und wenn es dem Herrn beliebt, das unschuldige Reh, ja Gottes eigenes Ebenbild, zerfleischen; er muß wie ein Raufbold und wie ein gemeiner Mordmörder leben, der Hitze, der Kälte, dem Hunger und den Entbehrungen eines Einsiedlers ausgesetzt; er stirbt am Galgen oder in einem ruhmlosen Gefechte; er verschläft sein Leben in sündlicher Sicherheit und erwacht im höllischen Feuer.“

„Einen so unheiligen Lebenswandel soll Euer Enkel hier nicht führen,“

entgegnete die Edelfrau. „Mein Gemal ist gerecht und milde gegen Jeden, der unter seinem Banner lebt, und Ihr wißt selber, daß unser Kaplan ein gütiger und zugleich strenger Lehrer der Jugend ist.“

Die Alte sann einen Augenblick nach und hob dann an: „Ihr habt den einzigen Punkt berührt, der mich bewegen kann, den Knaben hier zu lassen. Die Erscheinung hat mir gesagt, daß ich weiter vorwärts, immer weiter muß; es ist mein Verhängniß, daß ich nirgends auf derselben Stelle verweilen darf. Ich will mich also von dem Knaben auf einige Zeit trennen, wenn Ihr schwört, daß Ihr ihn wie Euer eigenes Kind beschützen wollt, bis ich zurückkehre und ihn wieder fordere. Ihr müßt aber auch zu gleicher Zeit schwören, daß es ihm nicht an der Lehre des frommen Mannes fehlen soll.“

„Beruhigt Euch,“ sagte die Edelfrau, „der Knabe soll auf das Sorgfältigste gepflegt werden, als wenn er aus meinem Blute entsprossen wäre. Wollt Ihr ihn noch einmal sehen?“

„Nein,“ erwiderte die Alte, „es ist genug des Scheidens. Ich gehe in mein Verhängniß weiter; aber ich will mein Herz nicht durch unnütze Thränen und Klagen erweichen.“

„Wollt Ihr nicht Etwas zur Unterstützung auf Eurer Wanderfahrt annehmen?“ fragte die Edelfrau, indem sie ihr zwei Goldstücke in die Hand legte.

Die Alte warf das Geld auf den Tisch und fragte: „Gehöre ich zum Geschlechte des Rain, stolze Frau, daß Ihr mir Geld für mein Fleisch und Blut bietet?“

„Es war nicht so gemeint,“ antwortete die Edelfrau.

„Ihr seid von edlem Blut,“ fuhr die Alte in sanfterem Tone fort, „sonst hätten wir nicht lange mit einander gesprochen. Euer Stolz kleidet Euch daher so gut, wie die Feder auf der Mütze: aber diese Goldstücke müßt Ihr zurücknehmen, edle Frau! Ich bedarf keines Geldes, bin wohl versorgt und brauche mich nicht darum zu bekümmern, wer mich erhält. Lebt wohl und erfüllt Euer Versprechen! Befehlet, daß man das Burgtbor und das Brückenthor öffnet. Wenn ich zurückkehre, so fordere ich

strenge Rechenschaft von Euch, denn ich überlasse Euch das Kleinod meines Lebens. Mein Schlaf wird nicht ruhig sein, meine Nahrung wird mich nicht befriedigen und die Ruhe wird meine Kräfte nicht erquickern, bis ich Roland wiedersehe; noch ein Mal, lebet wohl!“

„Verbeuget Euch, gute Frau,“ sagte Lillas, als Magdalena sich entfernte, „verbeuget Euch vor der gnädigen Frau und dankt ihr für ihre Güte; gewiß, dies gebührt Euch.“

Die Alte wendete sich gegen die voreilige Zofe mit den Worten: „Warum soll ich mich vor ihr beugen? mag sie sich vor mir beugen, dann will ich es erwidern. Soll ich mich vor ihr beugen, weil sie ein seidenes Nieder trägt und ich nur ein leinenes? Des Mannes Stand erniedrigt den Rang des Weibes und wenn sie eine Königstochter wäre und den Sohn eines Bauern heirathete, so ist sie doch nur die Frau eines Bauern.“

Lillas wollte eine zornige Antwort geben; aber ihre Herrin winkte ihr, zu schweigen, und befahl, die Alte sicher bis an's Ufer zu geleiten.

„Sicher Geleit!“ rief die Zofe zornig, als Magdalene das Zimmer verlassen hatte. „Man sollte sie in den See tauchen, dann würde sich zeigen, ob sie eine Hexe ist, wie das ganze Dorf behauptet. Ich wundere mich, gnädige Frau, daß Ihr ihre Frechheit so lange ertragen konntet.“

Man erfüllte jedoch die Befehle der Ritterfrau und brachte die Alte aus dem Schlosse. Wie sie gesagt hatte, verschwand sie in der nächsten Nacht aus dem Dorfe und Niemand wußte, wohin sie gegangen war. Die Edelfrau erkundigte sich danach, unter welchen Verhältnissen die Alte sich im Dorfe gezeigt hatte; aber man konnte ihr nicht mehr mittheilen, als daß die Frau für eine Wittwe eines angesehenen Mannes aus dem Geschlechte Gräme gehalten wurde. Dieses Geschlecht hatte in einem streitigen Grenzgebiete gewohnt, welches oft einen Grund zum Kampf zwischen Schottland und England geboten hatte; die Alte war in einer Fehde, welche das Land verwüstete, aus ihrer Heimat vertrieben worden. In welcher Absicht sie in dieses Dorf gekommen war, wußte Niemand zu sagen; Einige hielten sie für eine Hexe, Andere für eine strenge Katholikin. Man hatte sie immer

geheimnißvoll und schroff gegen Andere gefunden und schloß aus ihren Reden, daß sie durch Zauber oder durch einen Schwur gebunden sei.

Mehr konnte die Edelfrau auf ihre Erkundigungen über Magdalene nicht erfahren und daraus ließ sich kein genügender Schluß ziehen.

Der Knabe, welchen die Vorsehung der Edelfrau zur Pflege übergeben hatte, wurde bald ihr Liebling und der Gegenstand der Zärtlichkeit. Wenn sie sich früher in der Einsamkeit des Schlosses unglücklich gefühlt hatte, so gehörte es jetzt zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, den Knaben nach ihren besten Kräften zu unterrichten, für seine Bequemlichkeit zu sorgen und seine Spiele zu beaufsichtigen, und wenn sie früher nur das ferne Gebrüll der Herde oder den schweren Tritt des Wächters auf der Warte oder das Gelächter der speisenden Diener vernommen hatte, so gewährte ihr jetzt die Gegenwart des blühenden und freundlichen Knaben einen unbeschreiblichen Reiz. Der junge Roland forderte ihre Sorgfalt und belohnte sie ungleich der Blume vor dem Fenster des einsamen Gefangenen, die von ihm gezogen und gepflegt wird. Sie fühlte sich sogar dankbar gegen ihn, da er sie aus der dumpfen Gleichgültigkeit erlöst hatte, worin sie während der Trennung von ihrem Gemal gewöhnlich versunken war.

Dennoch konnte der fröhliche Knabe die Besorgniß nicht verschweigen die sie über das Ausbleiben ihres Gemals empfand. Bald nachdem Roland im Schlosse erschienen war, ließ Halbert melden, daß er durch eine wichtige Angelegenheit noch immer am Hofe zurückgehalten würde. Die Zeit welche er zur Heimkehr bestimmte, war aber schon verfloßen, der Sommer und auch der Herbst verging, ohne daß Halbert zu seiner Gemalin zurückgekehrt wäre.

Eines Tages, als die Edelfrau auf einer steinernen Bank auf der Zinne des Schlosses saß und der Knabe mit einem langen Stocke schufterte und alle Bewegungen nachahmte, welche der Wächter mit seiner Lanze machte, fragte sie ihn: „Wächstest Du auch ein Kriegermann werden Roland?“

„Ja, edle Frau,“ antwortete der Knabe rasch und munter wie g



wöhnlich, „ja, ich will Soldat werden, denn es hat nie einen Edelmann gegeben, der nicht mit dem Schwert Bescheid gewußt hätte.“

Er muß von edler Herkunft sein, dachte die Gräfin bei sich selber, man kann von einer so edelen Gestalt und so schönen Zügen nichts anders denken; es liegt sogar etwas Hohes in seiner Wildheit, der er sich zuweilen hingiebt, in seiner Verachtung aller Gefahr und in seinem Unwillen, den er gegen jeden Zwang äußert; ja, der Knabe muß von vornehmer Abstammung sein.

Die Dienstboten, mit Ausnahme der Jose Vilias, schmeichelten der Neigung der Herrin aus eigennütziger Absicht und behandelten den Knaben so wie sie. Dieser wurde daher durch die stete Nachgiebigkeit, die ihm von allen Seiten geboten wurde, bald stolz und hochfahrend.

Unerwartet vernahm man eines Tages auf der Burg Avenel den gelenden und gehaltenen Ton eines Jagdhorns vom Ufer des See's; hell und fröhlich antwortete der Wärtter darauf. Die Edelfrau erkannte den Ton von dem Jagdhorn ihres Gemals und eilte an das Fenster. Ein Haufe von Lanzknechten, mit einer Fahne an der Spitze, zog an dem waldigen Gestade des See's entlang bis zum Dammwege. Vorauf trabte stattlich ein einzelner Ritter einher, dessen glänzende Rüstung in den Strahlen der Herbstsonne glänzte. Obgleich die Entfernung groß war, erkannte die Edelfrau doch den Federbusch mit ihren Farben und mit den Stechpalmenzweigen, und der Reiter verkündigte sich durch seine edle Haltung und durch den stattlichen Schritt seines Rosses als der Ritter Halbert Glendinning.

Marie empfand zuerst Freude über die Rückkehr ihres Gemals; zugleich mischte sich in dieses Gefühl die Besorgniß, er möchte die Auszeichnung, womit sie den Waisenknaben behandelt habe, nicht billigen. Um nicht bei der ersten Gelegenheit von ihrem Gemal getadelt zu werden, entschloß sie sich, am nächsten Tage Molands Geschichte zu erzählen, und befahl Vilias, den Knaben aus dem Zimmer zu führen.

Der Knabe aber gefiel sich, seinen Willen geltend zu machen; er hatte ihn so oft beharrlich durchgesetzt und sagte: „Ich will nicht mit der

Kammerfrau in ihre erbärmliche Stube gehen; ich will hier bleiben und den tapferen Ritter sehen, der so stattlich über die Zugbrücke reitet.“

„Du sollst nicht bleiben,“ sagte die Edelfrau in entschiedenem Tone, wie es ihr Liebling vorher nicht gehört hatte.

Elias führte den Knaben hinaus, aber dieser warf auf seine Wohlthäterin einen Blick, welcher aussprach, daß er gern ihrem Befehl Trotz geboten hätte. ii

Mit Unwillen nahm die Edelfrau wahr, daß sie durch diesen unbedeutenden Vorfall außer Fassung gekommen war, und gerade in dem Augenblick, wo ihr ganzes Gemüth von Freude hätte erfüllt sein sollen. Sie hatte kaum ihre ruhige Fassung wiedergewonnen, als ihr Gemal in voller Rüstung hereintrat. Nach den ersten herzlichen Begrüßungen warf die Edelfrau einen forschenden Blick auf ihren Gemal.

„Du hast Dich verändert, entweder bist Du scharf geritten oder krank gewesen?“

„Ich bin ganz wohl gewesen, Marie,“ antwortete der Ritter, „und Du weißt ja, daß ich an eine beschwerliche Reise gewöhnt bin. Leute von bornem Adel mögen Zeit ihres Lebens in den Schlössern schlummern, wer aber den Adel durch eigene Thaten gewonnen hat, muß stets im Sattel sein, um zu zeigen, daß er seine Erhöhung verdient.“

„Es muß sich Etwas ereignet haben,“ sagte Marie, „oder es steht uns oder dem Lande etwas Schlimmes bevor, denn ich sehe die Zeichen von Trauer auf Deiner Stirn.“

„Es stehet nichts Neues zu erwarten,“ sprach Halbert, „aber wenige Uebel giebt es, die man nicht für ein unglücklich zerrüttetes Reich zu befürchten hätte. Ich war nicht immer in Holbrood, Marie, sondern mehrere Wochen im Ausland.“

„Im Auslande, und hast es mir nicht angezeigt?“

„Wozu hätte Dir die Botschaft nützen können, liebe Frau, als Dich unglücklich zu machen? Bei dem leisesten Winde, der die See gekräuselt hätte, würdest Du Dir gleich einen wüthenden Sturm auf dem deutschen Meere in Deiner Einbildungskraft vorgestellt haben.“

„Bist Du wirklich über See gewesen?“ fuhr Marie in Schrecken und Staunen fort; „hast Du Dein Vaterland verlassen, um ferne Küsten zu besuchen, wo man die schottische Sprache weder spricht noch versteht?“

„Ja,“ antwortete der Ritter in scherzhaftem Tone. „Ich habe diese heldenmüthige That vollbracht und mich drei Tage und drei Nächte auf dem Meere treiben lassen, wo nur ein dünnes Brett mein Ruhelager von den dunkelgrünen Wogen trennte.“

„O, das heißt die göttliche Vorsehung versuchen, lieber Halbert. Ist nicht Schwert und Speer gefährlich genug für das Leben eines Mannes, daß Du Dich auch noch auf wilde Wogen und stürmische Meere wagen mußt?“

„Es leben in Deutschland und in den Niederlanden Leute, welche gleichen Glauben mit uns haben, und es paßt sich wohl, ein Bündniß mit ihnen herzustellen. Ich erhielt einen geheimen und wichtigen Auftrag an Einige von ihnen. Meine Hinreise und mein Rückweg sind ungefährdet gewesen. Hier, zwischen diesem Schlosse und Holyrood, giebt es viel mehr Gefahren für ein Menschenleben als auf dem Meere, das die Küste Hollands bespült.“

„Sind denn Land und Leute so wie bei uns im guten Schottland, lieber Halbert? Wie benehmen sie sich gegen Fremde?“

„Die Holländer und Flamänder, liebe Marie, suchen die Kraft ihres Geistes im Handel, nicht im Krieg; durch ihren Reichthum verschaffen sie sich die Arme fremder Krieger, wenn sie des Beistands bedürfen. Sie bauen Dämme und Küsten, um ihr Land zu schützen, das sie dem Meere abgerungen haben, und werben fremde Truppen, wenn sie in den Fall kommen, ihre Schätze zu vertheidigen. So sind sie stark in ihrer Schwäche, denn eben der Reichthum, welcher ihre eigenen Herren in Versuchung führt, sie zu plündern, schafft ihnen Fremde zu ihrer Hilfe. Ihre Hände sind dem Lande nützlich, ebenso gut wie die unsrigen, wenngleich nicht in der Schlacht. Diese öden Hügel, das tiefe Thal, das sich durch die Berge windet, von welchen das Vieh von der dürftigen Weide jetzt heimkehrt; diese Hügel und dieses Thal, die Du vor Dir siehst, würde die Hand

des fleißigen Flämänders mit Wald bedecken; wo wir nur einen dürftigen Rasen von Heidekraut sehen, würden sie Korn ernten. Wenn ich diesen Land erblicke und bedenke, welchen Vortheil es durch jene Menschen erhalten könnte, so empfinde ich Kummer, Marie. Jene Leute streben nicht nach der eiteln Ehre, von todtten Ahnen abzustammen, oder nach blutigen Schlachtenruhm, sie gehen nicht durch das Land als Bedrücker und Verwüster; sondern als Erhalter und Verbesserer."

"Warum wolltest Du sie beneiden, lieber Halbert? das Schicksal, das Dich zum Schottländer machte, gab Dir auch Kopf und Herz und Hand diesen Namen würdig zu behaupten."

"Es gab mir keinen Namen zu behaupten," sagte Halbert, nachdem sich auf und nieder gehend. "Mein Arm war in jedem Kampfe voran meine Stimme wurde in jeder Rathsversammlung gehört, die Weiseste widersprachen mir nicht, die Listigsten und Schlausten beriethen sich heimlich mit mir, die Tapfersten gestanden ein, daß ich als wackerer Ritter im Feld meine Pflicht erfüllt; — aber wenn die Zeit der Noth vorüber ist, wo meines Kopfes und meines Armes benöthigt sind, dann werden sie in mir nur den Sohn des ruhmlosen Bauern von Glendearg erblicken."

Halbert durchschritt bei diesen Worten den Saal, und als er an andern Ende sich umwendete, blieb er vor seiner Gemalin stehen und fragte „Wo ist Wolf? ich habe ihn seit meiner Rückkehr noch nicht gesehen und sonst pflegt er mich doch zuerst zu begrüßen."

Die Edelfrau konnte einen leisen Anflug von Verlegenheit nicht verbergen, deren Grund sie vielleicht selbst nicht wußte.

"Wolf liegt jetzt an der Kette," sagte sie; „er ist bissig gegen meine Edelknaben gewesen."

"Wolf an der Kette? Wolf bissig gegen Deinen Edelknaben?" antwortete Halbert, „Wolf war nie bissig, die Kette beugt seinen Muth und macht ihn wild; machet ihn sogleich los!"

Dies geschah. Der große Hund stürzte in das Zimmer und brach durch seine tölpischen und heftigen Sprünge alle Stühle und Spindeln in Unordnung.

„Und wer ist dieser Edelknabe, Marie,“ fragte der Ritter weiter, „den Du mit meinem alten Freunde gleichstellen willst? seit wann strebst Du danach, einen Edelknaben zu halten? Wer ist der Knabe? es mag den stolzen englischen Frauen wohl geziemen, ein Knäbchen zu halten, das ihnen, wenn sie aus der Kammer in den Saal gehen, die Schleppe nachträgt, ihnen im Schummer Luft zufächelt, und nach ihrem Belieben die Laute spielt; aber unsere schottischen Frauen waren früher über dergleichen Eitelkeit erhaben und unsere schottischen Knaben sollen zum Speer und zum Steigbügel erzogen werden.“

„Ich scherzte nur, als ich ihn meinen Edelknaben nannte, lieber Mann; er ist in Wahrheit ein Waisenknaabe, den man aus dem See rettete und den wir seitdem aus Barmherzigkeit auf dem Schlosse behalten haben. Bringe den kleinen Roland her, Elias!“

Roland kam; er lief zu der Edelfrau, hielt sich an die Falten ihres Kleides und blickte aufmerksam, etwas furchtjam die schlanke Gestalt des Ritters an.

„Roland, küsse dem edlen Ritter die Hand,“ sprach die Edelfrau, und bitte ihn, Dein Beschützer zu sein.“

Der Knabe gehorchte nicht, sondern blieb auf seinem Platze und starrte den Ritter noch immer schüchtern an.

„Ist der Knabe nicht schön?“ fragte Marie.

„Auch Wolf ist ein hübscher Hund,“ antwortete Halbert, indem er seinen Liebling streichelte, „und er hat den doppelten Vorzug vor Deinem Günstling, daß er thut, was man ihm befiehlt und nicht darauf hört, wenn man ihn lobt.“

„Weshalb bist Du denn ungehalten über mich?“ fragte Marie, „sieh nur den Knaben an, lieber Halbert, und sage mir, ob er nicht aussieht, als ob ihn der Himmel zu etwas Besserem, als zu einem Bauern bestimmt hätte. Wäre es nicht möglich, daß er bestimmt sei, wie Andere aus geringem Stande zu Ehren und Würden aufzusteigen.“

„Wie es Dir beliebt, meine Liebe,“ antwortete er; „ich bin Dir zu

dankebar, als daß ich Dir das rauben sollte, was Dir Dein einsames Leben erträglicher macht. Thue mit dem Knaben, wie Du willst! ich gebe Dir volle Gewalt dazu, aber vergiß nicht, daß er unter Deiner Aufsicht und nicht unter meiner steht! vergiß nicht, daß er Glieder hat, Arbeit zu verrichten, daß er eine Seele und eine Zunge hat, Gott zu verehren! Darum erziehe ihn in Treue zu seinem Herrn und dem Himmel; im Uebrigen soll es Deine Sache bleiben, nach Gutdünken mit ihm zu verfahren.“

Durch dieses Gespräch war Rolands Schicksal entschieden. Der Ritter bekümmerte sich seitdem fast gar nicht um ihn, während die Edelfrau ihn nachsichtig und günstig behandelte. Durch dieses Verhältniß bildeten sich die guten und bösen Seiten des kindlichen Gemüths aus. Da der Ritter angedeutet hatte, er wolle dem Günstling seiner Gemalin weder Theilnahme noch Aufsicht schenken, so erfuhr auch der junge Roland nicht die scharfe Zucht, der er sonst nach der damaligen Sitte als der Diener eines vornehmen Mannes anheim gefallen wäre. Der Haushofmeister Kaspar Wingate hielt es nicht für gerathen, dem Günstling der Edelfrau, von welcher alle Güter des Hauses herrührten, zu nahe zu treten.

Die Diener des Ritters waren dem Günstling der Edelfrau nicht sehr gewogen, denn Viele von ihnen stimmten mit ihm in Alter und Herkunft überein und wurden dennoch zu einer strengen Beobachtung der gebräuchlichen Zucht angehalten.

Rolands Gemüthsart entwickelte sich ganz entschieden. Er war keck, vorwitzig, anmaßend und herrisch; edelmüthig, wenn man ihm keinen Widerstand leistete, aber voll heftiger Leidenschaft, wo er auf Tadel oder Widerspruch stieß. Er gestand Niemanden ein Recht über sich zu, außer seiner Gebieterin, und über die Letztere hatte er allmählig die Gewalt eines nachsichtig verzogenen Kindes erhalten. Wenngleich die Diener des Ritters den Einfluß des Jünglings mit Neid betrachteten und jede Gelegenheit wahrnahmen, seine Eitelkeit zu kränken, so fehlte es auch im Gegentheil nicht an solchen, welche die Gunst der Edelfrau zu gewinnen hofften, wenn sie sich nachgiebig und gefällig gegen den jungen Mann benahmen. Solche Anhänger fand Roland vorzugsweise unter den Einwohnern des Dörfchens

am See. Diese Leute befanden sich in ganz anderer Lage als diejenigen, welche den Ritter auf seinen Reisen und Kriegszügen begleiteten, und hielten sich viel lieber für Unterthanen der Edelfrau; so äußerten sie die Huldigungen, welche sie ihr brachten, dadurch, daß sie ihrem Liebling so viel Achtung wie möglich erwiesen.

Wolf, der früher Eifersucht gegen Roland gezeigt hatte, ließ sich bald von seinem Vorurtheil abbringen und zeigte sich bis zu seinem Tode anhänglich. Warden, der Schloßkaplan aber behielt seine Abneigung gegen den Jüngling. Obgleich der gute Alte aufrichtig und wohlgesinnt war, so forderte er doch eine zu hohe Achtung vor seinem Stande und verlangte von den Bewohnern des Schlosses mehr Nachgiebigkeit, als der hochfahrende Edelknabe ihm bewilligen mochte.

Rolands muthwillige Jugendlust, sein kühnes und offnes Benehmen hatte die Wirkung, daß Halberts Bruder, Eduard, der den Namen Pater Ambrosius führte, ihm desto größere Aufmerksamkeit schenkte. Der fromme Mann gehörte zu den wenigen Mönchen, die mit ihrem alten Abt im Kloster Kennaquhair ein dürftiges Leben führten. Aus Achtung vor dem Ritter von Avenel hatte man sie nicht gänzlich vertrieben, obgleich der Orden beinahe gänzlich unterdrückt war.

Unter diesen Umständen kam Pater Ambrosius nur selten in das Schloß Avenel und bewies dem Edelknaben eine besondere Aufmerksamkeit; Roland erzeigte ihm dafür eine tiefere Zuneigung als Andern.

Auf diese Weise verflossen mehrere Jahre. Der Ritter Avenel erfüllte fortgesetzt eine wichtige Stelle bei den bedeutenden Ereignissen des Landes, während Roland die Zeit ersehnte, wo er aus seiner dunklen Lage heraustreten könnte.

## Zwölftes Kapitel.

Roland war siebenzehn Jahre alt, als er an einem Sommermorgen in die Falknerei ging, um nach einem Nestsfalken zu sehen, den er selber mit Lebensgefahr aus einem benachbarten Horst geholt hatte. Er fand, daß man seinen Lieblingsvogel nicht richtig behandelt habe, und zeigte seine Unzufriedenheit dem Falknerjungen, der des Vogels hätte pflegen sollen.

„Wie,“ rief er, „Du fütterst meinen Nestsfalken mit ungewaschenem Futter, als wäre er der Sprosse einer elenden Nebelkrähe? und seit zwei Tagen hast Du ihm auch noch keine Arznei gegeben? meinst Du, ich hätte meinen Hals gewagt, den Vogel vom Horst zu holen, damit Du ihn durch Deine Trägheit verderben sollst?“

Bei diesen Worten gab er dem Burschen einige Schläge, und dieser erhob ein so klägliches Geschrei, daß der Falkner von Avenel, Adam Woodcock, herbeigelaufen kam. Dieser war ein geborner Engländer, aber seit langer Zeit in Halbert's Diensten, und nahm es nicht gleichgültig auf, daß der Edelknabe sich unterfangen hatte, seinen Buben zu züchtigen.

„Ei, mein Herrchen,“ rief er, indem er zwischen Beide trat; „es würde Eurem Treffenrock besser passen, wenn Ihr Euch gemüthlicher benähmt. Nur nicht gleich mit der Faust heraus! wenn der Junge gefehlt hat, so kann ich ihn selber schlagen.“

„Ich will ihn schlagen und Dich obenein, wenn Du nicht besser auf Dein Amt siehst,“ sagte Roland hastig, „der Vogel ist unter Euch verathen und verkauft. Er ist ein Nestsfalk, und dieser nachlässige Faulenzenz füttert ihn mit ungewaschenem Fleische.“

„Du bist selbst ein Nestsfalk, Ritter Roland,“ entgegnete der Falkner. „Was verstehst Du vom Füttern! vorläufig sage ich Dir, daß der Nestsfalk sein Futter ungewaschen bekommt, denn sonst würde er schnabelkrank; so viel weiß Jeder, der einen Geier von einem Falken unterscheiden kann.“

„Das sagst Du nur aus Faulheit, Du falscher Engländer, Du thust



weiter nichts als Trinken und Schlafen und überläßt dem faulen Jungen Deine Arbeit, der auch nicht mehr daran denkt, als Du selber.“

„Ich wäre faul!“ rief der Falkner, „habe ich nicht für viele Falken zu sorgen? Und ist denn unser Edelknabe so fleißig, daß er mir Vorwürfe machen kann? ich bin ein falscher Engländer? und wer in aller Welt bist denn Du? Du bist weder Engländer noch Schottländer, weder Fisch noch Fleisch, und hast weder Freunde noch Verwandte. Ei, Du Grober, möchtest wohl gar den Herrn spielen?“

Roland gab dem Falkner für die höhnische Rede eine so kräftige Ohrfeige, daß er in die Wanne stürzte, worin die Falken gebadet wurden. Adam richtete sich schnell wieder empor, ergriff einen nahe liegenden Knüttel und würde die empfangene Beleidigung gerächt haben, wenn nicht der Edelknabe die Hand an seinen Dolch gelegt und geschworen hätte, ihm beim ersten Schlag den Stahl in die Brust zu stoßen.

Es entstand ein so heftiger Lärm, daß Mehrere vom Gesinde herbeikamen und auch der ernste Haushofmeister, der als Zeichen seines Amtes eine goldene Kette und einen weißen Stab führte. Bei seinem Erscheinen endigte der Streit und er nahm die Gelegenheit wahr, den Edelknaben wegen seines Betragens zu tadeln; er versicherte, daß Roland die längste Zeit im Schlosse gewesen sein würde, wenn er diesen Streit dem Ritter erzählte; er wolle dies aus Achtung gegen die Edelfrau unterlassen, aber dieser selbst müsse er die Geschichte melden.

„Das ist ganz recht, Herr Wingate,“ riefen mehrere Diener, „und unsere Edelfrau wird es überlegen, ob man bei jedem Streite gleich den Dolch zieht, ob wir unter Dolch und Messer leben oder in einem Hause, wo Gottesfurcht herrscht.“

Roland warf zornige Blicke umher, unterdrückte nur mit Mühe seine Verachtung und stieß mit einem unwilligen Blick auf die Versammlung den Dolch in die Scheide; dann schob er die ihm im Wege Stehenden auf die Seite und ging hinaus.

Woodcock erklärte jetzt dem Haushofmeister, er würde nie wieder den

Falken eine Haube aufsetzen, wenn der vorwitzige Edelknabe nicht seine Züchtigung erhielt.

„Seid still, Adam Woodcock!“ sprach Wingate besänftigend, „still sage ich Euch, Freund! unsere Edelfrau ist dem aufgeschossenen Buben geneigt, aber unser Herr mag ihn nicht leiden. Nun sagt mir selber, ob ich Streit zwischen ihnen anstiften und mich wegen des unbesonnenen Vorfalles, den ich gern aus dem Schlosse gepeitscht sehen möchte, in eine üble Lage bringen soll?“

„Genug, Herr Wingate,“ erwiderte Fräulein Eilias, die Kammerfrau „man soll bald von ihm hören. Ich will kein Weib sein und nicht Eilias heißen, wenn mich die Edelfrau nicht, ehe zehn Minuten vergangen sind fragt, was es hier unten gegeben hat.“

Eilias folgte ihrem Plan und erschien mit einem Gesicht vor ihrer Gebieterin, welches ein wichtiges Geheimniß zu verrathen schien; ihr ganzes Benehmen schien anzudeuten, daß sie Etwas wisse, aber auch entschlossen sei, es zu verhehlen.

Die Kammerfrau hatte sich nicht verrechnet; ihre Herrin war zwar klug und gütig, aber konnte doch dieses geheimnißvolle Betragen nicht lang sehen, ohne nach der Ursache zu fragen.

„Nun, gnädige Frau,“ antwortete Eilias, die sich selber gern ihrer Last entledigt hätte, „wenn Ihr mir die Wahrheit zu sagen befehlt, so dürft Ihrs auch nicht übel nehmen, wenn ich Etwas sage, das Euch nicht gefällt. Es ist weiter nichts, als daß Roland Gräme den Dolch gegen den Falkner Adam gezogen hat; und der wäre erstochen worden, wenn nicht schnelle Hülfe gekommen wäre. Vielleicht ist es Euch aber recht, daß der junge Herr die Dienstleute nicht bloß mit Prügeln schlägt, sondern auch ersticht.“

Die Edelfrau befahl sogleich, den Haushofmeister zu rufen und Eilias eilte, den alten Wingate vor sie zu bringen.

„Was soll das heißen, Wingate?“ sprach die Edelfrau. „Haltet Ihr so schlecht Ordnung im Schlosse, daß die Dienstleute meines Gemals Dolche gegen einander ziehen, wie in einer Räuber- und Mörderhöhle? ist der

Mann schwer verwundet, und was ist aus dem unglücklichen Jünglinge geworden?“

„Bis jetzt ist Niemand verwundet,“ antwortete der Haushofmeister, „aber mit meinem geringen Verstande kann ich nicht vorhersagen, wie viele Personen zwischen heut und Ostern verwundet sein werden, wenn der junge Mann nicht zur Ordnung verwiesen wird.“

„Und Niemand anders ist schuld als Ihr,“ fiel ihm die Rittersfrau ins Wort. „Er würde nicht Zank anfangen und den Dolch ziehen, wenn Ihr ihn besser gezogen hättet. Schickt den Kaplan zu mir! Ihr werdet Alle zu klug, während Euer Herr so lange und oft abwesend ist. Wollte Gott, seine Geschäfte erlaubten ihm, zu Hause zu bleiben, und seine Angelegenheiten zu verwalten. Es überschreitet meinen Verstand und meine Kräfte. Aber ich erwarte jeden Tag die Rückkehr meines Gemals, und dann wird er selber nach den Sachen sehen. Jetzt gehet, Wingate, und sprecht kein Wort weiter! Ich weiß recht wohl, daß Ihr ein redlicher Mensch seid, und der junge Mann mag ungefüm sein; aber mir scheint es, als märet Ihr Alle gegen ihn gestimmt, weil ich ihm meine Gunst erweise.“

Der Haushofmeister machte noch wiederholte vergebliche Versuche, sich zu erklären, ehe er sich verbeugte und ging. Nach ihm erschien der Kaplan. Aber dieser beruhigte die Aufregung der Edelfrau noch viel weniger, denn er zeigte sich viel mehr geneigt, alle Störungen, die Roland mit seinem heftigen Sinn gemacht hatte und noch machen könnte, ihrer Nachsicht zuzuschreiben.

„Entlastet den Jüngling aus Eurem Dienste, geehrte Frau,“ sagte der Prediger, „es ist ja nicht nöthig, daß Ihr Eure Hand von ihm zieht, wenn Ihr ihn in einen andern Dienst oder in einen passenderen Beruf bringet. Anderswo kann er vielleicht ein nützlicher und brauchbarer Mensch werden, während er hier nur ein Störenfried und ein Stein des Anstoßes ist.“

„Wir wollen über die Sache weiter nachdenken, lieber Herr Warden,“ sprach die Edelfrau; „indessen hoffe ich, Ihr könntet durch Eure Vorstel-

lungen die heftige Eifersucht der andern Dienstleute mäßigen, und ich bitte Euch, daß Ihr ihnen einschärft, was sie Gott und ihrem Herrn schuldig sind.“

„Euer Wunsch soll erfüllt werden, gnädige Frau. Am nächsten Donnerstag will ich den Leuten eine Predigt halten und mit Gottes Segen gegen den bösen Geist des Zornes kämpfen.“

Dem Geistlichen war es nicht unlieb, daß das Gespräch eine solche Wendung erhalten hatte. In jenen rohen Zeiten beobachteten die Geistlichen nicht gerade zu großes Zartgefühl, wenn es sich um persönliche Ermahnungen handelte; der Hofprediger wendete sich gerade an den König und schrieb ihm vor, wie er sich in Staatsangelegenheiten zu betragen habe; und der Burgherr oder einer seiner Leute mußten sich oft in der Schloßkapelle mit Schrecken und Aerger ihre Vergehen vorhalten lassen.

Die Predigt, womit Warden die Ruhe und Ordnung im Schlosse herstellen wollte, hatte den Text: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen.“

Der Geistliche zeigte dabei eine seltsame Mischung von scharfem Verstande, kräftiger Beredtsamkeit, aber auch von schonungsloser Schroffheit. Er bewies, daß unter dem Worte „Schwert“ alle Arten scharfer Waffen verstanden werden müßten. Indem er einen ernsten Blick auf den Edelknaben warf, der auf einem gepolsterten Sitze zu den Füßen seiner Herrin saß und einen feinen Dolch mit vergoldetem Griff in einer rothen Scheide trug, sagte er zum Schluß: „Diejenigen halte ich vorzugsweise für solche tödtlichen Werkzeuge, die in unsern thörichten Zeiten nicht blos von Dieben und Mördern getragen werden, für welche sie gehören, sondern auch von solchen, welche den Weibern dienen und in den Gemächern ehrbarer Frauen aufwarten. Ja, meine Geliebten, diese unselige Waffe, die für alles Böse gemacht ist, ist unter jenem Worte mit einbegriffen: sei es der spitze Dolch, den wir dem verrätherischen Italiener entlehnten oder der Dolch der wilden Hochländer. Der gewöhnliche Kaufbold selber verschmäh't es, von einer so verrätherischen und boshaften Waffe Gebrauch zu machen; sie taugt nicht für Männer oder Krieger, sondern nur für Solche, die, von

Weibern erzogen, selber Weiber geworden sind und mit ihrer männlichen Natur weiblichen Groll, weibliche Feigheit, Schwäche und Leidenschaft verbinden.“

Der unglückliche Knabe, der bis jetzt noch keinen Zwang gefühlt hatte, konnte seinen Zorn über diese Zurechtweisung nicht verbergen. Sein Gesicht glühte, seine Lippen wurden bleich; er preßte die Zähne zusammen und ballte die Faust; als der Prediger immer lebhafter gegen ihn ausfiel, gerieth er selber in Besorgniß, daß er sich zu einer heftigen That möchte hinreißen lassen; schnell sprang er daher auf, schritt rasch durch die Kapelle und verließ die Versammlung.

Der überraschte Prediger hielt inne, als der leidenschaftliche Jüngling pfeilschnell an ihm vorüberschoß und einen vernichtenden Blick auf ihn warf. Kaum aber hatte Roland die Thür der Kapelle mit Hestigkeit zugeworfen, als der Prediger diesen Umstand benutzte, das unschickliche Betragen mit neuer Beredsamkeit seinen Zuhörern vorzuführen. Er schloß mit einer lebhaften und rührenden Ermahnung, die göttliche Gnade gegen menschliche Schwachheiten anzuflehen. Die Anwesenden hörten ihm voll Rührung zu, man sah aber auch in ihren Gesichtern den Ausdruck der stolzen Freude, daß der voreilige Jüngling für seinen Fehler bestraft worden war.

Audere Empfindungen hegte die Edelfrau, als sie in ihr Zimmer zurückkehrte. Sie war unwillig, daß Warden eine häusliche Angelegenheit, woran sie selber theilhaftig war, zum Gegenstand einer öffentlichen Strafpredigt gemacht hatte. Sie hegte gegen den Waisenknaben eine Zärtlichkeit, die sie sich selber nicht erklären konnte; es schien ihr, als ob der Himmel ihn geschickt habe, um die leeren, freudenlosen Augenblicke ihres Lebens auszufüllen. Diese Betrachtung bestärkte sie in dem Entschluß, den Edelknaben nicht aufzugeben, so lange sie ihn beschützen könne, und um zu sehen, wie weit dies möglich wäre, ließ sie ihn zu sich rufen.

„Junger Mensch,“ sprach sie, „was soll ich von Deinem heutigen Betragen denken? Du hast Dich so benommen, daß Dein Herr im höchsten Grade beleidigt sein muß; Du zeigst Dich gewaltthätig gegen Deine Mitdiener und unehrerbietig gegen die Abgesandten Gottes.“

„Wenn ich meine Gebieterin, Freundin und Wohlthäterin beleidigt habe, so ist dies meine ganze Schuld und ich fühle die tiefste Reue darüber. Aber ich bin nicht der Diener des Ritters Halbert, er ist nicht mein Herr und hat nicht das Recht, mich zu tadeln, weil ich einen unverschämten Burschen züchtigte, und ich fürchte ebenso wenig des Himmels Zorn, weil ich einen Prediger verachte, der sich unrechtmäßig in diese Sache einmischt.“

Die Edelfrau schwieg einen Augenblick und sprach dann mit Würde: „Gegen mich führst Du solche Sprache, Roland? soll ich die Gunst bereuen, die ich Dir erzeigte? Du erklärst Dich unabhängig von einem Herrn auf Erden und im Himmel; hast Du vergessen, was Du warst und was Du sein wirst, wenn ich Dir meinen Schutz entziehe?“

„Ich habe nichts vergessen, gnädige Frau,“ antwortete Roland. „Es ist mir nur zu Vieles in der Erinnerung. Ich weiß, daß ich ohne Euch dort in den blauen Wellen umgekommen wäre; Eure Güte erstreckte sich noch weiter, denn Ihr schützte mich gegen die Bosheit anderer Menschen und gegen meine eigene Thorheit. Wenn Ihr wollt, so steht es Euch frei, Eure Hand von dem Waisenknaben abziehen. Ihr habt an mir Alles erfüllt, und ich kann mich über Nichts beklagen; aber glaubt nicht, gnädige Frau, daß ich undankbar sei! ich habe im Gegentheil Vieles geduldet, nur um Euretwillen. Ihr seid zu gerecht, edle Frau, als daß Ihr fordern könntet, ich sollte dankbar sein für die Kälte und Geringschätzung, ja für die offenbare Abneigung, womit Euer Gemal mich stets behandelt hat. Ihr seid zu gerecht, als daß Ihr verlangen könntet, ich sollte erkenntlich sein für die fortwährenden Zeichen der Verachtung und Feindseligkeit, womit Andere mich behandelten, oder für eine solche Predigt, wie Euer ehrwürdiger Kaplan heut auf meine Kosten Eurem ganzen Hause zum Besten gab.“

„Wirklich, Roland, Du vergißt Dich so sehr, daß ich in Versuchung komme, ernstliche Maßregeln zu ergreifen, damit Du eine bescheidenere Meinung von Dir und Deiner Lage erhältst. Man hat Dich fein herausgeputzt und Dich wie den Sohn eines Edelmanns behandelt, so daß Du endlich vergessen hast, aus welchem gemeinen Blut Du entsprossest.“

„Verzeiht, edle Frau! Ihr wißt nichts von meiner Herkunft, das Euch das Recht geben könnte, mich so verächtlich zu behandeln. Ich gehöre keiner Bettlerbrut an; meine Großmutter hat niemals gebettelt, weder hier noch anderswo, und wäre lieber auf kahler Haide umgekommen. Wir wurden ausgeplündert und aus der Heimat vertrieben, und das ist Andern auch begegnet. Das Schloß Avenel war trotz seinem See und seinem Thurm nicht immer im Stande, seine Bewohner vor Jammer und Noth zu schützen. Glaubt mir, gnädige Frau, ich stamme nicht aus niedrigem Blute. Zwar kenne ich meine Herkunft nicht, aber meine einzige Verwandte sagte mir, was mir mein Herz bestätigt: daß ich aus edlem Blute stamme und edler Behandlung würdig bin.“

„Auf solche unbestimmte Versicherung willst Du Achtung und Vorzüge beanspruchen, die nur einem hohen Rang und einer vornehmen Herkunft gebühren, und willst Vorrechte fordern, die nur dem Adligen zustehen?“ fragte die Rittersfrau. „Geh und lerne Dich selber kennen, und der Haushofmeister soll Dir zeigen, daß Du muthwilliger Bube die Ruthe bekommen kannst. Du hast zu wenig Zucht gefühlt, wie sie für Deine Jahre und Deinen Stand paßt. Deine Beleidigungen verdiente ich, weil ich Deinen Muthwillen so lange ertrug und bestärkte. Geh noch heute Abend aus dem Schlosse! Ich werde Dir die Mittel zu Deinem Unterhalt schicken, bis Du Dich auf eine ehrbare Art ernähren kannst; aber ich fürchte, Deinem Stolze wird Alles, außer Raub und Gewaltthat, zu gering sein. Geh und komm mir nie wieder vor die Augen!“

Roland, von tiefem Schmerz ergriffen, warf sich zu ihren Füßen, aber er konnte kein Wort hervorbringen.

„Stehe auf und laß meinen Mantel los!“ erwiderte die Rittersfrau. „Heuchelei ist eine schlechte Hülle für Undankbarkeit.“

Roland sprang schnell wieder auf; ein rascher Wechsel der Gefühle war in seinem aufgeregten Gemüth vor sich gegangen.

„Ich bin weder zu Heuchelei, noch zu Undank fähig, edle Frau,“ hob er an, „glaubt nicht, ich wollte Euch um die Erlaubniß bitten, hier zu bleiben. Ich hatte längst den Entschluß gefaßt, Avenel zu verlassen, und

ich werde es mir niemals verzeihen, daß ich so lange zögerte, bis man mich gehen hieß. Ich kniee nur, um Euch um Vergebung zu bitten für ein übereiltes Wort, das ich nur im Unmuth aussprach und nicht gegen Euch hätte brauchen sollen. Eine andere Gnade verlange ich nicht. Ihr habt viel für mich gethan, aber ich wiederhole es, daß Ihr nicht wißt, was ich Alles erduldet habe. Ich trug meine Last schweigend, ohne Euch durch mein Murren zu stören, und ich wendete mich weder an Euch, noch nahm ich auf eigene Hand Rache, nur um Eure Achtung nicht zu verlieren. Aber jetzt ist es gut und wir scheiden. Ich bin nicht geboren, ein Vohndiener zu sein, um von der Gebieterin begünstigt zu werden, bis ich durch die Verleumdung Anderer zu Grunde gerichtet werde. Gebe Euch der Himmel seinen besten Segen, gnädige Frau, und um Euretwillen auch allen denjenigen, die Euch theuer sind!"

Als er aus dem Zimmer gehen wollte, rief ihn die Edelfrau zurück, und er blieb stehen.

„Es war nicht meine Absicht,“ sprach sie, „Dich ohne Hülfsmittel zu entlassen und würde es auch in meinem größten Unwillen nicht gethan haben. Nimm dieses Geld!“

„Verzeiht, edle Frau,“ sagte Roland, „und laßt mich in dem Bewußtsein scheiden, daß ich nicht so tief erniedrigt bin, um Almosen zu empfangen. Meine geringen Dienste gegen die Kosten meines Unterhalts und meiner Bekleidung gewogen, bleibe ich doch Euer Schuldner für mein Leben, und diese Schuld kann ich nimmer tilgen. Nehmt Euer Geld zurück und saget mir nur, daß Ihr keinen Groll mehr gegen mich hegt! Segne Euch Gott noch ein Mal! Ich bin nicht ungeschickt und es fehlt mir nicht so sehr an Freunden, wie Ihr glaubt; vielleicht kommt einst die Zeit, wo ich mich anders als durch Worte dankbar beweisen kann.“ Er warf sich auf seine Kniee und sie entzog ihm die Hand nicht, die er küßte.

Als er hinausging, blickte Vllias auf ihre Gebieterin, welche ungewöhnlich blaß aussah und einer Ohnmacht nahe schien. Aber sie faßte sich schnell, wies den Beistand ihrer Kammerfrau zurück und ging in ihr Gemach.



Am nächsten Morgen verließ der verstößene Jüngling das Schloß. Er ging fort, wie er gekommen, erzählte Kilias; den Weg über Zugbrücken und Dammwege verschmähte er und ruderte sich selbst in dem kleinen Boote nach der andern Seite des See's hinüber.

Er war in einiger Entfernung vom Dorfe gelandet, um nicht von den Bewohnern gesehen zu werden, und schon weit auf seiner einsamen Wanderung gekommen, ohne einen Zweck oder ein Ziel zu wissen. Endlich begegnete er einem jungen Manne von beinahe seinem Alter, der sich früher glücklich geschätzt hatte, wenn er als ein dienender Gehülfe an den Belustigungen des Edelknaben Theil nehmen konnte. Dieser junge Mann, Kalph mit Namen, eilte schnell und höflich herbei, ihn zu begrüßen und fragte: „Was heißt das, Junker Roland, daß man Euch ohne Falken oder Hund sieht?“

„Falken oder Hund?“ entgegnete Roland, „wer weiß, ob ich sie je wieder Locke. Ich bin verabschiedet, oder vielmehr, ich habe das Schloß verlassen.“

Kalph erstaunte. „Zhr wollt wohl in des Ritters Dienste gehen,“ fragte er, „und Panzerhemd und Lanze nehmen?“

„Nein,“ entgegnete Roland, „ich trete auf immer aus dem Dienste Avenels.“

„Und wohin wollt Zhr?“ fuhr der junge Bauer fort.

„Darauf kann ich jetzt nicht antworten, denn ich muß es mir erst überlegen.“

„Ich wette darauf, daß es Euch gleichgültig ist, welchen Weg Zhr einschlagt. Die Edelfrau wird Euch den Abschied nicht gegeben haben, ohne Eure Taschen ein wenig zu füllen.“

„Elender Sklave,“ rief Roland, „glaubst Du, ich hätte von ihr eine Gabe angenommen, da sie mich auf Anstiften eines Pfaffen und einer naseweisen Magd verleumden und zu Grunde richten ließ? Das Brot, das ich mit solchen Almosen gekauft hätte, wäre mir beim ersten Bissen in der Kehle stecken geblieben.“

Ralph betrachtete seinen ehemaligen Freund mit einem Blick, worin sich Erstaunen und ein wenig Verachtung mischte.

„Nun, Ihr braucht Euch nicht so zu ereifern,“ sprach er endlich. „Es weiß Jeder am besten, was für seinen Magen taugt, aber wenn ich um diese Zeit und ohne Ziel auf offener Haide wäre, würde ich froh sein, ein paar Goldfische in der Tasche zu haben; gleich viel, von wem ich sie bekommen hätte. Vielleicht kommt Ihr mit mir zu meinem Vater? das heißt auf eine Nacht, denn morgen kommt meines Vaters Bruder mit allen seinen Leuten.“

Durch diese nur halb angebotene und auf eine einzige Nacht beschränkte Gastfreundschaft fühlte sich der Stolz des verabschiedeten Günstlings beleidigt. „Lieber wollte ich auf nackter Haide schlafen, wie ich manche Nacht gethan, als ich es noch nicht nöthig hatte,“ sprach er, „als in Deines Vaters Rauchloch, das nach Torf, Dampf und Branntwein stinkt.“

„Ihr mögt es halten, wie Ihr wollt, Junker: wenn Ihr so weiter reiset, werdet Ihr noch froh sein, ein Torffeuer und Branntwein zu riechen. Ihr hättet Euch für meinen guten Willen bedanken sollen; denn nicht Jeder wird sich Unbequemlichkeiten machen wollen, um einen abgedankten Dienstboten zu beherbigen.“

„Ihr solltet nicht vergessen, Ralph,“ sprach Roland, „daß ich Euch schon ein Mal geklopft habe, und hier ist dieselbe Ruthe, die Ihr geschmeckt habt.“

Der Landmann war ein untersefter derber Bursche. Er richtete sich empor und lachte höhnisch über die Drohung des schlanken, schwächlichen Jünglings. „Es mag wohl dieselbe Ruthe sein,“ sprach er, „aber es ist nicht mehr dieselbe Hand. Merkt es Euch, Ihr gewesener Edelknabe! als Ihr Eure Ruthe aufhobt, hielt ich meine Ruthe nicht aus Furcht vor Euch nieder, sondern aus Furcht vor Leuten, die höher stehen. Jetzt hindert mich nichts, die alte Rechnung mit dieser Haselruthe abzumachen, und ich könnte Euch, Junker Roland, zeigen, daß ich den Rock unserer Edelfrau, aber nicht Euer Fleisch und Blut schonte.“

So wüthend Roland war, sah er doch ein, daß er sich einer rauhen Behandlung aussetzen würde, wenn er den Streit weiter fortsetzte. Als

der rüstige Bauer ihn mit höhnischem Gelächter herausforderte, empfand der unglückliche Jüngling seine Lage so schmerzlich, daß er beide Hände vor das Gesicht hielt, um seine ausbrechenden Thränen zu verbergen.

Der rohe Bauer blieb bei dem Kummer seines ehemaligen Spielgefährten nicht ungerührt. „Nun, Junker Roland,“ fuhr er fort, „ich hatte nur meinen Scherz mit Euch. Schon wegen der alten Bekanntschaft möchte ich Euch nichts zu Leide thun. Aber künftig müßt Ihr erst Euren Mann ansehen, ehe Ihr von prügeln sprecht. Seht Ihr denn nicht, daß Euer Arm spindeldürr gegen den meinigen ist? Doch still! ich höre den alten Adam seine Falken locken. Kommt, Freundchen, wir wollen uns einen fröhlichen Nachmittag machen und dann zu meinem Vater gehen, trotz Torf, Rauch und Branntwein. Vielleicht können wir Euch behülflich sein, Euer Brot in diesen Zeiten auf eine ehrliche Weise zu erwerben.“

„Ich dank Euch,“ erwiderte Roland, indem er wieder einen gleichgültigen Ton anzunehmen versuchte. „Ich habe einen andern Weg vor mir und könnte in keinem Falle den Eurigen betreten.“

„Ganz recht, Junker Roland,“ entgegnete der Landmann. „Es muß Jeder am besten wissen, was er zu thun hat, und ich will Euch nicht länger von Eurem Wege abhalten. Gebt mir Eure Hand, Freund, aus alter Bekanntschaft! Wie, Ihr wollt mir nicht einmal die Hand geben beim Abschiede? Nun, meinethwegen, einen eigensinnigen Menschen muß man gehen lassen. Lebt wohl!“

„Lebt wohl,“ sagte Roland, während der Landmann mit schnellen Schritten und pfeifend von dannen ging, wie es schien, nicht ohne Freude, einen Bekannten los zu werden, der ihm nicht mehr nützlich, sondern eher lästig werden konnte.

Roland schritt rasch und entschlossen weiter, so lange Ralph ihn sehen konnte. Er unterdrückte seine innere Aufregung, bis die Gestalt des jungen Bauern in der Ferne hinter einem vorspringenden Hügel verschwunden war. Dann überwältigte ihn sein Gefühl. Er setzte sich fern ab vom Wege auf den Rasen und überließ sich den schmerzlichen Regungen des beleidigten Stolzes, des Kummers und der Sorge. Allmählig wurde sein Gemüth von

einem traurigen, aber sanfterem Gefühl erfüllt, als er an die unveränderliche Güte seiner Wohlthäterin dachte, die sich trotz seines Muthwillens und ungeachtet vieler Kränkungen stets noch nachsichtig gegen ihn erwiesen hatte.

„Es war auch nicht recht von mir,“ dachte er, „die Gastfreundschaft meiner mütterlichen Wohlthäterin anzunehmen, ohne ihr meinen Glauben zu entdecken. Aber sie soll erfahren, daß ein Katholik ebenso dankbar sein kann wie ein Protestant; daß ich leichtsinnig, aber nicht böse bin, daß ich selbst in meinem größten Ungeßüm sie geliebt, geachtet und geehrt habe, daß der Waisenknabe zwar unbesonnen, aber nicht undankbar sein kann.“

Während diese Gedanken durch seinen Geist zogen, kehrte er um und schlug schnell den Weg zum Schlosse ein. Aber die erste Haft der Reue wurde gehemmt, als er daran dachte, mit welchem Hohn die Hausgenossen auf den rückkehrenden Flüchtling blicken würden. Möge es sein, dachte er entschlossen, sie mögen spötteln, deuteln, von gedemüthigtem Stolz und gefallener Höhe sprechen, so viel sie wollen! das wird eine Buße für meine Thorheit sein, die ich geduldig ertragen will. Aber wenn auch meine Wohlthäterin glauben könnte, daß ich niederträchtig und schwach genug wäre, um die Erneuerung ihrer Gunst zu bitten, wohl um des Vortheils willen? Nein, ich kann es nicht ertragen, daß sie mich für niedrig halte.“

Während Roland mit diesen Gedanken beschäftigt war, fuhr etwas durch die Luft, und so nahe an ihm vorüber, daß seine Augen geblendet und sein Federbusch beinahe gestreift wurde. Er blickte auf und sah Halberts Lieblingsfalken, der ihm um den Kopf flatterte und ihn als einen bekannten Freund zu begrüßen schien. Roland streckte seine Arme aus und ließ den bekannten Lockruf hören, worauf sich der Falke auf seine Faust setzte, sich putzte und zuweilen einen scharfen Blick aus seinen braunen Augen warf, als wollte er fragen, warum er nicht, wie gewöhnlich, freundlich geliebkost würde.

„O Diamant!“ sprach Roland, als ob ihn der Vogel verstände, „wir Beide dürfen uns fortan nicht mehr kennen. Ich sah Dich manch tüchtigen Stoß machen und manchen muthigen Reiher mit den Fängen packen; aber das ist nun Alles vorbei, und für mich giebt es keine Beize mehr.“

„Und warum denn nicht, Junker Roland?“ sprach Adam Woodcock, der Falkner, indem er hinter einem Gebüsch hervortrat. „Weshalb sollte es keine Beize mehr für Euch geben? war wäre unser Leben ohne Jagdluft.“

Der ehrliche Falkner sprach fröhlich und freundlich, und sein Ton verrieth herzliche Aufrichtigkeit; aber der Jüngling antwortete nicht, denn die Erinnerung an den Streit mit dem Falkner war ihm unangenehm.

Der Falkner errieth die Ursache des Zögerns und fuhr fort: „Was giebt es denn, Junker Roland? Ihr seid ein halber Engländer und glaubt, ich, ein ganzer, könnte Euch Groll nachtragen und Euch in Noth lassen? seht, Freundchen, von Euch hätte ich mir lieber einen harten Schlag gefallen lassen, als von einem Andern ein grobes Wort. Denn Ihr versteht Euch auf die Falknerei, wenngleich Ihr auch der Meinung seid, ein Nestsfalle müsse gewaschenes Fleisch bekommen. Drum gebt Eure Hand, Freund, und tragt nichts weiter nach!“

Rolands Stolz sträubte sich zwar gegen das vertrauliche Benehmen des ehrlichen Adam, aber der junge Mann konnte der freimüthigen Offenheit nicht widerstehen. Indem er das Gesicht mit der einen Hand bedeckte, reichte er die andere dem Falkner und erwiderte den freundlichen Händedruck.

„Nun, das ist herzlich gemeint,“ sagte Woodcock. „Ich sagte immer, Ihr hättet ein gutes Herz, wenngleich es auch wahr ist, daß Ihr einen kleinen Teufel im Leibe habt. Ich kam mit dem Falken hierher, um Euch aufzusuchen, und ein Bauernlümmler sagte mir, welchen Weg Ihr eingeschlagen hättet. Ihr hieltet immer zu viel auf meinen Jungen und doch weiß er von der Jagd nicht mehr, als er von Euch gelernt hat. Ich sah wie es zwischen Euch Weiden stand und habe ihn fortgejagt. Ich will lieber einen Räuber unter meinen Falken haben, als einen falschen Jungen an meiner Seite. Und jetzt sagt mir, Roland, welchen Weg Ihr nehmen wollt!“

„Das weiß Gott,“ antwortete der Jüngling, der einen Seufzer nicht unterdrücken konnte.

„Nein, Freundchen, macht Euch keine Sorge darüber, daß Ihr den Abschied bekommen habt; Ihr könnt trotzdem noch höher und schöner flie-

gen. Seht nur unsern Diamant an! es ist ein edler Vogel, der mit Haube, Schuh und Kurzfesseln ganz stattlich aussieht, und doch giebt es manchen wilden Falken in Norwegen, der nicht mit ihm tauschen würde. Das möchte ich auf Euch beziehen. Ihr seid nicht mehr der Edelknaube in unserm Schlosse, werdet nicht mehr schön gekleidet, könnt nicht mehr so gut essen, so weich schlafen und so stattlich aussehen; aber was ist daran gelegen? wenn Ihr nicht mehr Edelknaube seid, so seid Ihr dafür Euer eigener Herr; könnt gehen wohin Ihr wollt und braucht nicht auf den Ruf Eurer Herrin oder auf die Pfeife des Hofmeisters zu achten. Freilich ist es schlimm, daß Ihr die Jagd verliert, aber wer weiß, was Ihr dafür gewinnt. Man sagt, der Ritter Halbert, — das heißt, ich will nicht ohne Ehrerbietung von ihm sprechen — soll einst froh gewesen sein, dem Abt als Förster zu dienen und jetzt hat er Hunde und Falken und noch dazu den Adam Woodcock als Falkner.“

„Das ist ganz recht, und Ihr habt wahr gesprochen, Adam,“ antwortete der Jüngling mit glühenden Wangen; „der Falke wird sich ohne Schuh und Fessel höher schwingen, als mit denselben, wenn sie auch von Silber wären.“

„Das heißt brav gesprochen,“ fuhr der Falkner fort; „aber wohin jetzt?“

„Ich war willens, in die Abtei zu gehen und Pater Ambrosius um Rath zu fragen, aber ich fürchte, die Väter könnten in Unruhe versetzt werden, und daher möchte ich lieber heute Nacht den alten Priester in Sant Euthberts Klausen um ein Nachtlager bitten, und dann zu Pater Ambrosius schicken und seinen Rath befragen, ehe ich ins Kloster gehe.“

„Bei der heiligen Jungfrau, das läßt sich hören!“ sprach Adam. Dann verwardelte sich plötzlich sein offenes Benehmen in eine seltsame Verlegenheit, als wenn er etwas sagen wollte, das nicht recht über seine Lippen kommen wollte. „Und nun,“ fuhr er fort, „wißt Ihr ja, daß ich eine Tasche trage für das Fleisch, womit ich die Falken füttere, und dann wißt Ihr auch, womit die Tasche gefüttert ist.“

„Ganz wahrscheinlich mit Leder,“ antwortete Roland, der sich darüber wunderte, daß der Falkner so lange mit dieser Frage gezögert hatte.

„Mit Leder, lieber Junge,“ bestätigte Woodcock, „ja, und auch mit Silber dazu. Seht Ihr diesen geheimen Schlitze in dem Futter der Falknertasche? da sind dreißig Silberthaler, so gute, wie sie jemals geschlagen wurden; und davon stehen Euch zehn gern zu Diensten; und damit ist es abgemacht.“

Anfangs wollte Roland die angebotene Hülfe zurückweisen, aber er besann sich, daß er sich erst vor Kurzem Demuth gelobt hatte, und bei dieser Gelegenheit seinen neuen Entschluß erproben konnte. So bezwang er sich, und antwortete dem Falkner: er wolle das freundliche Anerbieten dankbar annehmen; um den Stolz, der sich wieder geltend machen wollte, zu beschwichtigen, fügte er hinzu, er hoffe, seine Schuld bald wieder abtragen zu können.

„Ganz wie es Euch beliebt, junger Freund,“ antwortete der Falkner in fröhlichem Tone, indem er dem Jüngling die angebotene Hülfe reichte. Dann setzte er hinzu: „Nun könnt Ihr guten Muthes in die Welt gehen. Wer ein Pferd lenken, ein Horn blasen, eine Jacke und zehn blanke Thaler in der Tasche hat, der kann der Sorge sagen, sie möge sich aufhängen. Nun lebet wohl, und Gott geleite Euch!“

### Dreizehntes Kapitel.

Die St. Cuthberts Kapelle lag in der Nähe von der Abtei Kennaquhair und war von derselben abhängig. In der Umgebung befanden sich einige Derter, welche dazu beitrugen, das Ansehen der katholischen Priester zu erhöhen und ihnen die Klausur als Wohnort angenehm zu machen. Es befand sich dort eine Heilquelle, welche unter dem Schutze des Klausners stand und ihm manchen Vortheil brachte, da Jeder, der den wohlthätigen Einfluß derselben erfuhr, auch dem Priester eine milde Gabe reichte. Der Mönch fand ferner einen fruchtbaren Landstrich als Gartenboden und einen baumreichen Hügel vor der Wohnung, der die Klausur gegen rauhe Winde

schützte, auf der südwestlichen Seite dehnte sich ein wildes, von einem klaren Bach durchströmtes Thal aus. Die Klausur war ein einfaches gothisches Gebäude mit zwei kleinen Räumen, von denen einer als Wohnung des Mönchs, der andere als Kapelle diente.

Als Roland bei Anbruch des Abends ankam und an das Thor pochen wollte, sah er zu seinem Erstaunen, daß dasselbe offen stand und zwar aus der oberen Angel gerissen war und nur noch an der unteren hing. Bei diesem Anblick wurde Roland ein wenig besorgt und als er auf wiederholtes Rufen und Klopfen keine Antwort erhielt, so begann er die Umgebung der Klausur genauer zu betrachten, ehe er hineinzugehen wagte. Die sorgfältig gepflegten Pflanzen, welche sonst an den Mauern hinaufwuchsen, schienen erst vor kurzer Zeit heruntergerissen zu sein, denn ihre Stiele und Blätter lagen, unter Glassplinter gemischt, zerstreut auf der Erde umher. Der ganze Garten, der vorher unter den Händen des einsamen Mönchs ein Bild der Regelmäßigkeit und der Ordnung gewesen war, zeigte überall Spuren kürzlich geschehener Verwüstung. Nicht besser war es der Heilquelle ergangen, denn die gewölbte Decke, womit die Andächtigen sie früher versehen hatten, war fast gänzlich zertrümmert worden und die Quelle war durch Steine verstopft, die man absichtlich in den Brunnen geworfen zu haben schien. Selbst das Dach des Gebäudes war theilweise herabgeworfen und an einer Ecke waren große Steine mittelst Brecheisen aus ihrer Fuge gehoben.

Nachdem Roland sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, wurde ihm die Ursache dieser Verwüstung klar. Die geistlichen Gebäude der Katholiken wurden in Schottland nicht mit einem Male zerstört, der Pöbel zog von Zeit zu Zeit in Städten und Dörfern umher, in der Absicht, sie an dem Glauben der Päpstlichen zu vergreifen, oft auch von den eifernden Predigern aufgehetzt. Dann wütheten sie gegen irgend eine abgelegene Kirche oder Kapelle, welche bisher der Wuth der Zerstörer entgangen war. Der Mönch von St. Euthbert war in seiner bescheidenen und ruhigen Einsamkeit lange der allgemeinen Verfolgung entgangen, bis auch ihn endlich die Hand der Zerstörung erreichte.



Als Roland in die verödete Klause trat, war er noch in Ungewißheit, ob der fromme Mann selber der Gewaltthätigkeit entronnen sei. Die Vermuthung, welche das verwüstete Gebäude von außen erweckte, wurde noch durch den innern Zustand bestätigt. Das spärliche und armselige Hausgeräth, welches sich in der Wohnung des Einsiedlers befunden hatte, lag zertrümmert und zerstreut auf dem Boden; einige Spuren zeigten, daß man ein Feuer angezündet hatte, um das Uebrige zu zerstören; ein altes Bildniß des heiligen Euthbert im bischöflichen Gewande war mit der Art zertrümmert worden und lag halb versengt auf dem Herde.

In dem kleinen Gemach, welches als Kapelle diente, war der Altar in Stücke geschlagen worden; die vier großen Steine, aus denen er früher bestand, lagen auf dem Boden umher. Das große steinerne Kreuz, das hinter dem Altar in der Nische gestanden hatte, war gleichfalls niedgerissen und in drei Stücke zerbrochen. Man sah, daß die mächtigen Trümmer der Zerstörung durch Hammerschläge widerstanden hatten und die Ueberreste, obgleich sie beschädigt waren, ließen doch noch ihre frühere Bestimmung erkennen.

Mit Schrecken sah Roland das heilige Sinnbild seines Glaubens entweicht.

„O wäre ich stark genug, den Frevel zu strafen,“ sagte er, „und das Zeichen der Erlösung, das die Buben antasteten, wieder aufzurichten!“

Er machte sich sogleich an das Werk und es gelang ihm, mit einer ihm selbst unerklärlichen Kraftanstrengung das andere Ende des Kreuzes wieder aufzurichten und auf das Fußgestell zu bringen. Durch den glücklichen Erfolg ermuntert, hob er auch das andere Stück auf und befestigte den ganzen unteren Kreuzesstamm in der Vertiefung, aus welcher er gerissen worden war.

In demselben Augenblick ließ sich hinter ihm eine laute und bekannte Stimme vernehmen:

„Wohlgethan, Du guter und getreuer Diener! So wollte ich das Kind meiner Liebe, die Hoffnung meiner alten Augen wiederfinden.“

Als Roland sich erstaunt umwendete, erblickte er Madgalena's hohe

gebieterische Gestalt neben sich. Sie trug ein weites Gewand, wie es die büßenden Katholiken zu tragen pflegen; da es aber ganz schwarz und einem Pilgerkleide ähnlich war, so schützte es sie gegen den gefährlichen Verdacht, daß sie eine katholische Andächtige sei. Roland fiel ihr zu Füßen. Sie hob ihn auf und umarmte ihn mit einem Gefühl, worin sich düsterer Ernst und mütterliche Zärtlichkeit mischten.

„Du hast das Vöglein gut in Deiner Brust bewahrt,“ sprach sie, „Du hast mitten unter Kegern an Deinem Glauben festgehalten und als Knabe wie als Jüngling meine Geheimnisse unter Deinen Feinden bewahrt. Ich schied weinend von Dir und obgleich ich selten weine, vergoß ich doch Thränen, mehr besorgt um Deine Seele als um Dein Leben. Ich wagte nicht einmal, Dir Lebewohl zu sagen, damit nicht mein Kummer mich vor den Kegern verriethe; aber Du bist treu geblieben. Kniee nieder vor diesem heiligen Zeichen, das die bösen Menschen schmähen und lästern! kniee nieder und preise die heiligen Engel, daß sie Dir Gnade erwiesen und Dich vor dem Unglauben bewahrten, der an dem Hause klebt, wo Du erzogen wurdest!“

„Wenn Ihr mich so wiederfindet, Mutter, wie Ihr gewünscht habt, so ist dies der Sorge des frommen Paters Ambrosius zu danken, der Euern früheren Unterricht durch seine Lehren bekräftigte und mir zeigte, wie ich im Geheimen meinem Glauben treu bleiben könnte.“

„Er sei gesegnet in der Zelle und in dem Felde, auf der Kanzel und am Altar,“ erwiderte sie, „die Heiligen mögen ihren Segen dafür auf ihn niedergießen! Sie sind gerecht und bedürfen seiner frommen Sorge, um dem Bösen entgegen zu treten, das seine Brüder gegen Königreich und Kirche verübten. Aber kennt der Abt Deine Herkunft?“

„Ich wußte ihm davon selber nichts zu sagen,“ entgegnete Roland, „ich wußte nur dunkel aus Euren Worten, daß der Ritter Halbert mein Erbtheil in Händen hat, und daß ich von so edlem Blute bin, wie irgend ein schottländischer Baron. Diese Dinge lassen sich so leicht nicht vergessen, aber ich bitte jetzt, mir Näheres darüber zu sagen.“

„Du sollst Alles erfahren, wenn es an der Zeit ist. Aber, wie es

heißt, hast Du ein kühnes, unbesonnenes Gemüth und solchem Jüngling darf man nicht anvertrauen, was ihn in Aufregung bringt. Sieh Dich zufrieden, mein Sohn! die Zeit fordert zuweilen Geduld, aber sie ruft mich zur Anstrengung und zur That. Es stehen große Dinge bevor und Du sollst sie herbeiführen helfen. Hast Du den Dienst der Ritterfrau von Avenel verlassen?"

„Man hat mich verlassen, Mutter, man hat mich wie den geringsten unter dem Gesinde verabschiedet.“

„Um so besser, mein Sohn,“ fuhr die Alte fort, „um so mehr wird Deine Seele gehärtet sein zu Unternehmungen, die uns bevorstehen.“

„Unternimm aber nichts gegen die Edelfrau von Avenel, wie Deine Blicke und Deine Worte andeuten! Ich habe ihr Brot gegessen und ihre Güte empfangen, ich will sie weder kränken noch verrathen.“

„Wir sprechen künftig weiter darüber, mein Sohn, aber Du mußt erfahren, daß es Dir nicht zusteht, über Deine Pflicht zu unterhandeln, und zu sagen: Dieses will ich thun und Jenes nicht. Nein, Roland, Gott und die Menschen werden die Bosheit dieses Geschlechts nicht länger ertragen. Siehe diese Trümmer! Kennst Du ihre Bedeutung und kannst Du glauben, es gezieme sich für Dich, irgend Einen von diesem verwünschten Geschlechte auszunehmen, da sie Alles, was wir glauben und verehren, verläugnen, verletzen, entweihen und zertrümmern?“

Bei diesen Worten beugte sie, tief gerührt und in schwärmerischer Andacht, ihr Haupt zu dem zerbrochenen Heiligenbilde, während sie zu gleicher Zeit ihre Linke zu einem Schwur aufhob und dann fortfuhr: „Sei Zeuge, o Heiliger, an dessen entweihetem Tempel wir stehen, daß ich niemals mit den Händen an dem Pflug ziehen will, wenn er über diesen verruchten Boden geht, daß ich weder aus Gunst oder irdischer Schwäche mich mitleidig gegen einen dieser Menschen zeigen will und daß es nicht die eigene Rachsucht ist, wenn ich sie voll Haß verfolge!“

Während sie so sprach, blickte sie begeistert hinauf, durch das abgebrochene Gewölbe zu den Sternen, die aus der Dämmerung hervortraten;

ihre langen grauen Locken, die von den Schultern herabwehten, flatterten im Abendwind, der durch die offenen Trümmer wehte.

Roland fragte nicht weiter über die Absicht, welche die Alte in dunklen Worten andeutete; er war aus früherer Zeit an Ehrfurcht gegen seine Großmutter und auch an ihre geheimnißvollen Worte gewöhnt. Nachdem sie ihr Gebet verrichtet und sich bekreuzt hatte, gab sie den feierlichen Ton auf und erkundigte sich mit gewöhnlicher Güte nach den Bedürfnissen ihres Enkels.

„Du willst morgen von hier fort, Roland?“ sprach sie; „aber wie soll es mit Deinem Nachtlager werden? Du bist weichlich aufgewachsen, seit wir unter den nebligen Hügeln von Cumberland mitsammen lebten.“

„Ich habe die Gewohnheiten behalten, die ich damals lernte und kann ein hartes Lager ohne Beschwerden ertragen. Seit unserer Trennung beschäftigte ich mich mit Jagd, Fischerei und Vogelfang und dabei gewöhnt man sich, unter einem schlechtern Obdach zu schlafen, als uns die frevelhaften Hände hier übrig gelassen haben.“

„Als die frevelhaften Hände uns hier übrig gelassen haben,“ wieder holte die Alte und fügte nach einer Pause hinzu: „Du hast wahr gesprochen, mein Sohn: Gottes getreue Kinder finden jetzt ein klägliches Obdach in seinem eigenen Hause und in dem Eigenthum seiner Heiligen. Wir werden bei dem kühlen Nachtwind schlafen, der durch die Oeffnungen pfeift welche die Ketzer machten. Sie selber aber werden wärmer, noch lang Zeit wärmer liegen als wir.“

Trotz ihrem wilden und seltsamen Charakter schien die Alte noch immer eine unermüdlche und zärtliche Zuneigung gegen Roland zu hegen. Alles, was sie in früheren Zeiten aus aufmerksamer Theilnahme für ihn gethan hatte, wollte sie auch jetzt wieder übernehmen; sie schien zu glauben der schlanke Jüngling, den sie erblickte, bedürfe noch derselben Sorgfalt, wie das verwaiste Kind, das vormals ihrer sorgsamen Pflege anvertraut war.

Beide verließen die Kapelle und begaben sich in die verödete Wohnung des Mönchs.

„Was hast Du zu essen?“ fragte sie. „Kannst Du auch ein Feuer anmachen, um Dich gegen rauhe und unfreundliche Luft zu schützen? Du bist schlecht versorgt für eine lange Reise, armer Junge, und Du weißt Dir auch wohl nicht durch Klugheit zu helfen, wenn die Hülfsmittel knapp sind; aber die Gefährtin, die Dir die heilige Jungfrau gegeben hat, ist ebenso gut mit dem Mangel, wie mit dem Ueberfluß und Glanz bekannt. Mit dem Mangel, Roland, stellt sich die Erfindung ein.“

Dienstfertig und eifrig traf sie ihre häusliche Einrichtung für den Abend. Aus der Tasche, welche unter ihrem Kleide verborgen war, holte sie Feuerstein und Stahl hervor und suchte unter den Trümmern, die nicht zu den Heiligthümern gehörten, das nöthige Holz, um bald ein loderndes Feuer auf dem verlassenen Herde flackern zu lassen.

„Jetzt,“ sprach sie, „handelt es sich um die nöthige Nahrung.“

„Denket nicht daran, Mutter, wenn Ihr nicht selber hungrig seid! Für mich ist es nicht schwer, eine Nacht zu fasten und es ist eine kleine Buße, da ich bei meinem Aufenthalt im Schlosse oft gezwungen war, die Gesetze unserer Kirche zu übertreten.“

„Ich selber hungrig!“ entgegnete die Alte. „Mein Sohn, Du mußt wissen, daß eine Mutter nie eher Hunger fühlt, als bis ihr Kind befriedigt ist. Du mußt nicht fasten, Roland,“ fügte sie hinzu, indem sie aus Zärtlichkeit ihr gewöhnliches strenges Benehmen ganz vergaß, „Du mußt nicht fasten, denn Du bist noch jung und der Jugend sind Nahrung und Schlaf unentbehrliche Bedürfnisse. Spare Deine Kräfte, mein Sohn, für die Königin, Deinen Glauben und Dein Vaterland! Ueberlaß es dem alten Körper, zu fasten und die Nacht zu durchwachen; die Jugend stärkte sich in diesen unruhigen Zeiten durch Nahrung zum Handeln!“

Bei diesen Worten holte sie aus derselben Tasche, welche das Feuerzeug geliefert hatte, ein Abendbrot. Sie selber rührte es kaum an, aber freute sich über die jugendliche Egluſt, mit welcher ihr Pflegling jeden Bissen verschlang. Roland war nach den Entbehrungen hungrig geworden und folgte willig den Ermunterungen seiner Großmutter. Auf seine Einladung an dem Mahle Theil zu nehmen, schüttelte sie den Kopf.

„Jetzt, da Du gesättigt bist, mein Sohn,“ sprach sie im Tone mütterlicher Zärtlichkeit, „so schlafe wohl! Schlaf gesund, so lange Dein Leber noch jung ist und Du des Tages Sorge im nächtlichen Schlummer begraben kannst! Deine Pflicht ist eine andere als die meinige und lebensverschieden sind die Mittel, womit wir uns zur Erfüllung unserer Pflichten fähig und stark machen müssen. Du bedarfst der Stärke des Leibes, vor mir wird Stärke der Seele gefordert.“

Bei diesen Worten bereitete sie rasch und geschickt aus dürrn Blättern, die früher dem frommen Einsiedler und seinen Gastfreunden zum Ruhebetto gebient hatten, das Lager für Roland. Sorgfältig fügte sie einige Kleidungsstücke hinzu, welche zerrissen auf dem Boden umherlagen; doch legte sie alle Stücke, welche zu dem priesterlichen Anzuge gehört hatten, bei Seite. Während sie ein einladendes Lager bereitete, wies sie alle Versuche des Jünglings, ihr beizustehen, zurück und als Roland sie wiederholt bat, daß sie sich selber eine Ruhestätte vorbehalten möge, erwiderte sie: „Schlaf sanft, Du verfolgtes und enterbtes Waisenkind, Du Sohn einer unglücklichen Mutter! Ich will in dieser Kapelle beten.“

Roland gab nach, denn ihr Benehmen war ernst und eigensinnig, so daß sich nicht mit ihr streiten ließ; dennoch fühlte der junge Mann einige Beschämung, denn die alte Frau schien vergessen zu haben, daß seit ihrer Trennung eine lange Reihe von Jahren verfloßen sei und daß sie von dem verwöhnten und eigensinnigen Jüngling, den sie wieder gefunden, nicht denselben Gehorsam zu erwarten habe, den ihr das Kind früher schuldig gewesen war. Der stolze Enkel fühlte sich daher gekränkt; obgleich er durch Dankbarkeit, Zuneigung und durch plötzliche Ueberraschung zum Gehorsam bewogen wurde.

„Habe ich deshalb Falken und Jagdhunde aufgegeben,“ dachte er, „daß ich mich wie ein Kind von ihrem Willen leiten lassen soll? Ich will nicht wie ein Falke abgerichtet werden, der mit der Haube auf einer Weiberfaust sitzt und seinen Raub erst sieht, wenn man ihm die Haube abnimmt. Ich will ihre Absicht kennen, ehe sie mir zumuthen darf, daß ich ihr dabei helfe.“

Diese Gedanken bewegten Roland's Seele so stark, daß er trotz den Beschwerden des Tages erst nach langer Zeit den Schlaf fand.

Als er sich am andern Morgen durch die frische Luft und die Strahlen der aufgehenden Sonne erweckt fand, fühlte er sich zuerst überrascht, nicht mehr durch das Fenster seines Thurmgemachs auf den See von Avenel, sondern durch die Oeffnungen in der Mauer auf den verwüsteten Klausnergarten zu blicken. Er erhob sich auf seinem Lager von dürrn Blättern und suchte sich nicht ohne Mühe die seltsamen Begebenheiten des verfloffenen Tages in sein Gedächtniß zurückzurufen. An einem und demselben Tage hatte er die Beschützerin seiner Jugend verloren und zu gleicher Zeit die Pflegerin seiner ersten Kindheit wiedergefunden. Es war ein schmerzliches Gefühl für ihn, wenn er an den ersten Verlust dachte und es schien ihm, als ob das Wiedersehen seiner Großmutter ihn nicht dafür entschädigen könnte, denn er erinnerte sich, daß diese Frau ihn zwar stets zärtlich und sorgfältig, aber auch willkürlich und strenge behandelt hatte. Diese Erinnerung erweckte weniger Liebe als Furcht und die Freude des Wiedersehens war schon am gestrigen Tage dadurch gestört worden, daß sie durch ihr Betragen bereits gezeigt hatte, sie wolle ihn in ihrer alten Weise zu leiten versuchen.

„Es kann unmöglich ihre Meinung sein,“ dachte der stolze Jüngling, „mich wie ein Kind zu führen und zu leiten: denn ich bin alt genug, meine Handlungen selber beurtheilen zu können. Wenn sie dies wirklich meinte, so würde sie sich getäuscht sehen.“

Diese Gedanken, welche sich unwillkürlich in seinem Gemüth regten, wurden jedoch durch die dankbare Gesinnung gegen seine Großmutter gehemmt. Um sich durch einen Kampf gegen die bösen Anreizungen seines Stolzes zu stärken, griff er nach seinem Rosenkranz, fand aber, daß er ihn bei seiner schnellen Abreise von Schloß Avenel zurückgelassen hatte.

„Das ist schlimm,“ dachte er, „denn meine Großmutter hat mir zwei Dinge dringend empfohlen: meinen Rosenkranz zu beten und es geheim zu halten. Ich hielt bis jetzt Wort, aber wenn sie nach meinem Rosenkranz fragt, muß ich gestehen, daß ich ihn vergessen habe. Wird sie mir glauben,

ich hätte die katholische Lehre geheim gehalten, wenn ich ihr Sinnbild so wenig in Acht nehme?“

Er schritt unruhig auf und nieder. Er hing seinem Glauben in ganz anderer Art an, als die schwärmerische Alte, obgleich er ihn niemals aufgegeben hatte. Die Lehre seiner Großmutter hatte sich tief in seine Seele und in sein Gedächtniß eingepägt. Stolz auf das Vertrauen, welches sie trotz seinem zarten Alter auf seine Verschwiegenheit setzte, wollte er beweisen, daß sie ihm mit Recht vertraut hätte. Dieser kindliche Entschluß war noch durch die Vorschriften, das Beispiel und die Ermahnungen des Vaters Ambrosius bestärkt worden. So hing er eigentlich nur den Aeußerlichkeiten seines Glaubens an, ohne den geheimnißvollen Lehren desselben ergeben zu sein. Als er sich daher über den Verlust des Rosenkranzes bekümmerte, den er aus der Hand des Vaters Ambrosius empfangen hatte, gleich er mehr einem Krieger, der sein Dienstzeichen verloren, als einem Frommen, der das Zeichen seines Glaubens vergessen hatte. Der Gedanke daran wurde ihm so beunruhigender, da seine Großmutter die Nachlässigkeit erfahren mußte. Er ahnte, daß Niemand als sie dem Mönch jenen Rosenkranz für ihn geschickt hatte und ihre Güte wurde durch seine Sorglosigkeit schlecht belohnt.

Während er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, trat Magdalen herein. „Gottes Segen auf Dein junges Haupt in dieser Morgenstunde! sprach sie in feierlichem Tone, „bist Du schon so früh von Deinem Bette aufgestanden, um den ersten Hauch des Morgens zu athmen? Das ist nicht recht, lieber Roland, genieße den Schlummer so lange Du kannst, denn die Zeit naht, wo Dein Auge wachen muß wie das meine.“

Nicht lange blieb sie in diesem zärtlichen und besorgten Ton, den sie erinnerte sich augenblicklich an den hohen Beruf, der ihr, nach ihrer Eirbildung, oblag. „Komm, junger Mann,“ sprach sie, „auf zum Handeln! Es ist Zeit, daß wir diesen Ort verlassen.“

„Und wohin geht denn unser Weg?“ fragte Roland, „welche Reise beabsichtigt Ihr?“

Ueberrascht und mit sichtbarem Unwillen trat die Alte einen Schritt zurück und sprach: „Wozu diese Frage? genügt es nicht, wenn ich den We-



zeige? Hast Du unter den Kettern gelernt, an die Stelle gebührender Ehrfurcht und schuldigen Gehorsams Dein eigenes eiteltes Urtheil zu setzen? Nein, mein Sohn, hast Du schon Deinen Rosenkranz gebetet?"

Roland erröthete, denn er fühlte, daß der Sturm sich nahte: „Ich habe meinen Rosenkranz im Schlosse Avenel vergessen,“ sprach er, die Lüge verschmähend.

„Deinen Rosenkranz vergessen?“ rief sie, „warst Du Deinem Glauben und Deiner Pflicht so untreu, daß Du das verlorst, was Dir aus weiter Ferne und mit vielen Gefahren gesandt wurde, ein Zeichen der aufrichtigen Liebe, wovon Dir jedes Kugelnchen so lieb wie Dein Augapfel hätte sein müssen?“

„Es thut mir leid, daß es geschehen ist, Mutter,“ sagte Roland, „das Zeichen war mir lieb, weil es von Euch kam; indessen denke ich, Gold genug zu erwerben, wenn ich meinen Weg in der Welt mache und bis dahin muß ein Rosenkranz von schwarzem Eichenholz oder von Nüssen die Stelle vertreten.“

„Hört nur!“ sagte die Alte, „so jung er ist, hat er doch schon die Lehre des Bösen gelernt. Der Rosenkranz, den der heilige Pater selber geweiht und durch seinen Segen geheiligt hat, ist ihm weiter nichts, als ein paar Goldkugelnchen, deren Werth er durch seine gewaltigen Arbeiten wieder erwerben kann und der sich durch eine Schnur von Haselnüssen ersetzen läßt. Diese Ketzerei hast Du von Heinrich Warden gelernt.“

„Ich bin kein Ketzer, Mutter,“ sprach Roland, „ich bete und glaube nach den Vorschriften unserer Kirche. Jenes Unglück bedaure ich, aber es läßt sich nicht ändern. Ich werde mein Vergehen in der nächsten Beichte bekennen und jede Buße üben, die mir der Priester auferlegt. Mehr kann ich ja für die schwerste Sünde nicht thun. Aber, Mutter,“ fuhr er nach einer Pause fort, „werdet mir nicht wieder böse, wenn ich noch ein Mal frage, wohin unser Weg führt und welches das Ziel unserer Reise ist. Ich bin kein Kind mehr, sondern ein Mann, der über sich selbst entscheiden kann; ich habe einen Bart am Kinn und ein Schwert an meiner Seite. Euch zu Gefallen, will ich bis an's Ende der Welt mit Euch

gehen; aber ich bin mir selber schuldig, den Zweck und das Ziel unserer Reise zu kennen.“

„Du bist Dir's selber schuldig? Undankbarer!“ fragte die Großmutter, während die Leidenschaft ihre vor Alter bleichen Wangen mit tiefer Röthe färbte, „Du bist Dir selbst nichts schuldig und kannst Dir nichts schuldig sein; mir aber bist Du Alles schuldig: Dein Leben in früher Kindheit, Deinen Unterhalt in der Jugend, die Mittel zum Unterricht und die Hoffnungen auf Ehre. Ehe Du die Sache verlierst, der ich Dich geweiht habe, wollte ich Dich lieber als Leiche zu meinen Füßen sehen.“

Bei diesen Worten, die mit einer Kraft gesprochen wurden, welche dem Alter nicht eigen ist, wurde Roland unruhig.

„Ich vergesse nicht, was ich Euch schuldig bin, theuerste Mutter,“ sprach er. „Saget mir, wie ich Euch mit meinem Blute danken soll und Ihr werdet sehen, daß ich es nicht schone, aber blinder Gehorsam ist kein Verdienst und geziemt nicht dem vernünftigen Manne.“

„Solche Worte muß ich von dem Kinde meiner Hoffnung hören, von dem Pflegling, an dessen Bette ich gekniet und um dessen Wohl ich die Heiligen und die Engel im Himmel gebeten habe!“ rief Magdalena, „Roland, Du kannst Deine Liebe und Deine Dankbarkeit nur durch Gehorsam beweisen. Es würde nichts helfen, wenn Du den Weg erfährst, den ich Dir zeige. Nachdem ich Dir Alles erklärt hätte, würdest Du nicht meinem Befehle, sondern Deinem eigenen Urtheil, nur den blinden Vorschriften Deiner unvollkommenen Vernunft folgen, anstatt dem Willen des Himmels, den Dir Deine beste Freundin mittheilt. Höre mich wohl an! es erwartet Dich das herrlichste Loos, das je einem Manne zu Theil geworden ist und es bedarf dazu der Stimme Deiner ältesten, Deiner besten und einzigen Freundin. Sage mir nur das eine Wort, das mehr werth ist, als alle Versprechungen: sage mir, daß Du mir gehorchen willst!“

„Gewiß will ich das, Mutter, und von ganzen Herzen, aber —“

„Nein, ich will kein bedingtes Versprechen,“ fiel ihm Magdalena ins Wort, „sondern ich fordere unbedingten Gehorsam und will Dich segnen, Du theueres Andenken meines geliebten Kindes, wenn Du stark genug bist

mir zu versprechen, was dem stolzen Menschen schwer wird. Sei fest versichert, daß Du bei dem Unternehmen, wozu ich Dich berufe, die Mächtigen und Tapferen, die Gewaltigen der Kirche und die Besten des Adels zur Seite hast. Die himmlischen Heerschaaren haben ihre Augen jetzt auf das verödete und verderbte Schottland gerichtet; auch auf uns ruht ihr Auge, auf dem schwachen Weibe und dem unerfahrenen Jüngling, die unter Trümmern, in welchen dieser heilige Ort durch Kirchenräuber verwandelt wurde, sich der Sache Gottes und ihrer rechtmäßigen Königin weihen. Amen. So sei es!“

Nach dieser Anrufung des Himmels ließ sie dem Jüngling keine Zeit, sich noch länger unschlüssig zu zeigen oder sie über ihre Absicht zu befragen. Schnell ging sie wieder zu der besorgten Aufmerksamkeit einer Mutter über und fragte ihn über seinen Aufenthalt im Schlosse Avenel und über die Fähigkeiten und Kenntnisse, die er sich dort erworben hätte. „Das ist gut,“ sprach sie, nachdem er ihr Auskunft ertheilt hatte. „Der Habicht ist gut abgerichtet und wird sich hoch aufschwingen; aber die ihn aufgezogen haben, werden über seinen Flug in Sorge und Verwunderung gerathen. Jetzt wollen wir uns zu unserem kärglichen Frühstück setzen, nach einer kurzen Wanderung finden wir eine freundliche Herberge.“

Nach dem Frühstück brachen sie auf. Magdalena ging mit festen raschen Schritten vorauf, wie man von ihrem Alter kaum noch hätte erwarten können. Roland folgte ihr gedankenvoll und bekümmert und unzufrieden über die Abhängigkeit, in welche er so plötzlich gerathen war.

Unterweges sprachen die Reisenden wenig mit einander und Magdalena sang zuweilen mit leiser Stimme einen jener lateinischen Lobgesänge, welche zum katholischen Gottesdienst gehören. Ihr Enkel richtete dagegen seine Gedanken auf weltliche Dinge und wenn ein Geflügel aus dem Haidemoor aufflog und mit kühnem Geschrei über das Kraut dahin flatterte, dachte er an den lustigen Falkner Woodcock und seine zuverlässigen Falken. Ramen sie durch ein Gebüsch, wo das Wild sein Lager unter niedrigen Bäumen und Gesträuch von Farrnkräut und Ginster fand, so dachte er an einen Rehbock und eine Koppel munterer Hunde, und nicht selten lehrten

seine Gedanken zu seiner wohlthätigen und gnädigen Herrin zurück, die er gekränkt hatte, ohne sich vor der Trennung wieder mit ihr zu versöhnen.

In diesen Stimmungen wanderten die beiden Reisenden bis gegen Mittag, als sie ein aus zerstreut liegenden Hütten bestehendes Dörfchen erreichten, worin sich, wie gewöhnlich in den damaligen Grenzdörfern, ein Paar hohe Thürme zum Schutze gegen die Räuber vorfanden. Längs des Dorfes schlängelte sich ein Bach durch das Thal und am Ende stand ein einzelnes zerfallenes und verödetes Haus, das früher wohlhabenden Leuten gehört haben mochte. Während sie einem gekrümmten Pfad folgten, betrachtete Roland aufmerksam dies Gebäude.

„Wenn wir in jenes Haus gehen,“ sprach er zu seiner Großmutter, „so gilt es wohl nur einen kurzen Besuch, denn es sieht aus, als ob nach einigen Regentagen Alles in den Bach stürzen müßte.“

„Du siehst nur mit leiblichen Augen,“ erwiderte Magdalena. „Gott wird sein Eigenthum schützen, wenngleich es von Menschen verlassen und verachtet ist. Es ist besser unter seinem Gesetz auf dem Sande wohnen, als mit menschlicher Kühnheit auf den Felsen bauen.“

Bei diesen Worten betraten sie den Vorhof des alten Gebäudes und Magdalena pochte drei Mal nach einander, bis sich drinnen ein Klopfen zur Antwort vernehmen ließ.

Bei dem dritten Schlage öffnete eine hagere Frau mit den Worten: „Gefegnet sei Dein Kommen in dem Namen des Herrn!“

Nachdem sie eingetreten waren, verschloß die Pförtnerin die Thür schnell und schob die schweren Riegel vor. Die ältliche Frau führte die beiden Gäste über einen schmalen Gang in eine mit Steinen belegte, geräumige Halle, deren Wände mit steinernen Bänken besetzt war. Am oberen Ende befand sich ein einzelnes Fenster, dessen Zwischenräume zwischen den Bogen der Art vermauert waren, daß das Gemach nur spärlich Licht erhielt.

Hier blieb die Herrin des Hauses stehen, umarmte Magdalena, nannte sie Schwester und küßte feierlich ihr beide Wangen. „Die heilige Jung-

frau segne Euch, Schwester," sprach sie, und bei diesen Worten zweifelte der Jüngling nicht länger, daß seine Führerin in der Wohnung einer strenggläubigen Katholikin verweilen wollte. Während die beiden Frauen heimlich mit einander sprachen, hatte der Jüngling Zeit, die Freundin seiner Großmutter genauer zu betrachten.

Sie schien mehr als fünfzig Jahre alt zu sein. Ihre Züge zeigten eine Mischung von Schwermuth und Unglück, einen Anflug von Unzufriedenheit, wodurch die Spuren ihrer ehemaligen Schönheit, die sich noch auf dem Gesichte zeigten, fast verdunkelt waren. Ihr Anzug war einfach und alltäglich, aber die Reinlichkeit ihres Aeußern verkündete, daß sie zwar arm, aber nicht in den Schmutz und die Verzweiflung des Elends versunken war und daß sie noch so sehr am Leben hing, um Sinn für Anstand und Zielsicherheit zu bewahren.

Nachdem die beiden Frauen ihr leises Gespräch abgebrochen hatten, trat die Herrin des Hauses zu ihm und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, ja, wie es schien, mit großer Theilnahme.

„Also dies ist der Sohn Deiner unglücklichen Tochter," sprach sie zu der Großmutter, „und diesen einzigen Sproßling Eures alten Baumes willst Du der Sache Gottes weihen?"

„Ja, beim heiligen Kreuz!" erwiderte Magdalena, wie gewöhnlich in festem und entschlossenem Ton, „ich weihe ihn der guten Sache mit Fleisch und Blut und allem Gebein, mit Leib und Seele.“

„Du bist eine glückliche Frau, Schwester Magdalena," sprach sie, „daß Du so über menschliche Gefühle und Liebe erhaben bist, um dem Altar ein solches Opfer zu weihen. Wäre ich berufen, ein solches Opfer zu bringen, einen so zarten und schönen Jüngling unter die blutdürstigen Parteiungen der Zeit zu stoßen, so würde dies für mich eine traurigere Pflicht des Gehorsams sein, als für den Patriarchen Abraham, da er seinen Sohn: Isaaq zum Opferhügel führte.“

Sie betrachtete den Jüngling mit bedauernder Theilnahme. Als dieser sich umwenden wollte, hielt ihn die Großmutter zurück und strich ihm die Locken von der Stirn; dann sprach sie in einem festen und liebevollen

Tone: „Siehe ihn Dir an, Schwester! denn Dein Auge hat niemals ein schöneres Gesicht erblickt. Als ich ihn zuerst sah, ging es mir ebenfalls wie den Menschen dieser Welt und ich wurde in meinem Vorsatz erschüttert; aber nun sind alle Blätter an dem Baume verwelkt und kein Wind kann sie abschütteln: meine menschlichen und irdischen Gefühle sind bereits erstorben in frommer Andacht. Der Himmel kann sein Recht vertheidigen durch Kinder und Säuglinge, durch Weiber und unmündige Knaben.“

„Wir sind vom Himmel verlassen,“ sagte die andere Frau, „die Heiligen des Himmels entziehen diesem Lande ihren Beistand wegen unserer und unserer Väter Sünden. Wir können wohl noch die Märtyrerkrone erwerben, aber nicht den irdischen Siegeskranz. Auch der Mann, dessen Klugheit wir in diesen schwierigen Zeiten so sehr bedurften, ist in eine bessere Welt abgerufen worden. Der Abt Eustachius ist nicht mehr.“

„Möge der Himmel sich seiner Seele erbarmen und auch unserer, die in diesem blutigen Lande zurückbleiben!“ sprach Magdalena. „Durch seinen Verlust hat unser Plan einen gefährlichen Stoß bekommen, denn wer wäre noch übrig, der seine erfahrene Weisheit, seine eifrige Hingebung, seinen unerschütterlichen Muth besäße? Er fiel mit der Fahne der Kirche in der Hand; aber Gott wird einen Andern erwecken, daß er das heilige Banner erhebt. — Wen hat das Kapitel an seine Stelle erwählt?“

„Wie es heißt, wagt Niemand unter der geringen Zahl der übrigen Brüder, das Amt anzunehmen. Die Ketzer haben geschworen, daß sie keine neue Wahl gestatten und jeden Versuch, einen andern Abt zu wählen, bestrafen wollen.“

„Ja, Schwester,“ antwortete Magdalena, „es ist ein gefahrbringender und unheilvoller, schwerer Riß für unsere Sache; aber ich beharre in meinem Glauben, daß ein Anderer an die Stelle desjenigen treten werde, der zur schlimmen Zeit von uns genommen wurde.“

„Wo ist Deine Tochter Katharina?“

„Sie ist im Zimmer,“ erwiderte die Alte. „Er soll Katharina sehen, weil Du es willst und für dienlich erachtest, Schwester. Folgt uns, junger Mann!“ fügte sie hinzu, indem sie mit ihrer Freundin voraufging.

Roland gehorchte stumm. Während sie langsamen Schrittes durch einige krumme Gänge und leere Zimmer gingen, stellte der Jüngling Betrachtungen über seine Lage an, die seinem heftigen Gemüth durchaus nicht angenehm erschien. Er hatte jetzt statt einer zwei Gebieterinnen erhalten; seine neuen Hofmeisterinnen waren alte Frauen und schienen willens, Beide vereint ihn nach ihrem Wohlgefallen und auf einen Zweck hinzulenken, der ihm ganz unbekannt war. Ihm schien das zu lästig und er hielt sich für überzeugt, daß, wenn seine Großmutter und Wohlthäterin auch das Recht, ihn zu leiten hätte, sie deswegen doch nicht befugt sei, ihre Herrschaft auf eine andere Person zu übertragen.

Während er dies bei sich überlegte, traten sie in ein Gemach, in welchem eine dritte weibliche Gestalt saß. Das Zimmer enthielt einige bewegliche Sitze und einen hölzernen, mit einem Teppich bedeckten Tisch; eine Decke auf dem Fußboden und der Kofst im Ramin verliehen dem Gemach vollends ein wohnliches Ansehen. Die Bewohnerin des Gemachs grüßte die beiden älteren Frauen schweigend mit einer tiefen Verbeugung, warf einen Blick auf Roland und zog den zurückgeworfenen Schleier mit Bescheidenheit, aber ohne Hast und verlegener Schüchternheit über ihr Gesicht. Roland bemerkte jedoch, daß das Mädchen nicht viel über sechzehn Jahre alt sein konnte und daß ihre Augen sanft glänzend waren; ihre Gestalt erschien ebenmäßig und anziehend.

Die beiden alten Frauen vertieften sich in ein geheimes Gespräch und warfen zuweilen auf die jungen Leute einen Blick, woraus sich schließen ließ, daß diese der Gegenstand ihrer Unterredung waren. Endlich sprach Magdalena mit lauter Stimme:

„Wir müssen ihnen Gelegenheit geben, sich kennen zu lernen, Schwester; sonst können sie unmöglich im Stande sein, das zu vollbringen, was wir ihnen anvertrauen. Laß uns auf den Balkon treten und unser Gespräch fortsetzen!“ Dann wendete sie sich zu Roland und dem Fräulein und fügte hinzu: „Ihr Beide mögt Bekanntschaft mit einander machen!“

Nachdem sie zu dem Mädchen getreten war und den Schleier gehoben hatte, ging sie mit der Alten durch eine Glashür auf einen breiten Bal-

kon, der früher die ganze Front des Gebäudes eingenommen hatte, jetzt aber zum Theil verfallen war. Die beiden Freundinnen fanden aber hier noch immer Raum genug zum Lustwandeln und vertieften sich auf- und abgehend in ein Gespräch; doch warfen sie, wie Roland wohl bemerkte, jedes Mal, wenn sie vor dem Fenster vorübergingen, einen Blick ins Zimmer, um zu sehen, was dort geschähe.

### Vierzehntes Kapitel.

Katharina senkte ihre schönen Augen auf die Handarbeit und saß un- gemein ernsthaft und still da, während die Alten die beiden ersten Gänge auf dem Balkon machten. Endlich schlug sie das Auge ein wenig gegen Roland auf und, als sie sah, wie er in unbezwinglicher Schüchternheit seinen Stuhl rückte, seine Mütze in den Händen drehte und nicht wußte, wie er in seiner Verlegenheit das Gespräch anfangen sollte, konnte sie ihre Fassung nicht länger behaupten, sondern brach unwillkürlich in ein herzliches Lachen aus. Ein Edelknabe, der am Hofe erzogen war, würde in diese Heiterkeit eingestimmt haben, aber Roland war vom Lande und außerdem ein wenig eitel und blöde: so bildete er sich ein, er sei der Gegenstand, über welchen das Gelächter erhoben wurde. In trockenem Tone bemerkte er, es schiene ihm nicht nöthig, daß man ihnen gute Bekanntschaft empfehle, da sie dem Anschein nach schon ziemlich genau bekannt wären; dennoch wünschte er von Fräulein zu erfahren, in welcher Weise die so heiter begonnene Bekanntschaft fortgesetzt werden sollte. „Wie wäre es,“ fragte er, „wenn wir es wie in einem Märchenbuch machten und uns zum Anfang gegenseitig nach unsern Namen und unserer Lebensgeschichte fragten?“

„Das ist gut ausgedacht und verräth einen feinen Verstand,“ entgegnete Katharina, „Ihr mögt anfangen und ich werde zuhören und nur eine Frage thun, wenn mir irgend ein Theil Eurer Geschichte dunkel ist.“





Katharina senkte ihre schönen Augen auf die Handarbeit.

Also hervor mit Eurem Namen und Euren Erzählungen, mein neuer Bekannter!"

Roland erzählte nun seine Geschichte von seiner frühesten Jugend an, so weit ihm dieselbe bekannt war, bis zu der Zeit, wo er im Schlosse Avenel Dienste leistete.

„Und durch welche Thaten machtet Ihr Euch der Eigenschaften eines Edelknaben würdig, die Ihr so glücklich erworben hattet?“ fragte das Mädchen mit den blauen Augen.

Roland ging in den heitern Ton des Fräuleins ein und antwortete fröhlich: „Ich war in keinen Thaten unerfahren, wobei es auf Unfug ankam, schönes Fräulein. Ich schoß Schwäne, hegte die Katzen, setzte die Mägde in Schrecken, ging auf die Rehjagd und plünderte den Obstgarten. Als guter Katholik war es natürlich auch meine Pflicht, den Prediger auf mancherlei Weise zu quälen.“

„Nun,“ sprach Katharina, „ich glaube, so wahr ich ein Edelfräulein bin, daß es für diese Kezer eine schlimme Buße war, einen solchen Diener im Hause zu haben. Und durch welches Unglück, schöner Herr, verloren sie ihren achtungswerthen Hausgenossen?“

„Nun, schönes Fräulein, das Sprichwort sagt: „Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht.““

„Aber was führte denn zu einer so wichtigen Entscheidung?“ fragte das fröhliche Mädchen.

„Die Erzählung ist kurz und bald erzählt, wie ein kleines Pferd bald gestriegelt,“ antwortete Roland achselzuckend. „Ich züchtigte den Falkenjungen mit einer Peitsche, worauf der Falkner mir mit seinem Knüttel drohte. Er ist übrigens ein gutmüthiger, gewandter Bursche, und wenn ich ihn damals gekannt hätte, so hätte ich mich von ihm lieber prügeln lassen als von irgend einem andern Menschen; damals aber drohte ich ihm mit meinem Dolch und die Edelfrau gab mir den Abschied, und so war's mit dem Edelknaben und dem schönen Schlosse Avenel vorbei. Ich war nicht weit gewandert, als ich meine ehrwürdige Großmutter fand. Jetzt erzählt Eure Geschichte, schönes Fräulein, denn ich bin mit der meinigen fertig.“

„Meine Geschichte ist gerade das Gegenstück von der Eurigen,“ sprach Katharina, „man könnte sie mit denselben Worten erzählen und brauchte nur die Namen zu ändern. Ich heiße Katharina Seyton und bin eine Waise.“

„Und ist Frau Brigitta Eure Großmutter?“

„Nein, zwanzig Mal schlimmer,“ entgegnete Katharina, noch immer in ihrer munteren Lebhaftigkeit, „sie ist meine Tante und eine alte Jungfer. Es ging mir wie Euch: ich ward auf Probe in Dienst genommen. Als unsere Herrin ihr Haus abdankte, oder vielmehr, als ihr Haus abgedankt wurde, erhielt ich meine Freiheit und gleiche jetzt dem Vogel im Walde.“

„Und wer war denn Eure Gebieterin, schönes Fräulein?“ fragte Roland.

„Sie hat einen schönen Namen in der Welt;“ entgegnete Katharina, „wenige Frauen halten ein besseres Haus oder haben mehr Kammerfrauen, und meine Tante Brigitta gehörte zu ihren Haushälterinnen. Wir sahen freilich niemals ihr gesegnetes Antlitz, aber desto mehr hörten wir von ihr; wir mußten früh aufstehen und spät zu Bette gehen und wurden bei schmaler Kost zu langen Gebeten angehalten. Ich spreche nämlich von unserer heiligen Katharina von Siena. Hier war ihr Kloster, wo zwölf Nonnen unter einer Aebtissin lebten; Letztere war meine Tante, bis wir Alle von den Kettern verjagt wurden. Sie sind im vorigen Winter nach allen Himmelsgegenden vertrieben, Einige nach Frankreich, Andere nach Flandern, noch Andere wohl gar in die Welt und unter irdische Freuden. Wir erhielten die Erlaubniß, hier zu bleiben, oder man duldete uns wenigstens. Meine Tante hat vornehme Verwandte und diese drohten mit schlimmem Kriege, wenn man uns ein Haar krümmen würde; das beste Recht ist ja heut zu Tage der Bogen und der Speer.“

„So seid Ihr also jetzt unter sicherem Schutze?“ meinte der Jüngling. „Was denkt Ihr dazu, Fräulein Katharina, wenn wir Beide, die wir auf so wunderbare Weise gleichzeitig aus dem Dienste entlassen sind, mit einander fröhlich über die Tenne der Welt tanzten und unsere ehrwürdigen Aufseherinnen dazu leuchten ließen?“

„Das ist freilich ein herrlicher Vorschlag, der dem Tollkopf eines entlassenen Edelknaben würdig ist; aber welche Mittel zum Lebensunterhalt schlägt Ihr vor? Etwa Balladen singen oder Gaunerei treiben oder auf den Landstraßen Lärm machen? Das würde für Euch wohl das angenehmste Gewerbe sein.“

„Ei, wie stolz Ihr seid,“ sagte Roland, der sich ärgerte, daß sie seinen Vorschlag in so unbefangenen Tone lächerlich zu machen suchte.

In diesem Augenblick zeigten sich die Gestalten der beiden alten Frauen wieder an der Glashür und traten bald darauf herein.

„Nun, habt Ihr mit einander gesprochen, Kinder?“ fragte Magdalena, „habt Ihr Euch als Reisegefährten, die durch den Zufall auf gleich finsternem und gefährvollem Wege zusammen getroffen sind, mit einander bekannt gemacht und gegenseitig Euer Gemüth und Eure Gedanken erforscht? Habt Ihr Euch einander in's Gesicht gesehen, daß, wenn Ihr Euch wieder erblickt, Ihr Euch gegenseitig erkennt als die geheimen Rüstzeuge zu dem großen Unternehmen, wozu Ihr verbunden seid? Sehet Euch an und beachtet jede Linie und jeden Zug an dem Gesicht des Andern! Lernet den Gefährten, den Euch der Himmel zur Vollziehung seines Willens gegeben hat, an dem Schritt, an dem Ton der Stimme, an der Bewegung der Hand und an dem Blick des Auges erkennen! Wirst Du dieses Mädchen wiedererkennen, wo und zu welcher Zeit Du ihr auch begegnen mögest, Roland?“

Roland bejahte es in aufrichtigem und bereitwilligem Tone.

„Und wirst Du, meine Tochter, Dich der Züge dieses Jünglings wieder erinnern?“

„Ich habe wahrhaftig nicht so viele Männer vor Kurzem gesehen, Mutter,“ erwiderte Katharina, „daß ich Euren Enkel sogleich vergessen sollte, obgleich ich eigentlich nichts an ihm bemerkte, was der Erinnerung werth sein könnte.“

„So gebet Euch die Hände, Kinder!“ fuhr Magdalena fort; aber ihre Freundin hing noch zu sehr an ihren klösterlichen Vorurtheilen, um diese Vertraulichkeit zu gestatten.

„Nein, gute Schwester,“ sprach sie, Magdalena unterbrechend, „Du vergiffest, daß Katharina dem Himmel geweiht ist und solche Vertraulichkeiten nicht stattfinden dürfen.“

„O, um der Sache des Himmels willen befehle ich ihnen, daß sie sich umarmen,“ erwiderte Magdalena mit der ganzen Kraft ihrer Stimme.

„Die Edelfrau von Heathergill vergift, daß sie mit der Aebtissin von St. Katharina spricht,“ antwortete Frau Brigitta in stolzem Tone.

„Als ich das war, was Ihr mich nennt,“ sprach Magdalena, „war ich allerdings die Aebtissin von St. Katharina, aber beide Namen sammt dem Rang, den die Welt und die Kirche ihnen verliehen hatte, sind jetzt verschwunden und wir sind nach der Ansicht der Menschen nur zwei armgering geschätzte, unterjochte Weiber, die ihr ehrenloses Alter zum demüthigen Grabe hinschleppen. Welchen Werth haben wir in den Augen des Himmels? Wir sind berufen worden, seinen Willen zu vollbringen, durch unsere Schwäche die Stärke der Kirche zu offenbaren und Murray's Weisheit und Morton's finstere Strenge zu demüthigen. Und wolltest Du auf uns die engen Regeln Deiner klösterlichen Einsamkeit anwenden? oder hast Du den Befehl Deiner Oberen vergessen, daß Du mir in allen Dingen gehorsam sein sollst?“

Katharina, die den Ausgang des Streites merkte, hatte sich unterdessen aus dem Zimmer geschlichen, um einige Erfrischungen zu holen. Als auf den Ruf der Aebtissin wieder hereintrat, setzte sie einen irdenen Wasserkrug, vier hölzerne Teller und vier hölzerne Becher auf den Tisch; Magdalena war zufrieden, daß Brigitta nicht ferneren Widerspruch leistete und verfolgte ihren Sieg nicht weiter. Katharina beschäftigte sich, das kärgliche Mahl anzurichten, das fast ganz aus jungem, nur wenig mit Salz gewürtem Kohl und etwas grobem Gerstenbrod als Zugabe bestand. Das einzige Getränk spendete der Wasserkrug. Nachdem Mutter Brigitta ein lateinisch Gebet gesprochen hatte, setzten sich Alle zu der spärlichen Mahlzeit nieder. Die Frauen aßen mit unmerkbarer Ekstase. Roland aber, der an bessere Kost und sogar an Ueberfluß gewöhnt war, wurde von dem warmen Gemüthe und dem Quellwasser nicht sehr angelockt und zeigte in seinen Mien-

deutlich, daß er sich der üppigen Tafel in Halberts gastfreundlichem Schlosse erinnerte. „Es scheint, mein Sohn,“ bemerkte die Aebtissin, „daß die Tafel des keizerlichen Ritters, dem Du so lange dienstest, köstlicher besetzt war, als der Tisch der armen Töchter der Kirche. Aber dennoch fand ich an den Festtagen, wenn die Nonnen an meinem Tische speisten, die aufgetragenen Leckerbissen nicht halb so köstlich als dieses Gemüse und dieses Wasser, wovon ich mich lieber nähre, als daß ich meinem strengen Gelübde entgegen handle. Man soll nicht sagen, daß ich dieses Haus zu einem Hause der Schwelgerei gemacht habe, während Finsterniß und Trübsal über der Kirche hängen, deren unwürdiges Mitglied ich bin.“

„Wohl gesprochen, Schwester,“ fiel ihr Magdalena ins Wort, „aber es ist jetzt nicht Zeit, bloß für die gute Sache zu leiden, sondern wir müssen auch für sie handeln. Da unser Mahl beendet ist, so laffet uns aufstehen und unsere Reise für morgen unter vier Augen besprechen.“

Katharina erinnerte ihre Tante daran, daß sie sich vor der Vesper auf eine Stunde entfernen müsse und ging dann mit Brigitta's Einwilligung hinaus. Die beiden Alten entfernten sich gleichfalls und bedeuteten dem jungen Mann, daß er auf keinen Fall das Kloster verlassen oder sich am Fenster zeigen dürfe, damit nicht die rohen Ketzer Gelegenheit zu bösen Verleumdungen fänden.

Sie sind schlimmer als der strenge Warden, dachte Roland, als er sich selbst überlassen war; aber diese beiden alten Weiber stecken tief in Traurigkeit, Geheimniß und Entsagung. Nun, wenn ich nicht vor die Thür treten und auch nicht aus dem Fenster sehen darf, so will ich mir wenigstens im Innern des Hauses die Zeit zu vertreiben suchen; vielleicht begegnet mir das lustige Fräulein in irgend einem Winkel.

Da er nicht die Absicht hatte, die beiden Frauen in ihrem vertraulichen Gespräch zu stören, so ging er aus der gegenüberliegenden Thür hinaus, durchschritt das öde Gebäude von Gemach zu Gemach und suchte in jugendlicher Hast nach irgend einem belustigenden Gegenstande. Endlich erreichte er einen langen Gang, auf dessen beiden Seiten sich die verlassenenen, von allem Geräth entblößten Nonnenzellen befanden. Eine enge, schmale Wendel-

terrasse führte zu den Gemächern des andern Geschosses hinab, welche bei dem ersten Anfall der Zerstörung noch mehr zerfallen waren als das obere Stockwerk. Roland wollte eben die öden Räume verlassen, als er durch das Gebrüll einer Kuh überrascht wurde. Der unerwartete Ton versetzte ihn in eine solche Bestürzung, daß er die Hand an seinen Dolch legte. In demselben Augenblick erschien Katharina's Gestalt am Eingange des Gemachs, woher das Gebrüll gekommen war.

„Guten Abend, wackerer Ritter,“ sagte sie, „es ist Keiner würdiger wie Ihr, mit einer schwarzbraunen Kuh zu fechten.“

„Eine Kuh?“ fragte Roland, „wahrhaftig, ich dachte, der böse Geist hätte neben mir gebrüllt; hat man jemals einen Kuhstall in einem Kloster gesucht?“

„Ich rathe Euch, junger Herr, daß Ihr wieder dahin geht, woher Ihr gekommen seid.“

„Das werde ich nicht eher thun, bis ich Euren Pflegling gesehen habe,“ antwortete Roland, indem er in das Gemach drang und die halb ernstlich gemeinte, halb scherzhafte Vorstellung des Mädchens nicht beachtete. Die arme Kuh lebte noch in strengerer Abgeschlossenheit des Klosters und stand in einem großen Gemache, welches einst den Nonnen als Speisezimmer gedient hatte.

„Ich will Euch wenigstens helfen, schöne Schwester, der Kuh das Nachtlager zu bereiten,“ sprach Roland, indem er eine Mistgabel ergriff.

„Nicht doch!“ entgegnete sie ihm, „Ihr versteht nichts davon, dieses gute Thier zu bedienen und außerdem werdet Ihr mir einen Verweis zuziehen.“

„Weshalb? weil Ihr meine Hülfe annehmt? soll ich nicht Euer Verbiindeter in einer sehr wichtigen Angelegenheit sein und sind wir nicht Reisefährten?“

„Arbeitsgefährten wohl, aber nicht Reisefährten,“ erwiderte das Mädchen. „Denn Ihr müßt wissen, daß ich mit Tante Brigitta früher aufbreche, als Ihr mit Eurer ehrenwerthen Großmutter und daß wir uns vielleicht in längerer Zeit nicht wiedersehen werden.“

„Beim heiligen Andreas, das soll nicht sein,“ erwiderte Roland, „wenn wir nicht zusammen bleiben können, dann lasse ich mich auf nichts ein.“

„Wir werden vermuthlich wohl thun müssen, was man uns befiehlt; doch still! Ich höre die Stimme meiner Tante.“

Die Alte trat wirklich in das Gemach und richtete einen finstern Blick auf ihre Nichte. Roland kam auf den glücklichen Einfall, sich mit dem Anbinden der Kuh zu beschäftigen.

„Der junge Herr,“ sagte Katharina in ernsthaftem Tone, „hilft mir die Kuh anbinden; wie ich sehe, hat sie die vorige Nacht den Kopf aus dem Fenster gesteckt und durch ihr Brüllen das ganze Dorf beunruhigt. Wenn die Ketzer die Kuh sehen, so verlieren wir sie; und im andern Falle werden wir wohl gar der Zauberei beschuldigt.“

„Du brauchst deswegen nicht besorgt zu sein!“ entgegnete die Tante, „so eben kommt der Mann, dem die Kuh verkauft worden ist und will sie abholen. Gehe in Deine Kammer, mein Kind, und lies Deine Gebete, bis ich zu Dir komme!“

Katharina wollte sich stumm entfernen, indem sie auf Roland einen Blick warf, der zu sagen schien: das habe ich nun von Eurem Besuch! Plötzlich kam sie auf einen andern Gedanken, trat auf Roland zu und reichte ihm die Hand, indem sie ihm gute Nacht wünschte. Das geschah so schnell, daß die erstaunte Tante es nicht hindern konnte. „Aber verzeiht, Mutter,“ sagte Katharina, „wir haben lange kein freundliches Gesicht gesehen. Seit unser friedlicher Zufluchtsort zerstört wurde, sahen wir nichts als Trübsinn und Bosheit. Ich sage diesem jungen Manne ein freundliches Lebewohl, weil er freundlich zu uns gekommen ist und wir uns in dieser Welt wahrscheinlich nicht wiedersehen werden. Ich vermuthete wohl, daß Ihr nicht stark genug seid, Euren Entwurf auszuführen, und daß der Stein, den Ihr in Bewegung setzt, Euch beim Herabfallen zerschmettern werde; ich sage dem jungen Manne, der sich mit uns opfert, Lebewohl!“

Die Aelteste blieb noch in Schweigen versunken, als Katharina hinausgegangen war. Die Ahnung, welche die Jungfrau ausgesprochen hatte, schien einen mächtigen Eindruck auf sie gemacht zu haben und das beab-



sichtigte Scheltwort erstarb ihr auf der Zunge. Schweigend ging sie vor- auf nach dem Wohnzimmer, wo eine kleine Erfrischung von Milch und Gerstenbrot aufgetragen war. Magdalena kam aus einem anstoßenden Zimmer; aber Katharina ließ sich nicht wieder blicken. Während des eilig genossenen Abendbrots wurde wenig gesprochen; dann stand man auf und wies Roland in die nächste Zelle, wo ein Lager für ihn bereitet war.

Die seltsame Lage, in welcher er sich befand, erfüllte sein Gemüth so ganz, daß seine Augen nur späten Schlaf fanden. An dem leisen Gemurmel, das aus dem anstoßenden Gemache drang, merkte er, daß die alten Frauen sich bis spät in die Nacht hinein unterredeten. Als sie sich trennten, hörte er die Aebtissin die Worte sprechen: „Liebe Schwester, obgleich ich Eure Gefinnung und die Gewalt, welche Euch meine Vorgesetzten übertragen haben, ehre, so dünkt mich doch, wir sollten bei einigen Vätern der Kirche um Rath fragen, ehe wir uns in das gewagte Unternehmen einließen.“

„Und wo fänden wir einen treuen Bischof oder Abt, bei dem wir Rath's erholen könnten?“ antwortete Magdalena, „der getreue Eustachius ist nicht mehr; er ist aus dieser bösen Welt und aus der Herrschaft der Ketzer hinweggenommen.“

„Der Himmel wird für die Kirche sorgen,“ sprach die Aebtissin, „und die frommen Väter, welche noch in Kennaquhair wohnen, werden einen neuen Abt wählen.“

„Das werde ich morgen erfahren,“ entgegnete Magdalena, „ich werde hören, ob noch einer von den tausend Heiligen, die aus dem Kloster der heiligen Maria entsprangen, seine Blicke auf dieses Haus in den Tagen der Kimmerniß richten wird. Lebe wohl, Schwester! in Edinburg sehen wir uns wieder.“

Darauf schieden Beide. Roland erfuhr aus diesen Worten, daß der Weg nach Kennaquhair und nach Edinburg ging, was seiner Absicht angemessen war. In Kennaquhair hoffte er, den Pater Ambrosius zu sehen und in Edinburg die Mittel zu finden, sich seinen Weg durch des Weltgetümmel selber zu bahnen. Mit diesen Gedanken schlief er ein.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Roland von der Stimme seiner Wärterin erweckt wurde. Schnell kleidete er sich an, um ihrem Ruf zu folgen; die Alte stand schon reisefertig auf der Schwelle.

Sie machten sich auf den Weg. Als sie in den an Wundern reichen Theil des Thals kamen, zeigten ihnen die Reisenden, die ihnen begegneten, daß sie der alten Frau höhere Eigenschaften zuschrieben. Ein Paar Bauern, die eine Heerde Vieh trieben, einige Landmädchen, die zu einem lustigen Feste zu gehen schienen, ein herumziehender Soldat und ein wandernder Student mit einem abgeschabten schwarzen Rock und einem Bücherfack gingen gleichgültig oder mit einem geringschätzenden Blick an den Wandernden vorüber; einige Kinder, welche durch das seltsame Gewand der Alten angelockt waren, nannten sie in höhnischem Tone eine Pöpstlerin; einige andere Reisende, welche die gefallene Kirche noch ehrten, blickten schüchtern umher, bekreuzten sich dann schnell und beugten ihre Knie vor der Schwester Magdalena. Sie küßten ihr die Hand oder den Saum ihres Kleides und empfingen demüthig ihre Segensprüche; dann sprangen sie schnell auf, sahen sich nochmals schüchtern um und setzten ihren Weg in Eile fort. Andere waren sogar dreist genug, selbst vor den Protestanten die Hände zu falten, das Haupt zu beugen und durch ihre schweigende Haltung anzudeuten, daß sie die Schwester Magdalena kannten und ehrten. Magdalena unterließ es nicht, ihren Enkel auf diese Weise von Achtung und Ehrfurcht aufmerksam zu machen.

„Du siehst, mein Sohn,“ sprach sie, „daß die Feinde nicht im Stande waren, den guten Geist und den echten Samen gänzlich zu unterdrücken. Unter den Kettern und Abtrünnigen, unter den Plünderern der Kirche und unter den Spöttern der Heiligen und der Sakramente giebt es noch immer Gläubige.“

„Freilich, Mutter,“ entgegnete Roland, „aber mir scheint, es seien Leute von einer Art, von denen wir wenig Hilfe haben. Alle, die ein Schwert an der Seite tragen und von edlem Stamm zu sein scheinen, gehen wie an Bettlern an uns vorüber; diejenigen, welche uns Achtung erweisen, sind die Aermsten unter den Armen, der Auswurf der Dürftigkeit,

die weder ihr Brot mit uns theilen, noch uns mit ihren Schwertern vertheidigen können und nicht einmal die Geschicklichkeit besitzen, Waffen zu führen.“

Als sie den Gipfel einer Anhöhe erreicht hatten, blieb die Alte stehen und sprach: „Hier stand ein Grenzkreuz des Klostergebiets unserer lieben Frau; von dieser Anhöhe konnte das Auge des frommen Pilgers das uralte Kloster zuerst erblicken: dieses Licht des Lebens, diese Wohnung der Heiligen, dieses Grab der Kirche. Wo ist das Sinnbild unseres Glaubens geblieben? Es liegt auf der Erde als ein gestaltloser Block, dessen zerbrochene Trümmer man zu dem gemeinsten Gebrauch hinweggebracht hat, daß keine Spur mehr von der ursprünglichen Gestalt sichtbar ist. Blicke nach Osten, mein Sohn! dort glänzte die Sonne in früherer Zeit auf stattliche Thurmspitzen: jetzt hat man die Kreuze und die Glocken herabgeworfen mit heidnischen Händen; von hier aus kannst Du schon jene zerstörten Zinnen sehen und dann frage Dich, ob dieses Land von Heiligen, deren Ueberreste und Bilder entweiht worden sind, noch andere Wunder zu erwarten hat als die Wunder der Rache? Wie lange wird die Rache noch zögern?“ Dann setzte sie schnell und in schwärmerischem Tone hinzu: „Ja, mein Sohn, Alles auf Erden dauert nur kurze Zeit: Freude und Kummer, Siegeslust und Verwüstung wechseln, wie Wolken und Sonnenschein. Nicht immer wird der Weinberg zertreten bleiben, die Risse und Löcher werden ausgebessert, die fruchtbaren Ranken noch ein Mal gepuht und beschnitten werden. Selbst in diesen Tagen, zu dieser Stunde hoffe ich auf wichtige Nachrichten. Wir wollen nicht die Zeit verlieren; denn sie ist kurz, und sicher ist das Gericht. Vorwärts!“

Sie setzten nun den Weg fort und erreichten nach einer halben Stunde die prächtige Abtei, welche ebenfalls zerstört war, obgleich die Kirche noch erhalten war. Aber auch in der sonst unbeschädigten Kirche waren die Bilder aus den Säulen und Pfeilerblenden als Gegenstände der Abgötterei herabgerissen worden, man hatte sogar die reich verzierten Baldachine am Fußgestelle nicht verschont. Sowohl Magdalena, wie ihr Enkel, fühlten beim Anblick dieser Bilderzerstörung den tiefsten Unwillen über die Ruchlosigkeit;

doch sprachen Beide ihre Gesinnung nicht aus, sondern erhoben nur die Hände und Blicke zum Himmel. Magdalena sah sich dann hastig um und befahl darauf ihrem Enkel, an ein Pfortchen, das sie ihm zeigte, zu pochen. „Pochte leise!“ sprach sie. Als nach einer Pause keine Antwort erfolgte, mußte Roland das Pochen wiederholen und es zeigte sich durch die halbgeöffnete Thür der hagere und ängstliche Pfortner, der die Anklopfenden zu beobachten suchte, ohne selber gesehen zu werden. Früher hatte dieser Pfortner seine stolze Stirn und wohlgenährte Gestalt den Pilgern gern gezeigt, wenn er ihnen zurief: „Tretet ein, meine Söhne!“ Jetzt aber sprach er mit zitternder Stimme: „Ihr könnt jetzt nicht eintreten, die Brüder sind in ihren Kammern!“ Als aber Magdalena ihn mit leiser Stimme fragte: „Kennst Du mich nicht mehr, Vater?“ sprach er: „Tretet herein, geehrte Schwester, aber schnell! denn wir werden von bösen Blicken bewacht.“

Sie traten ein und folgten dem Pfortner, nachdem dieser die Thür sorgfältig verriegelt hatte, durch mehrere dunkle Gänge. Während sie langsam voraufgingen, unterhielt sich der Mönch mit Magdalena so leise, als ob er den Mauern Ohren zugetraut hätte.

„Unsere Väter, sprach er, „sind im Kapitelhause versammelt, würdige Schwester, um einen Abt zu wählen. Es darf kein Glockengeläut, kein Hochamt stattfinden und man verschließt die große Pforte, damit das Volk den geistlichen Vater nicht sehe. Die Väter müssen sich wie Räuber verbergen, die einen Hauptmann ernennen, und gleichen nicht ehrwürdigen Priestern, die einen infulirten Abt erwählen.“

„Bekümmert Euch nicht darüber, mein Bruder,“ sprach Magdalena, „auch die ersten Nachfolger des heiligen Petrus wurden nicht erwählt im Sonnenschein, sondern im Ungewitter, nicht in den Hallen des Vatikans, sondern in den unterirdischen Gewölben und Gemächern des heidnischen Roms. Aus solcher Trübsal wurde die Kirche erhoben und aus solcher Trübsal wird sie jetzt gereinigt werden. Und wisse, mein Bruder, daß kein Oberer, der in den herrlichsten Tagen der Abtei erwählt wurde, so viel Ehre von seiner Würde hatte, als derjenige, der heut zu Tage das Amt übernimmt. Auf wen wird die Wahl fallen?“

„Auf wen wird sie fallen? Wer wagt es, den Ruf anzunehmen, als der gute wackere Pater Ambrosius, der würdige Zögling des heiligen Eustachius.“

„Ich weiß es,“ erwiderte Magdalena, „ehe Euer Mund den Namen nannte, sagte es mir mein Herz. Tritt hervor, Du muthvoller Streiter, und stelle Dich mannhaft vor den unglücklichen Riß.“

„Ich bitte Euch, schweiget, Schwester!“ sprach der Pförtner, indem er die Thür öffnete, die in die Kirche führte. „Die Brüder werden sogleich eintreten und die Wahl durch ein Hochamt feiern. Ich muß sie dazu führen, denn jedes Amt dieses ehrwürdigen Hauses liegt jetzt mir ob, dem alten, hinfälligen Manne.“

Er ging hinaus und Magdalena blieb mit Roland allein in einem Seitengewölbe, dessen reiche und doch einfache Bauart aus der frühesten Zeit des vierzehnten Jahrhunderts stammte. Im Innern waren die Heiligenbilder aus den Nischen gerissen und die wilden Zerstörer hatten ebenso wenig der Gräber der Helden und Fürsten geschont.

Altterhümliche Lanzen und Schwerter, welche über den Gräbern mächtiger Krieger der Vorzeit gehangen hatten, lagen zerstreut. Unter den Reliquien frommer Pilger und unter den Bruchstücken von Heiligen und Engeln, die gewaltsam von ihren Fußgestellen gestürzt waren, erblickte man die Trümmer von Rittern und Frauen, welche auf den Grabstätten ihrer Gebeine andächtig gekniet hatten.

Das unglücklichste Zeichen war, daß die Mönche, obgleich jene Gewaltthaten schon vor vielen Monaten stattgefunden hatten, doch allen Muth und alle Thatkraft verloren und es nicht ein Mal gewagt hatten, den Schutt wegzuräumen und die Kirche wieder anständig herzustellen; die geringe Zahl, welche von der einst so mächtigen Klostergemeinde übrig geblieben, waren von Schrecken überwältigt. Unter den Grabsteinen, die den Boden bedeckten, enthielt der neueste die einfachen Worte: „Hier liegt Abt Eustachius.“ Niemand hatte es gewagt, seine Gelehrsamkeit und seinen standhaften Eifer für den katholischen Glauben zu rühmen. Als Magdalena beim Lesen der Inschriften an dieses Denkmal kam, sprach sie: „Du wurdest zu guter

Stunde für Dich selber, aber in böser Stunde für die Kirche von uns genommen; möge Dein Geist bei uns sein, heiliger Mann! Ermuthige Deinen Nachfolger, in Deine Fußstapfen zu treten, gieb ihnen Deine kühne Geschicklichkeit, Deinen Eifer, Deine Klugheit, Deine Frömmigkeit!“

Während sie dies sprach, wurde eine Seitenthür geöffnet, welche den Eingang aus der Kirche nach der Wohnung des Abtes verschloß; die Väter sollten jetzt auf das Chor treten und den neu erwählten Abt nach dem Hochaltar führen. Dieser Vorgang war früher eines der glänzendsten Schauspiele gewesen, wodurch die römische Kirche ihre Gläubigen fesselte. Wenn bei solcher Festlichkeit sich die Flügelthüren öffneten, der neue Abt mit den Zeichen seiner Würde, mit Ring, Inful, Festkleid und Krummstab auf der Schwelle erschien, standen die greisen Fahnenräger und die Knaben mit den Rauchfässern hinter ihm, dann erscholl ein prachtvoller Jubelgesang im Orgelton und die versammelte Menge stimmte mit Halleluja ein. Aber jetzt war dies anders: sieben bis acht Greise, von Alter, Kummer und Furcht abgemagert, nachlässig mit dem verbotenen Ordenskleide angethan, zogen zwischen Schutt und Verwüstung gleich Gespenstern durch die geöffnete Thür, durch verschüttete Gänge zum Hochaltar, um den erwählten Oberen einzusetzen. Es war, als sähe man eine Schaar bestürzter Wanderer in der arabischen Wüste, die einen Häuptling wählten oder eine schiffbrüchige Mannschaft, die sich auf der öden Insel, worauf sie scheiterten, einen Hauptmann ernannten.

Obgleich die Feierlichkeit ohne alle Pracht vollzogen wurde, zeigte doch der neue Abt das würdevollste Benehmen. Die Mönche gaben durch ihre furchtsamen, kummervollen und beschämten Mienen kund, daß sie sich einer Gefahr aussetzten; vielleicht schämten sie sich der Prunklosigkeit, welche bei dieser Feier herrschte. Aber Pater Ambrosius schritt durch den mittleren Gang über die Trümmer der Heiligthümer mit einer wehmüthigen doch müthigen Miene, mit festem und feierlichem Schritt. Barfuß, wie es die Ordensregel vorschrieb, betrat er die zerbrochenen Stufen des Altars, in der Hand hielt er nur den Hirtenstab, denn die mit Edelsteinen besetzte Inful und der Ring waren von den Plünderern geraubt worden. Nicht wie ehemals erschienen gehör-

fame Lehnsleute, um ihm zu huldigen und das Geld für den Zelter und den Sattelschmuck darzubringen; es war auch kein Bischof anwesend, um den Abt in die Reihe der Kirchenobersten einzuführen. Die ganze Ceremonie bestand darin, daß sich die Brüder ihm näherten, um ihm den Friedensfuß als Zeichen der Liebe und geistlichen Huldigung zu geben. Auch die Messe wurde eiliger gelesen als sich für die festliche Weise geziemte; aber die ganze Versammlung zeigte eine auffallende Unruhe. Diese Unruhe nahm während der Feierlichkeit zu, als ob man irgend eine Gefahr argwöhnte. Während der Pause im Kirchengesang hörte man draußen seltsame Töne, anfangs nur schwach aus der Ferne, dann sich allmählig der Kirche nähernd. Uebell klingendes Geschrei unterbrach endlich den Kirchengesang und zuletzt wurde der Gesang der Mönche ganz zum Schweigen gebracht durch ein Gemisch von gellenden Hörnertönen, klappernden Schellen, rasselnden Trommeln, quikenden Dudelsäcken, durch bald freudiges, bald zürnendes Geschrei der Menge und durch gellende Weiber- und Kinderstimmen, die sich mit den tieferen Stimmen der Männer mischten.

Bebend vor Bestürzung, verstummten die Mönche in ihrem Gesange, wollten nach verschiedenen Richtungen entfliehen, drängten sich dann aber in halber Verzweiflung unordentlich um ihren neuen Abt. Letzterer behielt seinen stolzen furchtlosen Blick, den er während der ganzen Weihe gezeigt hatte und blieb auf der obersten Stufe des Altars stehen, als wollte er sich als erstes Ziel der nahenden Gefahr aussetzen und seinen schutzlosen Gefährten ein Beispiel der Selbstaufopferung geben.

Magdalena und Roland verließen unwillkürlich den Ort, wo sie bisher unbemerkt gestanden hatten und traten näher an den Altar, willens, das Schicksal der Mönche unter jeder Bedingung zu theilen. Beide verneigten sich ehrerbietig vor dem Abte, den Magdalena anreden zu wollen schien; der Jüngling legte seine Hand an den Dolch, blickte nach der Hauptpforte, an welche man ungestüm klopfte.

Der Abt gebot Beiden Stillschweigen und man konnte seine Stimme trotz dem anhaltenden Lärmen vernehmen, als er sprach: „Sei ruhig, Schwester! der neue Abt des Marienklosters wird die Dienstleute, welche

jetzt herankommen, um seine Erhebung durch ihren Beifall zu feiern, selber empfangen. Dir, mein Sohn, befehle ich, von der irdischen Waffe abzulassen! wenn es der Wille unserer Beschützer inist, daß ihr Heiligthum durch Gewaltthat und durch Blutvergießen entehrt und besudelt werden soll, so leide ich nicht, daß ein katholischer Sohn selber dazu beiträgt."

Zimmer lauter wurde das lärmende Geschrei und das Pochen vor den äußern Thüren und die Ungeduldigen forderten ungestüm Einlaß. Ohne sich durch die drohende Gefahr einschüchtern oder zur Hast verleiten zu lassen, schritt der Abt würdevoll der Thür zu und fragte mit gebietender Stimme, wer den Gottesdienst störe und was man verlange.

Nach einer augenblicklichen Stille erhob sich draußen ein lautes Gelächter und eine Stimme antwortete: „Wir wollen in die Kirche eingelassen werden und wenn die Thür geöffnet ist, werdet Ihr sehen, was wir wollen.“

„Und wer berechtigt Euch, den Eingang zu fordern?“ entgegnete der Abt.

„Der hochwürdige Herr Abt berechtigt uns dazu,“ antwortete dieselbe Stimme und diese Antwort wurde mit allgemeinem schallenden Gelächter aufgenommen.

„Ich kenne Eure Gesinnung nicht,“ sprach der Abt „und will sie auch nicht kennen lernen, denn sie scheint unhöflich zu sein. Gehet im Namen Gottes und laßt die Diener der Kirche in Frieden! Ich, der rechtmäßige Gebieter dieser Stelle, sage Euch dies.“

„Machet auf, Herr Mönch!“ rief eine andere rohe Stimme, „und wir wollen dann weiter mit Eurem Rechte verhandeln, auch den Herrn zeigen, dem wir Alle unterthan sind.“

„Brecht die Thür auf, wenn sie noch lange zögern,“ sagte ein Dritter, „nieder mit den Mönchen, die uns unsere Ehre rauben wollen!“

„Ja, unsere Ehre, unsere Ehre!“ riefen Alle mit lauter Stimme, „brechet die Thür auf und schlaget die faulen Mönche nieder, wenn sie sich widerspenstig zeigen!“

Statt zu pochen, schlug man jetzt mit großen Hämmern gegen die



Thür, die zwar fest genug war, aber solcher Gewalt noch nicht lange widerstanden hätte. Dem Abt schien jeder Widerstand unnütz; auch wollte er die Stürmenden nicht durch Gegenwehr noch mehr erbittern. Er gebot daher mit ernster Stimme Ruhe und sprach, nachdem er sich Gehör verschafft hatte:

„Meine Kinder, ich möchte Euch davor bewahren, eine schwere Sünde zu begehen. Der Pförtner holt die Schlüssel und wird die Thür öffnen, inzwischen aber bitte ich Euch, überlegt, ob Ihr in dem Gemüthszustande seid, diese heilige Schwelle zu überschreiten!“

„Eure ganze Papsterei ist Possenspiel,“ antwortete man draußen, „wir sind in demselben Gemüthszustand, wie die Mönche, wenn sie sich lustig machen, das heißt, wenn sie Brot und Rindfleischsuppe statt Fastensuppe essen. Jetzt füllt uns die Kannen mit Bier, wenn es nicht sauer geworden ist, sonst gehen wir von dannen! Ist das nicht recht gesprochen, Kameraden?“

„Es war gut gesagt und soll auch gut gethan werden,“ rief die Menge, indem sie abermals gegen die Pforte stürmte; der Pförtner kam jedoch in diesem Augenblick in schreckenvoller Hast, öffnete die Hauptthür und floh in demselben Augenblick erschrocken zurück, als wenn ihm durch eine geöffnete Schleuse die einbrechende Flut entgegen gestürmt wäre. Der Abt allein behauptete ohne Furcht und Bestürzung seinen Platz in der Nähe des Eingangs, die Mönche zogen sich hinter ihn zurück, schämten sich aber, ihn zu verlassen oder wurden auch durch Pflichtgefühl und Liebe um ihn versammelt. Als die Thür geöffnet wurde, vernahm man lautes Gelächter und Geschrei, aber es drang kein wüthender Haufe in die Kirche. Man vernahm den Ruf: „Zur Ordnung, Ihr Leute! Halt! Die beiden hochwürdigen Herren müssen sich begrüßen, wie es schicklich ist.“

Der Haufe, der einen höchst wilden Anblick darbot, bestand aus verschiedenen verkleideten Männern, Weibern und Kindern. Man sah, es war auf spaßhafte und lustige Gruppen abgesehen. Der Eine war mit einem Teppich bedeckt, trug vorn einen Pferdekopf, hinten einen Schweif und bewegte sich bald im Schritt, bald schwenkte und bäumte er sich. Eine andere

Gestalt, ein ungeheurer Drachen, mit vergoldeten Flügeln, offenem Rachen und scharlachrother gespaltener Zunge wetteiferte mit dem Pferde an Geschicklichkeit und Gewandtheit und verfolgte einen Knaben, der als die schöne Königin von Saba verkleidet war; zuweilen mischte sich ein kriegerischer St. Georg ein, um den Drachen von seiner Beute zu verjagen. Dieser trug einen Becher statt eines Helmes und einen Bratspieß statt einer Lanze. Verschiedene wilde Thiere: Wölfe, Bären und dergleichen machten ihre Bewegungen ungeschickt, daß man wohl die verkleideten Zweifüßler unter den Pelzen erkennen konnte. Man sah auch einen Haufen von geächteten Bogenschützen, an der Spitze den bekannten Robin Hood und Klein John. Unter den übrigen weniger hervortretenden Masken bemerkte man Männer in Weiberkleidung und Weiber in Männertracht, Kinder als Erwachsene verkleidet, mit Krückstöcken in der Hand, Pelzmänteln und Mützen, während mehrere Erwachsene sich wie Kinder gebehrteten. Viele hatten ihre Gesichter bemalt und Hemden über die Kleider geworfen, Andere waren mit Zierathen von bunter Pappe und Bändern versehen und wer keine andere Verkleidung ausgedacht hatte, trug wenigstens die Jacke umgekehrt und zeigte ein geschwärztes Gesicht.

Es entstand eine Pause, während welcher die Menge noch Jemand zu erwarten schien. Die Klosterbrüder hatten inzwischen Zeit, die abgeschmackte Mummerei zu betrachten und auch ihre Absicht zu verstehen. Solche Possenspiele, wie sich die Bewohner des Klosterbezirks jetzt erlaubten, hatte in früherer Zeit die römische Kirche, als sie gerade am mächtigsten war, nicht bloß geduldet, sondern sogar aufgemuntert; die Geistlichen gestatteten bei einigen Gelegenheiten dem Pöbel, sich durch dergleichen kindische, lustige, ja zuweilen lasterhafte und unsittliche Possen zu erfreuen. So lange die Priester in voller Macht herrschten, brauchte man dergleichen Possen von Seiten des Volks nicht zu fürchten, aber als sich die Zeiten änderten und die katholische Lehre und ihre Priester mit dem Haß der Protestanten zu kämpfen hatten, sahen sie zu spät ein, welche nachtheilige Folgen diese Belustigungen für sie hatten und daß das Heiligste nun selber zum Gegenstande des Gelächters herabgezogen wurde.

Jetzt näherte sich der Abt der Unvernunft der Hauptpforte der Kirche. Sein Anzug war eine spottende Nachahmung der Kleidung des wirklichen Abtes, dem er sich am Tage der Einsetzung vor allen seinen Brüdern und dem Chor der Kirche selber entgegen stellte. Der Abt der Unvernunft war ein vierschrötiger, dicker und untersehter Bursche, der ein ausgestopftes Wamms trug und eine lederne Bischofsmütze, welche von vorn einer Grenadiermütze glich und mit Stickereien und zinnernen Schnirkeln verziert war. Unter der Bischofsmütze sah man eine ungeheure kupferrothe Nase hervorragen. Das Unterkleid war von steifer Leinwand, der Chorrock ein bemaltes und aufgeschliztes Segeltuch. Auf der einen Schulter saß eine gemalte Eule, in der rechten Hand hielt er einen Hirtenstab und in der linken einen Spiegel mit einem Griff, um an den weltbekannten Spafsvogel Till Eulenspiegel zu erinnern, dessen Abenteuer auch in England durch beliebte und billige Volksbücher weit verbreitet sind.

Die Begleiter des Spottabtes hatten in ihrer Tracht den Anzug der übrigen Klostergenossen in poffenhafter Weise nachgeahmt. Sie folgten ihrem Führer in einem geordneten Zuge und drangen nun, mit den buntscheckigen Masken vermischt, mit dem Geschrei in die Kirche: „Machet Platz vor dem ehrwürdigen Vater Eulenspiegel und vor dem hochwürdigen Abt der Unvernunft!“

Wiederum vernahm man das gellende Geschrei, die Knaben piffen und heulten, die Männer brachen in ein tobendes Gelächter aus, die Weiber freischten, die wilden Bestien brüllten, der Drache pufete und zischte, das bäumende und springende Pferd wieherte und die Menschen stießen hüpfend und scherzend mit ihren benagelten Schuhen auf den Fußboden der Kirche, daß die Funken stoben.

Der Abt stand unschlüssig da. Obgleich nicht in Schrecken gesetzt, fürchtete er doch, den Unwillen, der in ihm aufloderte, ausbrechen zu lassen. Als er mit der Hand Schweigen gebot, antwortete ihm dennoch lautes Geschrei und schallendes Gelächter; als Eulenspiegel dieselbe Bewegung machte, gehorchten aber seine lärmenden Kameraden, denn sie setzten auf seinen unverschämten Witz großes Vertrauen und versprachen sich Ergözen von der

Unterredung, die er mit dem wahren Abt haben würde. „Vorwärts Mönch, vorwärts Schalksnarr!“ riefen sie, „fangt an, ehrwürdige Väter! es ist ein ehrliches Spiel: ein Abt gegen einen Abt, Vernunft gegen Unvernunft und Bosheit gegen Mönchthum.“

„Still, Kameraden!“ sagte Eulenspiegel, „können nicht zwei gelehrte Kirchenväter miteinander verkehren, ohne daß Ihr mit Eurem fleghaften Gebrüll Euch einmischet, als wolltet Ihr einen Bullenbeißer auf einen wilden Stier hegen? Seid ruhig! sage ich, ich habe mit dem gelehrten Vater über Dinge zu sprechen, die unsern Stand und unsere Gewalt betreffen.“

Während dieser Rede war Magdalenens Zorn aufs Höchste gestiegen, sie trat zu dem Abt und sprach so laut, daß es deutlich zu vernehmen war: „Erhebe Dich, Vater, schwinge das Schwert St. Peters, daß Du in Deiner Hand hältst, und räche sein Erbtheil! Schmiede sie in die kirchlichen Fesseln, auf daß sie in himmlische Fesseln geschmiedet werden!“

„Still, Schwester!“ gebot der Abt, „wir wollen uns durch ihre Thorheit nicht die Besonnenheit rauben lassen. Sei ruhig, ich bitte Dich und laß mich thun, was meines Amtes ist! Ich bin zum ersten Mal dazu berufen und vielleicht auch zum letzten Mal.“

„Und warum, frommer Bruder, wollt Ihr nicht dem Rathe der frommen Schwester folgen?“ fragte Eulenspiegel, „es ist noch niemals ein Kloster ohne den Rath der Weiber zum Gedeihen gelangt.“

„Schweig, Du Thor,“ entgegnete der Abt, „und Ihr, meine Brüder....“

„Nein,“ fiel ihm der Abt der Unvernunft ins Wort, „Du darfst nicht zu ihnen sprechen wie zu Deinen Brüdern. Ich schwöre bei der Klingel, beim Buch und der Kerze, daß Keiner in meiner Versammlung auf ein Wort von Euch hören soll; deshalb ist es besser, Ihr sprecht mit mir, da ich Euch anhören will. Jetzt, Gesellen, sage ich noch ein Mal, daß Ihr das Maul haltet! wir werden sehen, ob der Abt des Klosters fechten oder vom Kampfplatz fliehen will.“

Die Stille der Erwartung, welche auf diese Anrede folgte, benutzte

Vater Ambrosius, um seinen Gegner anzureden, denn er sah, daß er sich nicht auf andere Weise Gehör verschaffen würde.

„Unglückseliger Mann,“ sprach er, „hast Du nichts Besseres zu thun als Deinen weltlichen Wit dazu anzuwenden, um diese verblendeten und hilflosen Menschen in den Abgrund der Finsterniß zu führen? Und Ihr meine Freunde!“ fuhr er umher blickend, mit lauter Stimme fort, „wollt Ihr es leiden, daß ein unheiliger Possenreißer die Diener Gottes in seinem Tempel beleidigt? Viele von Euch, vielleicht Ihr Alle, lebet unter meinen frommen Vorfahren, welche in der Kirche regiert, wo ich jetzt zu leiden bestimmt bin; die weltlichen Güter, die Ihr besitzt, habt Ihr von ihnen erhalten und noch bessere Gaben: die Barmherzigkeit und Verzeihung der Kirche waren Euch immer gewiß, wenn Ihr sie nicht verächtlich schmäht habt; für Euch, während Ihr fröhlich wart, hat sie gebetet und während Ihr schliefet für Euch gewacht. Ist es recht und anständig ein Paar alte Männer zu verhöhnen, von deren Vorfahren Ihr Alle erhieltet und die nichts weiter wünschen, als in Frieden zu sterben unter den Trümmern des Hauses, welches einst dem Lande sein Licht spendete die um weiter nichts bitten, als daß Gott sie hinwegnehme, ehe der letzte Funken erlischt und das Land in die tiefe Finsterniß versinkt, die es der Lichte vorgezogen hat. Wir kehrten nicht die scharfen Waffen des irdischen Schwertes gegen Euch, um die Verfolgung zu rächen, die Ihr uns zu Theil werden ließet. Voll Wuth beraubt Ihr uns unserer Güter und laßt uns kaum das tägliche Brot, ohne daß wir Euch mit dem Blitze des kirchlichen Bannes lohnten. Wir bitten Euch nur um die Erlaubniß, in unserm Eigenthum der Kirche leben und sterben zu dürfen, und flehen Gott, unser heilige Jungfrau und die Heiligen um Vergebung Eurer Sünde, wenn Ihr uns nicht weiter durch Eure Possen und Lasterungen stören wollt.“

Diese Rede, welche ganz anders war, als die unruhige Versammlung sie erwartet hatte, machte eine solche Wirkung auf die Menge, daß die sich nicht zur Fortsetzung des Spases ermuntert fühlte. Die Männer hörten auf zu tanzen, das Pferd stellte seine Sprünge ein, Pfeifen und Pauke verstummten und die vorher so stürmische Versammlung schwieg still; einiç

wilde Bestien zeigten sich besonders gerührt, der Bär ließ tiefe Seufzer hören und ein großer Fuchs wischte sich die Augen mit seinem Schwauze. Der Drache, der sich zuvor so furchtbar gemacht hatte, zog die Krallen ein, wickelte seine schrecklichen Ringe zusammen und brummte aus seinem feurigen Rachen die Worte: „Bei der heiligen Messe, ich habe unsern alten Zeitvertreib nicht für so arg gehalten, aber ich hätte lieber den Teufel als den Drachen gespielt, wenn ich geahnt hätte, daß der gute Vater die Sache sich so zu Herzen nehmen würde.“

Eine kurze Zeit stand der Abt Ambrosius unter der wilden Poffenmenge siegreich, wie der heilige Antonius; aber Eulenspiegel wollte sein Spiel nicht sobald verloren geben.

„Nun frage ich Euch, Ihr Leute, ob das redlich ist oder nicht? Ihr habt mich zum Abt der Unvernunft erkoren und wollt heute auf gefunden Menschenverstand achten? Bin ich heutigens Tages im feierlichen Kapitel von Euch erwählt worden, daß Ihr mich jetzt verlassen und Euren alten Scherz und Eure Rechte aufgeben wollt? Nein, das Spiel muß ausgespielt werden und wer wieder ein Wort von Verstand, Vernunft, Nachdenken oder Ueberlegung spricht, was nun ein Mal für heut nicht paßt, der soll im Mühlengraben feierlich getauft werden.“

Nach diesen Worten fing der veränderliche Pöbel wieder an zu jubeln; man hörte die Pfeifen und die Trommeln, das Pferd bäumte sich, die wilden Thiere brüllten und selbst der reumüthige Drache fing wieder an, sich zu recken und neue Sprünge zu versuchen. Vielleicht würde der Abt durch seine Beredsamkeit und Bitten doch noch über die böswilligen Lärmacher gesiegt haben, wenn Frau Magdalena ihrem lange verhaltenen Unwillen nicht freien Lauf gelassen hätte. Sie donnerte Drohungen im Namen der Päpste und der Kirchenversammlungen, im Namen des Erzengels Michael und aller übrigen Heiligen.

„Gesellen!“ sprach der Abt der Unvernunft, „diese Frau müßte vom Gesetz ausgenommen sein, denn sie hat nicht ein einziges vernünftiges Wort gesprochen. Da sie aber der Meinung ist, daß ihre Worte für vernünftig gelten, so muß sie jetzt bekennen und versichern, daß ihre ganze Rede un-

finnig war oder sie soll die Strafe unsers Gesetzes erleiden. Deswegen, heilige Frau Pilgerin oder Aebtissin oder wer Du sein magst, halte mit Deiner Mummerei ein oder Du kommst in den Mühlengraben! wir dulden in unserm Kirchensprengel weder weltlichen noch geistlichen Streit.“

„Sie soll gerichtet werden!“ riefen seine Gefährten und schickten sich an, die Absicht Eulenspiegels, der seine Hand gegen die alte Frau erhob, zu unterstützen. Roland hatte unwillig geduldet, daß man seinen geistlichen Lehrer beleidigte; er war verständig genug gewesen, zu bedenken, daß er dem neuen Abt keine Hülfe leisten könnte, die Sache aber noch verschlimmern würde, wenn er sich unnützer Weise einmischte. Als er aber seine alte Großmutter von persönlicher Mißhandlung bedroht sah, bekämpfte er nicht länger den natürlichen Zorn seines Gemüths, sondern trat vor und stieß dem Abt der Unvernunft seinen Dolch in den Leib, daß er augenblicklich zu Boden stürzte.

### Fünfzehntes Kapitel.

Die Menge erhob ein furchtbares Rachegeschrei, als ihre Fröhlichkeit in dieser schrecklichen Weise gestört war; da sie aber waffenlos waren und Roland, roth vor Zorn, seinen Dolch schwang, so suchten sie sich für den ersten Augenblick zu schützen. Der Abt erhob seine Hände und flehte um Verzeihung für das im Heiligthum vergossene Blut; aber Magdalena freute sich über den Streich, den ihr Enkel dem Spötter versetzt hatte. Obgleich sie ebenfalls ängstlich für die Sicherheit des Jünglings besorgt war, rief sie: „Lasset den Spötter umkommen in seiner Gotteslästerung, er möge sterben auf heiligem Boden, den er beschimpft hat!“

Aber alle Aeußerungen, sowohl die Wuth der Menge, wie der Kummer des Abtes und die Freude der schwärmerischen Alten war vergeblich und unnütz gewesen. Der für todt gehaltene Eulenspiegel sprang plötzlich munter auf und rief: „Ein Wunder, ein Wunder, Ihr Leute! ein so herr-

liches Wunder, wie jemals in dieser Kirche geschehen ist! Als Euer Abt, den Ihr gesetzmäßig in der Martinschenke erwählt habt, befehle ich Euch, Niemand anzurühren; Wolf und Bär, Ihr mögt diesen voreiligen Burschen hüten, aber ihm nichts zu Leide thun! Und Ihr, ehrwürdiger Vater, geht mit Euren Brüdern in die Zellen, denn jeder von uns besteht auf seiner Meinung, wie dies immer bei allen Berathschlungen der Fall ist. Wenn wir aber zum Kampf kämen, so würdet Ihr mit Euren Kameraden am schlimmsten fahren; deswegen nehmet Euer Gepäck und gehet von dannen!"

Der Lärm erhob sich von Neuem und Vater Ambrosius war unentschlossen, ob er, seiner Pflicht getreu, dem drohenden Sturm noch länger Widerstand leisten oder sein Leben für einen bessern Zweck aufsparen sollte. Der Abt der Unvernunft bemerkte das Zögern des frommen Vaters und sprach in einem natürlicheren Tone, als er bisher hatte hören lassen: „Wir kamen hierher, lieber Herr, mehr zum Vergnügen als um Unfug anzustiften. Wir sehen schlimmer aus, als wir sind und in keinem Fall wollen wir Euch ein Leids anthun, deshalb ziehet Euch lieber zurück, so lange die Sache noch angeht! Ein Falke läßt sich nicht zurücklocken, wenn er ein Mal in der Luft ist, und einem Bullenbeißer kann man seinen Raub nur schwer abjagen. Wenn das Volk erst zum Streit kommt, so überschreitet sogar die Tollheit ihre Grenzen. Ueberlaßt es dem Abt der Unvernunft, die Leute wieder zur Vernunft zu bringen.“ Die Klosterbrüder umdrängten den Abt und baten ihn einstimmig, abzugehen. Sie führten sogar als Grund an, daß diese possenhafte Lustigkeit schon von seinen Vorfahren als eine alte Sitte gestattet und selbst mitgemacht worden sei.

„Es geschehe, wie Ihr wollt, meine Brüder,“ sprach der Abt. „Gehet in Eure Zellen! Und Ihr, Magdalena, entfernt Euch, ohne ein Wort zu sprechen! das befehle ich Euch kraft meiner Gewalt und Ihr müßt gehorchen, wenn Euch an dem Leben des jungen Menschen etwas gelegen ist.“

Darauf wendete er sich in ernstem Tone an Eulenspiegel: „Was beabsichtigt Ihr mit dem jungen Manne, den Ihr gefangen haltet? wisset Ihr, daß er das Kleid Eures Hauses Avenel trägt? Wenngleich Ihr den



Unwillen des Himmels nicht scheut, so werdet Ihr doch wenigstens Furcht vor dem Zorn der Menschen haben.“

„Bekümmert Euch nicht um ihn!“ entgegnete Eulenspiegel, „wir kennen ihn recht gut, auch denken wir nicht daran, ihm etwas nachzutragen; mein Wammas,“ fügte er hinzu, indem er sich vor den Bauch klopfte, „war gut mit Stroh und steifer Leinwand ausgepolstert und hat den Dold des Tollkopfes ebenso gut wie ein Harnisch abgehalten.“

Wenngleich Roland seinen Dolch kräftig geführt hatte, so war dieser doch nicht durch die Füllung des falschen Bauches gedrungen und der Abt der Unvernunft war nur durch die Gewalt des Stoßes niedergeworfen worden. Pater Ambrosius wurde durch Eulenspiegels Versicherung einigermaßen beruhigt. Als er sich von der überlegenen Macht verdrängt sah, zog er sich mit den Klosterbrüdern zurück und ließ dem lärmenden Pöbel freie Hand. So wild und trotzig aber auch die Lärmmacher waren, so hörte man bei dem Rückzuge der Mönche doch nicht das verächtliche Hohngeschrei, womit sie den Alten zuerst begrüßt hatten und durch die wirksame Rede des Abtes war Einigen das Gewissen rege geworden, in Andern Scham erwacht und in Allen ein Anflug von Ehrerbietung erweckt worden. Alles blieb still, bis der letzte Mönch durch die nach dem Wohngebäude führende Seitenthür verschwunden war; erst dann wurde der eingeschüchterte Jubel wieder rege, nachdem Eulenspiegel mehrere Ermahnungen gesprochen, das Pferd einige Sprünge gemacht und der Lindwurm sich wieder auseinander gerollt hatte.

„Was fangen wir nun an, Ihr Gefellen?“ sprach der Abt der Unvernunft. „Warum blickt Ihr mich mit solchen einfältigen Gesichtern an? Wollt Ihr Euren alten Spaß aufgeben, weil ein altes Weib von Heiligen und vom Fegfeuer gesprochen hat? Darüber, dünkte ich, müßt Ihr doch lange hinaus sein. Vorwärts, aufgespielt! aufgespielt! Geigen und Fiedeln! Trommeln und Harfen! tanzet und macht Euch lustig und schicket die Sorge bis auf morgen weg! lasset Euren Gefangenen nicht aus den Augen, Bär und Wolf! Springe Pferdchen, zische Lindwurm! Jubelt Ihr Jungen!

Jeden Augenblick, wo wir müßig stehen, werden wir älter und das Leben ist zu kurz, als daß wir es wie die Stummen zubringen sollten.“

Diese eindringliche Ermahnung blieb nicht ohne Erfolg. Sie räucher- ten in der Kirche mit angebrannten wollenen Lappen und Federn anstatt des Weihrauchs, füllten die Weihkessel mit unreinem Wasser und feierten eine Spottmesse, wobei Eulenspiegel am Hochaltar als Priester diente; nach der Melodie der kirchlichen Gesänge wurden lustige und unsittliche Lieder gesungen; Alles, was sie an Kirchengewändern und heiligen Gefäßen vorfan- den, wurde entweicht; jede muthwillige Laune des Augenblicks wurde aus- geführt und endlich ging man sogar zu schweren Verwüstungen über. Man riß das hölzerne Schnitzwerk herab, warf die verschont gebliebenen gemalten Fenster ein, suchte nach allerlei Bildwerken, zerstörte dabei sogar die Ver- zierungen auf den Grabsteinen, an den Karniesen der Säulen.

Da die Zerstörungslust wie jeder Hang des Menschen mit der Be- friedigung wächst, so fingen die unruhigen Köpfe nach ihren leichteren Strei- chen an, auf größere Verwüstungen zu denken. Bald erhob sich ein allge- meines Geschrei: „Wir wollen das alte Krähenneft gänzlich niederreißen! Es hat lange genug dem Papste und seinen Krähen gedient.“

In brüllendem Tone stimmten sie nun ein Spottlied nach der Me- lodie eines Jägerliedes an und die Gesellen des Spottabtes wurden mit jedem Augenblick stürmischer, so daß an eine Bändigung kaum zu den- ken war.

Da trat ein völlig gerüsteter Ritter in die Kirche, von einigen be- waffneten Reifigen begleitet.

Er gebot mit lauter Stimme, daß der lärmende Unfug ein Ende ha- ben solle. Sein Visir war aufgeschlagen; aber man hätte schon an dem grünen Helmbusch den Ritter Halbert Glendinning erkennen können. Auf dem Heimwege durch das Dorf kommend, hörte er den Lärm des Aufstan- des und war, um seines Bruders Sicherheit besorgt, sogleich in die Kirche geeilt.

„Was soll das bedeuten, Ihr Leute?“ fragte er, „wollt Ihr Christen und treue Unterthanen sein und verwißt Kirchen und Chöre wie die Heiden?“

Alle schwiegen still, obgleich Einige überrascht waren, daß sie von einem eifrigen Protestanten einen Verweis statt eines Dankes erhielten.

Endlich nahm der Drache das Wort und brüllte aus dem Grunde seines künstlichen Rachens:

„Wir haben nur mit dem Besen der Zerstörung das Papstthum aus der Kirche gefegt.“

„Wie? meine Freunde,“ sprach der Ritter, „meint Ihr, es sei in dieser Mummerei nicht mehr vom Papstthum als in diesen Mauern? Vertreibt erst den Ausatz aus Eurem Fleisch, ehe Ihr diese Mauern reinigen wollt und legt Eure freche Zügellosigkeit ab, die zu nichts weiter führt, als zu thörichter Eitelkeit, zu sündhafter Schwelgerei!“

„Seht ein Mal, wollt Ihr da hinaus?“ brummte der Drache in verbrießlichem Ton, „wenn wir keine Freiheit zu unserm Zeitvertreib haben, so hätten wir ja Pöpstler bleiben können.“

„Antwortest Du mir so?“ sprach Halbert, „ist es etwa ein Zeitvertreib, wie eine riesige Raupe auf der Erde zu kriechen? verlaß Dein gemaltes Gehäuse oder, so wahr ich ein Ritter bin, ich will Dich wie die Bestie behandeln, zu der Du Dich gemacht hast.“

„Bestie?“ fragte der beleidigte Drache, „abgesehen davon, daß Du ein Ritter bist, so halte ich mich für einen ebenso wohlgeborenen Mann, wie Du selber.“

Der Ritter erwiderte kein Wort, sondern stieß den muthwilligen Drachen so kräftig mit dem Schaft seiner Lanze, daß die Rippen des verborbenen Schauspielers nur durch die Rippen des Gehäuses beschützt wurden. Um nicht einen dritten Stoß des zornigen Ritters zu fühlen, kroch er erschrocken und eilig aus seiner Drachenhülle und als er auf den Beinen stand, erkannte Halbert die bekannten Gesichtszüge eines Mannes, mit welchem er in der Jugend gespielt hatte, ehe er vom Glück emporgehoben worden war. Der Bauer sah den Ritter mürrisch an, als ob er ihm wegen seiner Heftigkeit gegen einen alten Bekannten Vorwürfe machen wollte, und Halbert war gutmüthig genug, seinen Zorn selber zu bereuen.

„Es war nicht recht, Daniel, Dich zu schlagen,“ sprach der Ritter,

„aber ich kannte Dich nicht. Du warst immer ein toller Bursche; komm mit mir aufs Schloß und wir wollen nach meinen Falken sehen.“

„Und wenn wir ihm nicht Falken zeigen, die so lustig wie Raketen aufsteigen, so will ich meine Knöchel ebenso hart treffen lassen, wie Ihr den Lindwurm trafet,“ sagte der Abt der Unvernunft.

„Was muß ich hören?“ rief der Ritter, „wie kommst Du, Schurke, hierher?“

Der Abt der Unvernunft warf schnell seine falsche Nase ab, ließ den ausgestopften Wammes fallen und zeigte sich vor seinem Gebieter als Adam Woodcock, Falkner von Avenel.

„Wie konntest Du Dich erdreisten, das Haus zu stören, in welchem mein Bruder wohnt?“ fragte der Ritter.

„Verzeiht, edler Herr! eben deswegen kam ich hierher,“ antwortete Adam. „Als ich hörte, das Volk hätte sich aufgemacht, einen Spottabt zu wählen, dachte ich: ich kann ja singen, tanzen und rückwärts über das Schwert springen und ein so guter Narr sein als jemals einer aufgestellt worden ist. Du wirst den Dienst gewiß versehen können, dachte ich und falls man Dich ja wählt, so kannst Du dem Bruder unsers Herrn nützlich sein, wenn man in der Kirche zu arg verfährt.“

„Du bist ein Fuchsschwänzer,“ sagte der Ritter Halbert, „ich weiß recht gut, daß Du Dich durch Bier, Branntwein und Wein und, wo es etwas zu schwelgen und zu trinken giebt, eine Meile weit verlocken läßt; aus Liebe zu meinem Hause gehst Du aber nicht ein Paar Schritte weit. Aber fort von hier! führe die Lärmmacher anderswohin, meinethwegen ins Wirthshaus und hier sind ein Paar Kronen für Eure Zeche. Verbringet den tollen Tag vollends, aber treibt keinen Unfug weiter und seid morgen wieder vernünftig!“

Der Falkner gehorchte dem Befehle seines Gebieters, sammelte seine muthwilligen Gefährten und flüsterte ihnen zu: „Fort, fort! Ihr dürft es dem guten Ritter nicht verargen, wenn er strenge gegen Euch verfährt. Wir wollen unsern Spaß in der Schenke bei einem Krüge Doppelbier fortsetzen. Vorwärts! Harfe und Pauke, Dudelsack und Trommel, Alles schweige

bis wir über den Kirchhof gekommen sind, dann kann es wieder losgehen. Vorwärts! Wolf und Bär auf die Hinterbeine! Wenn wir erst über die Kirche hinaus sind, könnt Ihr wieder Bestien sein. Muß ihn gerade der Ruckuck herführen, uns den Spaß zu verderben! Aber zürnt ihm nicht, Kinder! Daniels Rippen haben recht gut erfahren, daß seine Lanze kein Besenstiel ist.“

Der Ritter erblickte bald den jungen Roland, welcher zwischen seinen beiden Wächtern stand. „Du Schurke!“ sprach er zu dem Falkner, „Du hast den Edelknaben meiner Gemalin mitgebracht, damit er Dir in Deinen tollen Streichen beisteht. Wenn Du solche Streiche vorhattest, hättest Du die Ehre meines Hauses schonen und ihn nicht als Zuschauer mitnehmen sollen. Laßt ihn herkommen, Ihr Bursche!“

Der ehrliche Adam Woodcock wollte den Jüngling nicht unrechter Weise tadeln lassen und versicherte, daß er Roland nicht mitgebracht habe.

„Junger Leichtfüßler!“ fuhr der Ritter fort, „sage mir, ob Dir Deine Herrin die Erlaubniß gab, daß Du Dich so weit vom Schlosse entfernen und meine Livree durch die Theilnahme an dieser Mummerei entehren durftest?“

„Herr Ritter!“ entgegnete Roland in festem Ton, „Eure Gemalin gab mir die Erlaubniß, oder vielmehr den Befehl, daß ich meine Zeit von nun an nach eigenem Gefallen zubringen könnte. Ohne meinen Willen wurde ich ein Zuschauer dieser Mummerei und ich trage Eure Livree nur noch so lange, bis ich einen andern Rock finde, der nicht ein solches Zeichen der Dienstbarkeit ist.“

„So viel ich weiß, standest Du bei meiner Gemalin in Gunst,“ erwiderte der Ritter, „wodurch hast Du Dir ihr Mißfallen zugezogen und Deinen Abschied veranlaßt?“

Woodcock antwortete an Stelle des Jünglings: „Die Sache ist nicht der Rede werth. Der arme Junge hatte einen unbedeutenden Streit mit mir, dies meldete man der gnädigen Edelfrau und er wurde dafür aus seinem Dienst entlassen. Aufrichtig gestanden, hatte ich von Anfang bis zu

Ende Unrecht, ausgenommen den Punkt, der das Füttern des Nestfalkens anbetrifft. Darin hatte ich Recht und lasse es mir nicht abstreiten.“

Hierauf erzählte der gutmüthige Falkner die ganze Geschichte des Streites seinem Herrn und zwar in einer höchst günstigen Weise für Roland.

„Die Sache mag sein wie sie will,“ begann der Ritter wieder, „so hat meine Gemalin übereilt gehandelt, denn dieser Streit war nicht bedeutend genug, um den Knaben, den sie aufgezogen hatte, fortzuschicken. Er mag aber wohl durch seine Zunge das Uebel noch verschlimmert haben. Der Vorfall paßt aber zu meinem Plan, den ich schon seit längerer Zeit hege. Schaff die Leute weg, Woodcock und Du, Roland, sollst mit mir gehen.“

Ohne ein Wort zu sagen, folgte der Jüngling dem Ritter in die Abtei. Als sie das erste Zimmer erreicht hatten, ließ der Ritter seinem Bruder Eduard Glendinning melden, daß er mit ihm zu sprechen wünsche. Die übrigen Reifigen begaben sich nach der Schenke, wo sie Adam Woodcock und den lustigen Haufen bereits versammelt fanden. Nachdem der Ritter einige Augenblicke schweigend auf und nieder gegangen war, redete er Roland an:

„Du hast gewiß bemerkt, junger Mann, daß ich Dir selten meine Aufmerksamkeit schenkte und zwar aus dem Grunde, weil ich nicht viel Lobenswerthes von Dir sah, sondern im Gegentheil so viel Tadelnswerthes, das durch Lob noch verschlimmert worden wäre. Deine Gebieterin zeichnete Dich vor dem übrigen Hausgesinde aus und behandelte Dich mehr als einen Verwandten, denn als einen Diener. Durch solche Vorzüge wurde Deine Eitelkeit und Dein Muthwille genährt; aber man muß dennoch eingestehen, daß Du Dich gut gebildet und nicht selten einen männlichen und edlen Geist gezeigt hast. Es wäre auch nicht recht, wenn man Dich, nachdem man Dich launisch und heftig erzogen hat, dem Mangel und einer ungewissen Lebensweise bloß stellen wollte. Aus diesem Grunde und um der Ehre meines Hauses willen habe ich den Entschluß gefaßt, Dich in meinem Gefolge zu behalten, bis ich Dich mit Ehren unterbringen kann,

damit Du Dir selber einen Weg durch die Welt bahnst zum Ruhm des Hauses, das Dich auferzog.“

Die Worte des Ritters schmeichelten Rolands Stolz und er war klug genug, einzusehen, daß er im Gefolge des muthigen und einflußreichen Ritters Halbert ganz anders in der Welt auftreten könnte, als wenn er umherwanderte und die Entwürfe seiner Großmutter, die ihm schwärmerisch erschienen, ausführen hülfe; dennoch konnte er sich nicht zu einem festen Entschluß bestimmen, da er einen innerlichen Widerwillen hegte, noch ein Mal in den Dienst zu treten, aus dem man ihn in verächtlicher Weise entlassen hatte.

Er antwortete daher ererbietig, aber in muthigem Tone: „Ich bin nicht undankbar für die Unterstützung, die ich durch den Herrn von Avenel erhielt, und mit Freuden erfahre ich zum ersten Male, daß ich nicht so unglücklich war, gänzlich von ihm übersehen worden zu sein. Seitdem ich aber das Schloß Avenel verließ, habe ich meine einzige Verwandte wiedergefunden und mit ihr muß ich mich berathen, ob ich Eurem Ruf folgen darf oder ob nicht etwa ihre zunehmende Altersschwäche und das Recht, welches sie über mich hat, mir bei ihr zu bleiben gebietet.“

„Wo ist diese Verwandte?“ fragte der Ritter.

„Hier im Kloster.“

„So gehe und hole sie! Es ist durchaus schicklich, daß Du ihren Rath einholst, aber es wäre nicht klug von ihr, wenn sie nicht einwilligen wollte.“

Als Roland sich entfernte, seine Großmutter zu suchen, trat der Abt in das Zimmer.

Die beiden Brüder begrüßten sich liebevoll, aber man merkte ihnen an, daß sie sich fast fremd geworden waren. Durch die gegenseitige Liebe wurden sie zu einander gezogen; aber der Freund und Rathgeber Murray's stand in seinen Gewohnheiten und Ansichten über alle Fragen der Zeit dem katholischen Priester entgegen. Wollten sie daher ihren Verbündeten nicht Anlaß zum Argwohn geben, so durften sie nicht viel mit einander verkehren. Nachdem der Ritter seinen Bruder innig umarmt hatte, sprach er seine

Freude aus, daß er zu rechter Zeit gekommen sei, um den Tumult Eulenspiegels und seiner aufrührerischen Kameraden zu stillen.

„Und doch, Bruder Eduard,“ fügte er hinzu, „muß ich beim Anblick Deines Gewandes immer noch denken, daß noch ein Abt der Unvernunft in den Mauern des Klosters wohne.“

„Warum willst Du über mein Gewand spotten, Bruder Halbert?“ erwiderte der Abt, „es ist die geistliche Rüstung meines Amtes und ziemt mir ebenso gut wie Dir Dein Harnisch und das Wehrgehäng an der Brust.“

„Mir scheint es aber nicht weise zu sein, eine Rüstung anzulegen, wenn wir nicht die Kraft zum Kampfe besitzen; es ist eine gefährliche Kühnheit, einen unbefieglichen Feind herauszufordern.“

„Das kann Niemand verbürgen, Bruder, bis es zur Schlacht kommt; und wenn auch Deine Meinung richtig wäre, so scheint es mir doch, ein tapferer Mann, selbst wenn er am Siege verzweifelt, müsse lieber fechten und fallen, als in einem unwürdigen und entehrenden Vergleich dem höhnischen Feinde sein Schwert und Schild übergeben. Wir wollen aber nicht über einen Punkt streiten, über den wir uns nicht vereinigen können! Bleibe hier und theile das Mahl, das zur Feier meiner Erhebung angeordnet wird! Du darfst nicht befürchten, daß wir bei unserm Schmause etwa durch Ueppigkeit gegen die alte Kirchenzucht verstoßen. Die Tage unseres alten Freundes, des Abtes Bonifacius, sind vorüber, und jetzt besitzt der Abt des Marienklosters weder Wälder noch Teiche, weder Weiden noch Aecker, weder Heerden noch Wild, weder Kornböden noch Vorrathskammern von Del, Wein, Bier und Meth. Das Kellneramt ist aufgehoben und wir können Dir nichts weiter bieten als eine Mahlzeit, wie sie in den Märchen der alte Klausner einem irrenden Richter vorsetzte. Wenn Du es aber mit uns theilen willst, so würden wir es mit freudigem Muth verzehren. Für den Schutz, den Du mir zur rechten Zeit gegen die rohen Spötter gewährtest, sage ich Dir meinen Dank, Bruder.“

„Ich bedauere, theuerster Bruder, daß ich nicht hier bleiben kann, aber es würde uns schaden, wenn ein Anhänger der neuen Lehre dem



Mahle bewohnte, das bei Deinem Antritt veranstaltet wird. Kann ich Dir aber sonst noch meinen Schutz leisten, so werde ich es mit Vergnügen thun.“

„Bemühe Dich nicht damit, Bruder!“ entgegnete Pater Ambrosius. „Wenn Du die Kirche um ihretwillen vertheidigtest, so würde ich gern mein Herzblut hingeben; aber unglücklicher Weise bleibst Du ihr feind und ich wünsche nicht, daß Du Deine Ruhe und Sicherheit auf's Spiel setzest, um mir allein Schutz zu gewähren.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Magdalena trat herein.

„Wer ist die Frau und was will sie?“ fragte Halbert mit finsterner Miene.

„Es ist nichts daran gelegen, daß Ihr mich nicht kennt,“ sprach die Alte, „ich komme auf Euren Befehl und gebe meine Einwilligung kund, daß Roland wieder in Eure Dienste treten darf. Nach dieser Erklärung will ich Euch nicht länger durch meine Gegenwart stören. Friede sei mit Euch!“

Zu dem Augenblick, als sie sich umwenden und fortgehen wollte, fragte sie der Ritter noch ein Mal: „Wer seid Ihr und weswegen wartet Ihr nicht meine Antwort ab?“

„Als ich noch der Welt angehörte, führte ich keinen gemeinen Namen, jetzt heiße ich Magdalena und bin eine arme Pilgerin im Dienste der heiligen Kirche.“

„Du bist also katholisch?“ sagte der Ritter; „ich dünkte, meine Gemalin hätte mir gesagt, Roland stamme aus einer reformirten Familie.“

„Sein Vater,“ entgegnete die Alte, „war ein Ketzer oder er beachtete die rechte Gläubigkeit ebenso wenig wie die Irrlehren. Die sündige Zeit macht sündig und ich selber gab mir den Anschein, als wenn ich mich jenen unheiligen Gebräuchen anschloße, aber ich hatte dazu die Losprechung erhalten.“

Halbert öffnete das Fenster und blies in sein Horn. „Ich muß aufbrechen, Bruder,“ sprach er, „denn wenn ich die Folgen Deiner heutigen Uebereilung verhindern will, so sind die eiligsten Bemühungen von meiner Seite nöthig. Habt die Güte, liebe Frau, Eurem Verwandten zu sagen,

daß er sogleich zu Pferde steige; er wird nicht mit mir nach Avenel zurückkehren, denn dies würde nur zu neuen Zänkereien mit den Dienstleuten oder wenigstens zu Spottreden Anlaß geben, die sein Stolz nicht ertrüge. Ich wünsche ihm von Nutzen sein zu können: er soll nach Edinburg gehen in Begleitung eines Mannes, den ich dahin schicke, um die hiesigen Ereignisse zu melden.“

Als Magdalena hinausging, sah ihr der Ritter nach, wendete sich darauf zu seinem Bruder, um Abschied zu nehmen und sprach in liebevollem Ton seine Wünsche für das Wohl und Glück desselben aus.

Als er aufbrechen wollte, nahm der Abt noch ein Mal das Wort: „Laß uns nicht scheiden, Bruder! man bringt uns eben eine kleine Erfrischung: verweile noch kurze Zeit in diesem Hause, das ich nun das meine nennen muß, bis mich die Gewalt daraus vertreibt! brich noch vor Deinem Abschied das Brot!“

Der Laienbruder, der vorher als Pförtner erschienen war, trat jetzt mit einer Flasche Wein herein, wobei er dienstfertig und demüthig meldete, er habe dieselbe in einem Winkel des Kellers aufgefunden.

Der Ritter füllte einen kleinen silbernen Becher, trank ihn aus und bat seinen Bruder, Bescheid zu thun, indem er hinzusetzte, es sei Wein von Bacharach, vom besten Gewächs und von hohem Alter.

„Ja,“ sprach der Laienbruder, „ich fand die Flasche in der Ecke, die der alte Bruder Nicolas die Ecke des Abtes Ingelram zu nennen pflegte. Abt Ingelram wurde im Kloster zu Würzburg erzogen und dies mag nicht weit von dem Orte liegen, wo dieser köstliche Wein wächst.“

„Ganz recht,“ erwiderte Halbert, „und deswegen bitte ich Dich und auch Euch, mir mit einem Becher von diesem guten Wein Bescheid zu thun.“

Der alte hagere Pförtner sah den Abt mit sehnsuchtsvollen Blicken an und nahm dann, mit Zustimmung seines Vorgesetzten, mit zitternder Hand den lang entbehrten Trank, schlürfte den Becher langsam und mit Wohlgefallen aus und setzte ihn dann mit wehmüthigem Lächeln und Kopfschütteln nieder, als wollte er dem köstlichen Labetrunk auf immer Lebewohl sagen. Die beiden Brüder mußten darüber lächeln. Als der Ritter den

Abt hat, ihm ebenfalls Bescheid zu thun, erwiderte der Mönch mit Kopfschütteln: „Es geziemt dem Abt des Marienklosters am heutigen Tage nicht, leckere Speisen zu essen und süßen Wein zu trinken. In Wasser aus dem Marienbrunnen, womit ich diesen Becher fülle, thue ich Dir Bescheid, mein Bruder, und wünsche Dir Glück und vor allen Dingen, daß Du Deine Irrthümer bald erkennen mögest.“

Die Brüder trennten sich gerührt; aber doch fühlte sich jeder leichter, als der andere sich entfernt hatte, denn sie konnten sich nun einmal nicht verständigen.

Als man die Trompete des Ritters von Avenel vernahm, stieg der Abt auf den Thurm und blickte von der zertrümmerten Zinne auf die Ritter, welche den Hügel hinabritten. Als Magdalena zu ihm trat, fragte er: „Willst Du noch einmal Deinen Enkel sehen, Schwester! Siehe, dort unten zieht er hin, im Gefolge des besten Ritters in Schottland!“

„Du kannst das bezeugen, mein Vater!“ antwortete die Alte, „daß es weder mein Wunsch noch Rolands war, noch ein Mal unter die Hausgenossen des Ritters von Avenel aufgenommen zu werden. Aber der Himmel, der die Weisheit der Weisen und die List der Bösen verwirrt, hat ihn in die Stelle gesetzt, wo ich ihn zum Heil der Kirche am liebsten sehe.“

„Ich verstehe Deine Meinung nicht, Schwester,“ sagte der Abt.

„Hast Du nie gehört, hochwürdiger Vater,“ entgegnete Magdalena, „daß es Geister giebt, die so mächtig sind, daß sie die Mauern des Schlosses, wo sie Einlaß erhielten, zerreißen, die aber doch nicht ins Haus kommen können, wenn sie nicht eingeladen werden. Zwei Mal wurde Roland Gräme in das Haus von Avenel gezogen, von den Menschen, die sich diesen Namen angemacht haben. Mögen sie sich die Folgen selber zuschreiben!“

Nach diesen Worten verließ Magdalena den Thurm, während der Abt über ihre Worte nachdachte und dieselben ihrem zerrütteten Gemüthszustande zuschrieb. Dann stieg er die Wendeltreppe hinab, um seine Erhebung mit Fasten und Gebet zu feiern.

Roland trabte unterdessen im Gefolge des Ritters Halbert Glendinning voraus. Er war von der persönlichen Besorgniß befreit, bei seiner

Rückkehr in die Burg Avenel mit Hohn und Spott empfangen zu werden und dachte: Es wird sich manches ändern, ehe sie mich wiedersehen; ich werde dann statt der Büffeljackette einen Harnisch und statt des Barets einen Helm tragen. Sie werden sich nicht erdreisten, dem Kriegsmann die Thorheiten des Edelknaben vergelten zu wollen und hoffentlich werde ich vor meiner Heimkehr Thaten vollführt haben, die mehr werth sind, als einen Hund auf ein Reh zu hegen oder ein Falkennest von einer Felsklippe zu holen.

Dennoch wunderte er sich, daß seine Großmutter, trotz ihren Vorurtheilen, so leicht in seine Rückkehr in die Dienste des Ritters eingewilligt hatte; noch mehr wunderte es ihn, daß sie in der Abtei mit einer geheimnißvollen Freude von ihm Abschied genommen hatte. Sie hatte, indem sie ihm den Abschiedskuß gab, gesagt: „Der Himmel vollbringt seine Werke selbst durch diejenigen, die wir unter unsern Feinden für die Klügsten und Stärksten halten. Mache Dich zum Handeln bereit, mein Sohn, sobald Dein Glaube und Dein Vaterland Dich rufen, und bedenke, daß jegliches irdisches Band locker ist durch die Bande, die Dich an Deine Pflicht knüpfen! Hast Du Dir die Züge und die Gestalt des Fräuleins Katharina Seyton gemerkt? Du darfst sie nicht vergessen, mein Sohn, und ich gebe Dir hier ein Zeichen, das Du ihr vielleicht im Geheimen treulich in ihre Hand liefern kannst.“

Bei diesen Worten übergab sie dem Jüngling ein Päckchen, welches sie ihm sorgfältig zu bewahren empfahl. Niemand, erinnerte sie, dürfe es sehen als Katharina Seyton, jenes Mädchen, das er am vorigen Tage getroffen hatte. Darauf empfahl sie ihn mit feierlichem Segen der Führung Gottes.

Dem muthigen Jüngling klopfte das Herz vor Freude, als er daran dachte, daß er nun den Glanz des Hofes und die kriegerischen Abenteuer sehen sollte, wovon Halberts Reifige so oft ruhmredig erzählt hatten, wenn sie gelegentlich das Schloß Avenel besuchten und die Verwunderung und den Neid der Hausgenossen erweckten. Es schien ihm nichts zu seinem Glück zu fehlen, da er wieder auf einem feurigen und muthigen Pferde

faß und sich nicht, wie in den letzten beiden Tagen, zu Fuß fortzuschleppen brauchte. Seine natürliche Lebhaftigkeit wurde durch alle diese Umstände noch mehr angefeuert und bald erscholl unter dem lustig reitenden Gefolge seine laute Stimme und sein fröhliches Gelächter. Der Anführer lenkte seine Aufmerksamkeit auf ihn und bemerkte mit Freude, daß der Jüngling die Scherze der Reifigen, die ihn über seinen Abschied und seine Rückkehr neckten, mit gutmüthigen Scherzreden beantwortete, wobei er seinem Pferde die Sporen gab und es bei straff gezogenem Zügel einen fröhlichen Satz machen ließ. Ritter Halbert betrachtete das Benehmen seines neuen Dieners mit der Freude eines Mannes, der die Eitelkeit der menschlichen Bestrebungen bereits erkannt hat, aber doch die jungen und strebsamen Geister gern siehet, die sich vom Leben nichts als Hoffnung und Erfüllung versprechen.

Adam Woodcock, der Falkner, hatte jetzt seine Maske abgelegt und holte den Haufen in schnellem Trabe ein. Er zeigte sich in dem Anzug seines Amtes: in der grünen Jacke, mit der Falknertasche auf der einen Seite und den Jagdmantel auf der anderen, mit dem Federbaret auf dem Kopf und einem hohen Handschuh an der linken Hand.

„Nun, Junker, seid Ihr noch ein Mal unter dem Schatten des grünen Helmbusches?“ fragte er, indem er sich zugleich an Roland wendete.

„Ja, und ich bin auch im Stande, Eure zehn Silberlinge wiederzugeben, guter Freund.“

„Vor einer Stunde hättet Ihr mir sie beinahe mit zehn Zoll Stah bezahlt,“ erwiderte der Falkner; „es scheint im Buche des Schicksals geschrieben zu stehen, daß ich am Ende doch noch ein Mal Euren Dold fühlen soll.“

„Sprecht nicht davon, mein Freund,“ sagte Roland. „Ich hätte mich lieber selber, als Eure Brust durchbohrt; aber wer konnte Euch in der Mummerei vermuthen?“

„Nun, ich war gewiß ein solch' guter Eulenspiegel, wie jemals in einer Masquerade auftrat. Aber darum bitte ich Euch, lieber Roland, da Ihr nicht bei jeder Gelegenheit mit einem Dolche zur Hand seid; den

wenn ich nicht meinen Bauch gut gepolstert hätte, so hätte man mich aus der Kirche nach dem Kirchhofe getragen. — Ich weiß, daß Ihr nach Edinburg sollt, und ich selbst soll Euch dem Regenten überliefern.“

„Wie? dem Regenten?“ fragte Roland erstaunt. „Ich wüßte nicht, daß der Ritter von Avenel berechtigt wäre, meinen Dienst Andern abzutreten, wenn ich ihm überhaupt zu Diensten verpflichtet wäre.“

„Haltet Eure Zunge im Zaum, mein Sohn,“ erwiderte Adam. „Wenn Ihr den Unwillen des Herrn reizet, so möchtet Ihr ihn nicht so leicht beruhigen, wie die Edelfrau. Wen er mit seinem kleinen Finger anrührt, der wird schwerer als vom härtesten Schläge getroffen. Aber der edle Ritter hält still; wir sind an der Brücke; reitet schnell, um seine Befehle einzuholen!“

In dem Hohlwege, der zur Brücke führte, ließ der Ritter sein Gefolge halten und winkte den Falkner und Roland zu sich heran.

„Woodcock,“ sprach er, „Du weißt, wohin Du diesen Jüngling führen sollst. Folge bescheiden und sorgfältig den Befehlen, die Du erhalten wirst, junger Mann! Sei wahrhaftig, gerecht und zuverlässig; Du besitzt Gaben, die Dich über Deine jetzige Stellung emporheben können. Wenn Du Dich wacker und treu zeigst, so wird Dir Avenels Schutz und Beistand niemals fehlen.“

Nach diesen Worten wendete sich der Ritter links am Ufer entlang und ritt der Hügelreihe zu, auf welchem das Schloß Avenel lag. Der Falkner, ein Stallknahe und ein Knecht des Ritters, blieben am Eingang der überbauten Brücke, deren oberer Thurm einen Schatten über den Strom warf. Da sie nordwärts über den Strom reiten mußten, so riefen sie den Brückenwärter, dem alten mürrischen Peter, zu, die Brücke niederzulassen.

„Daraus wird nichts!“ erwiderte der Brückenpeter, „Ihr seid mir Alle gleich, mögt Ihr Päpftler oder Protestanten sein. Die Päpftler drohen uns mit dem Fegefeuer und Ihr Protestanten mit dem Schwert; keiner aber sagt jemals: Peter, hier ist ein Pfennig; — das habe ich nun nachgerade satt und es soll mir Niemand über die Brücke kommen, der nicht baar Geld zeigt.“

„Hier haben wir es mit einem groben Schlingel zu thun,“ sagte Woodcock zu Roland. Dann erhob er seine Stimme und rief: „Meinst Du, alter Schurke, wir hätten dem Papst den Peterspfennig verweigert, um Dir Brückenzoll zu zahlen; laß die Zugbrücke nieder vor den Dienern des Hauses Noemel, oder bei meines Vaters Hand — und ich sage Dir, mein Vater hatte die Faust nicht umsonst — bei meines Vaters Hand, sage ich Dir, unser Ritter wird Dich mit dem Falkonet, das wir von Edinburg holten, aus Deinem Thurmneft blasen.“

„Hole der Henker Eure Pfeifen und Falkonette, Eure Kanonen und Feldschlangen und alle die donnernden Bullenbeißer, die heut zu Tage gegen solche stolze Mauern angefetzt werden!“ brummte der alte Peter. „Es war noch eine frohe Zeit als es nur den Arm eines starken Mannes gab und die Mauern von einem Pfeilregen nicht mehr als durch Hagelförner beschädigt werden konnten; aber wir müssen schon in den sauren Apfel beißen.“

Nach diesen Worten, die er zu seinem eigenen Troste sprach, ließ er die Zugbrücke nieder und die Reisenden zogen hinüber. Als Roland das graue Haupt des Mannes erblickte, wollte er ihm aus Mitleiden ein Almosen reichen, aber der Falkner hielt ihn mit den Worten davon ab: „Er mag für seine frühere Grobheit und Habsucht büßen; wenn der Wolf seine Zähne verloren hat, so behandelt man ihn nicht besser, als einen Hofhund.“

Der Brückenwärter brummte nun weiter über die bösen Zeiten, in welchen anstatt eifriger Pilger nur grobe Soldaten und lärmende Reisende über seine Brücke zögen.

Woodcock, welcher die Gegend kannte, schlug vor, den kurzen Weg durch das kleine Thal von Glendearg zu nehmen.

Roland hatte von den wunderbaren Abenteuern, die sich in Halberts Jugend dort zugetragen hatten: von der weißen Frau, die im Thale den Mönchen und dem Unterprior erschienen war, viel erzählen hören und sah den Schauplatz dieser Sage mit großer Theilnahme; Adam Woodcock dachte unterdessen noch immer daran, daß er seine Ballade als Eulenspiegel nicht

hatte zu Ende singen können und unterbrach zuweilen die Stille mit einigen spöttischen Versen.

„Wahrlich, Freund Woodcock,“ sagte Roland, „wenn Ihr Euch auch nichts aus Teufel und Heiligen macht, so solltet Ihr doch hier in diesem Thal dergleichen Lieder nicht singen, und solltet daran denken, was sich hier in früherer Zeit zugetragen hat.“

„Ich frage nichts nach Euren Gespenstern,“ erwiderte der Falkner, „wer stehet uns denn dafür, daß irgend etwas Wahres daran ist? Das waren nur Mönchsmärchen, womit man uns schlichte Leute hinter das Licht führte. Jetzt aber, da es mit den Bildern aus Holz und Stein vorbei ist, dürfen wir uns auch nicht mehr vor Schatten in der Luft fürchten.“

Roland hatte sich schon lange gewöhnt, seinen Glauben geheim zu halten und nie etwas zur Vertheidigung der Katholiken vorzubringen, um nicht in den Verdacht zu gerathen, daß er der gesunkenen Kirche angehöre. Er ließ daher den Falkner reden, ohne ihm zu widersprechen; hoffte aber doch, daß eines der Gespenster, die früher hier wirksam gewesen, den Spott des Falkners rächen würden. Es geschah aber nichts der Art. Sie verlebten die Nacht in einer Hütte des Thals und setzten am andern Morgen ihren Weg nach Edinburg fort.

Als die Reisenden eine der südlichen Höhen der schottischen Hauptstadt erreicht hatten, fragte der Jüngling: „Das ist also Edinburg, wovon ich so viel gehört habe?“

„Ja, da steht es!“ erwiderte Adam, „man sieht auf zwanzig Meilen weit den Rauch über der Stadt schweben, wie der Habicht über dem Flug wilder Enten schwebt. Dort unten sehet Ihr das alte Schloß Craigmillar; da war zu meiner Zeit ein lustiges Leben.“

„Hat die Königin nicht dort ihren Hof gehalten?“ fragte Roland mit leiser Stimme.

„Freilich!“ erwiderte der Falkner, „zu jener Zeit war sie Königin; aber jetzt dürft Ihr sie nicht so nennen. Indes sei ihm wie ihm wolle, und selbst wenn Alles wahr wäre, was die Leute sagen, so wird sich doch manches tapfere Herz um Maria Stuart grämen. Sie war das lieblichste



Geschöpf, Junker Roland, das jemals meine Augen gesehen haben. Keine Frau im Lande liebt mehr die Falkenbeize. Ich war bei einer großen Wette zwischen dem unglücklichen Mann Bothwell und dem Freiherrn von Roslin, der sich auf die Falkenbeize gut verstand. Man stritt wacker um einen Wettpreis, nämlich um ein Faß Rheinwein und einen goldenen Ring. Da hättet Ihr sehen sollen, wie sie auf ihrem weißen Rosse dahinslog und nur die Blüthenspitzen des Haidekrautes berührte. Und ihre Stimme klang so süß und lieblich wie Drosselschlag in unser Jagdgeschrei und Pfeifen. Wie drängten sich die Leute um sie, und Jeder war glücklich, der ein Wort oder einen Blick von ihr erhielt. Es ging durch Sumpf und Pfützen und Jeder wagte Hals und Beine, um für einen guten Reiter zu gelten und einen Blick aus den strahlenden Augen der Königin zu gewinnen. Aber wo sie jetzt lebt, wird sie nicht viel von einer Falkenbeize zu sehen bekommen.“

„Und wo ist die arme Königin jetzt eingeschlossen?“ fragte Roland, der innigen Antheil an dem Schicksal der Frau nahm, von deren Schönheit und Anmuth selbst Woodcock's rohes Gemüth so tief ergriffen war.

„Wo sie eingeschlossen ist? Nun, in einer Burg im nördlichen Schottland, sagt man. Unser Herr hat auch ebenso gut, wie sein Nachbar, seine Hand dabei im Spiele gehabt. Wenn die Königin wieder zu ihrem Eigenthum käme, so würde die Burg Avenel dafür in Flammen aufgehen.“

„In einem Schlosse in Nordschottland ist die Königin Maria eingesperrt?“ fragte Roland wieder mit gerührter Stimme. „Giebt es denn unter allen ihren Unterthanen nicht Einen, der Etwas zu ihrem Beistande wagt?“

„Das ist eine heikelige Frage,“ entgegnete der Falkner, „und wenn Ihr öfter solche Fragen stellt, Junker Roland, so wird man Euch wohl selber in ein solches Schloß einsperren oder man giebt Euch lieber gleich einen Strick um den Hals, um sich nicht weiter mit Euch zu plagen. Warum nicht gar Etwas wagen? Sie muß bleiben, wo sie ist, bis der Himmel sie erlöst oder ihr Sohn den Zügel führt. Murray wird sie aber nicht wieder loslassen, denn er kennt sie zu gut; aber merkt Euch, junger Mann,

wir gehen jetzt nach Holyrood, dem Palaste der schottischen Königin in Edinburg. Da tragen die Hofleute die Neuigkeiten umher und Ihr werdet genug erfahren. Merke Dir aber den guten Rath, tritt leise auf, höre auf Jedermanns Stimme, aber folge nur Deinem Gewissen! Und wenn Du eine angenehme Neuigkeit hörst, so springe nicht gleich, als wolltest Du die Waffen dafür ergreifen!“

Als Roland sich in die Stadt versetzt sah, schwanden alle anderen Gedanken vor dem unbeschreiblichen Erstaunen, welches den Bewohner einer einsamen Gegend ergreift, wenn er zum ersten Mal die Straßen einer großen bevölkerten Stadt betritt.

Wie jetzt, war schon damals die Hauptstraße von Edinburg eine der größten in Europa. Die hohen Häuser, die sich mit ihren Zinnen und Erkern und stolzen Giebeln an der Himmelsdecke abzeichneten, konnten selbst ein erfahreneres Auge überraschen. In der breiten Straße wimmelte es wie ein Bienenschwarm von Rittern der königlichen Partei, die dem Regenten Murray ihre Aufwartung machen wollten. In den vorspringenden Buden waren allerlei Waaren zum Verkauf ausgestellt. Roland glaubte den Reichthum der ganzen Welt zu erblicken, als er Ballen niederländischen Tuches und eine Menge silberner Hausgeräthe ausgestellt sah. Er erstaunte ebenso sehr über die Schwertfegerbuden, welche mit Schwertern und Dolchen aus einheimischen Werkstätten und mit allerlei ausländischen Rüstungen versehen waren; bei jedem Schritt fand er so viel zu bewundern und anzustaunen, daß Adam Woodcock ihn nur mit der größten Mühe vorwärts bringen konnte.

In gleichem Grade war er über das Gedränge in den Straßen verwundert. Ein munteres Fräulein, mit einem seidenen Schleier bedeckt, ging vorauf; ein Kammerdiener, ein Edelknabe, der die Schleppe trug, und eine Kammerfrau, welche ihrer Gebieterin mit der Bibel in die Kirche folgten, gingen hinterdrein. Eine Gruppe Bürger gingen eben dorthin, nach alter schottischer Sitte in kurze holländische Mäntel, weite Beinkleider und Wämmer mit hohen Kragen gekleidet. Dann erschien der Geistliche selber, im weißen Chorrock mit übergeschlagenem Kragen, der ernst auf

die Rede seiner Begleiter horchte, welche seine Predigt noch ein Mal zu besprechen schienen. Bei jeder Wendung sah Roland andere Gruppen von Wanderern, einen tapferen Krieger in neuerer französischer Tracht, im aufgeschlizten Wamms einen langen Degen auf der einen und einen Dolch auf der andern Seite; hinter ihm eine Schaar kräftiger, kriegerisch aussehender Diener mit einem Schwert und einem runden Schild bewaffnet. Von diesen Haufen begegneten sich zwei in der Mitte der Straße, die man als den Ehrenweg mit Hartnäckigkeit und Trotz zu behaupten pflegte. Die beiden angesehenen Männer, welche vorauf gingen und wahrscheinlich aus politischem Haß oder aus ererbter Zwietracht feindselig gegen einander gestimmt waren, gingen gerade auf einander los, ohne daß Einer einen Zoll breit nach der Seite entwich oder die Absicht verrieth, Platz zu machen. In wenigen Augenblicken hatten sie ihre Schwerter gezogen und ihre Begleiter folgten dem Beispiele. Die Waffen blitzten in der Sonne; man hörte Schwerter und Schilder klirren und das Gefolge rief auf der einen Seite: Veslie! und auf der andern: Seyton, Seyton! greift an, greift an! nieder mit den Schurken!

Der Jüngling ließ sich jetzt von dem Falkner nicht von der Stelle bringen. Er hielt die Pferde an, klatschte in die Hände und schrie, über den Kampf erfreut, mit den Streitern. Durch den Lärm wurden einige andere Edelleute mit ihren Dienern herbeigelockt und noch andere ließen sich durch die berühmten Namen bewegen, ihre Neigung oder ihren Haß durch Theilnahme am Zwiste zu verrathen. Man stritt nun heftig und obgleich nicht so Viele beschädigt wurden, als man nach dem Lärm hätte glauben sollen, so gab es doch auf beiden Seiten blutige Streiche; die Stoßdegen, eine gefährlichere Waffe als die gewöhnlichen schottischen Schwerter, verursachten vorzugsweise schwere Verwundungen. Schon lagen zwei Männer am Boden, und Seyton's Partei, als die schwächste, wollte weichen, als Roland, der den tapferen Anführer bedrängt sah, sich nicht länger halten konnte.

„Adam Woodcock!“ rief er, „wenn Ihr ein Mann seid, so ziehet und laßt uns dem Seyton helfen!“ Und ohne auf die Antwort des Falk-

ners zu hören, der ihm ernstlich rieth, sich an dem Streite, der ihn nichts angehe, nicht zu betheiligen, sprang der lebhafteste Jüngling vom Pferde, zog sein kurzes Schwert und stürzte sich in den Kampf, indem er wie die Uebrigen rief: Seyton, Seyton, greift an, greift an! Sogleich stieß er den Gegner nieder, welcher dem Edelmann am meisten zu schaffen machte. Durch die plötzliche Verstärkung erhielt die schwächste Partei wieder frischen Muth und wollte tapfer den Kampf fortsetzen, als einige Beamte der Obrigkeit erschienen, welche man an den sammtnen Mänteln und goldenen Ketten erkannte. Sie waren von einigen Hellebardirern und bewaffneten Bürgern begleitet, drangen kühn vorwärts und trennten die Kämpfer, welche nach verschiedenen Richtungen entflohen und die Verwundeten von beiden Seiten auf der Straße liegen ließen.

Der Falkner war über die Unbesonnenheit des Jünglings außer sich; jetzt ritt er auf ihn zu, indem er das leere Pferd am Zügel führte und rief: „Tollkopf, Junker Roland, steigt auf und macht Euch aus dem Staube, sonst bringt man Euch in das Gefängniß und läßt Euch diese saubere Geschichte verantworten.“

Roland hatte sich mit Seyton's Partei wie ein Verbündeter zurückgezogen; bei des Falkners Anruf überzeugte er sich jedoch von seiner Thorheit und sprang schnell auf das Pferd, in dem Augenblick, als ihn ein Beamter einholte. Noch zur rechten Zeit jagte er mit seinem Begleiter davon und entkam dem Bereich der Verfolger. Dergleichen Zwistigkeiten waren in jener Zeit in Edinburg ganz gewöhnlich und erregten kaum die öffentliche Aufmerksamkeit, wenn nicht etwa ein Mann von Stand seinen Tod gefunden hatte und seine Freunde ihn zu rächen bemüht waren.

Als der Falkner mit seinem jungen Begleiter in eine andere Straße gekommen war, hob er an: „Aber saget mir doch, Junker Roland, ob Ihr einen lebendigen Teufel im Leibe habt oder nicht? Was treibt Euch, Euch immer in blutige Händel einzulassen? Was gehen Euch denn die Seyton's und die Leslie's an, deren Namen Ihr in Eurem Leben nicht gehört habt?“

„Ihr irrt Euch, mein Freund,“ entgegnete Roland, „ich habe guten Grund, ein Freund der Seyton's zu sein.“

„Das müssen geheime Gründe sein,“ entgegnete Adam, „ich möchte wetten, daß Ihr nicht einen Menschen dieses Namens gekannt habt und ich bin überzeugt, daß es mehr Eure unselige Lust an dem Waffengeklirr war, als Ihr Euch mit Eurem thörichten Kopf in diesen Handel steckt; um Seyton oder Leslie mögt Ihr Euch dabei gar nicht bekümmert haben. Aber Ihr achtetet so wenig auf mich, wie ein Habicht auf eine Goldammer.“

„Ich achtete wohl auf Euch,“ erwiderte Roland, „aber seid so gültig, mir mein Pferd ein Weilchen zu halten! ich werde gleich wieder bei Euch sein.“

Ehe noch Adam antworten konnte, hatte ihm Roland die Zügel zugeworfen, war vom Pferde gesprungen und folgte einem Mädchen, das er genau beobachtet hatte, in eine schmale Nebengasse. Als das Mädchen durch einen gewölbten Bogengang in die Seitengasse einbog, hatte sie ihren grünen Schleier aufgehoben und Roland erkannte an den blauen Augen, den schönen Locken und heitern Zügen Katharina Seyton. Dies war der Grund, weswegen der unbesonnene Jüngling dem jungen Mädchen nachlief.

Katharina eilte über einen Hof, welcher mit großen steinernen Vasen, Taurus- und Cypressenbäumen und andern Gewächsen geziert und von ungeheuren dunkeln Mauern eingeschlossen war. Das Hauptgebäude war hoch, schwerfällig und erhielt durch das schwere Gebälke und das Stockwerk ein düsteres Ansehen. Katharina eilte, wie ein gehetztes Reh, auf eine große Thür zu, riß hastig die Klinke auf und sprang in das alte Gebäude. Roland verfolgte sie rasch und eifrig, als sie über den Hof flog, und erblickte noch ihre Gestalt, als sie durch die Thür in das Haus schlüpfte. Er zögerte keinen Augenblick, sich der Thür zu nähern, durch welche sie verschwunden war. Hastig drückte er die schwere Klinke auf, trat schnell ein und sah sich in einer weiten düstern Halle.

Katharina hatte sich in einen großen Sessel niedergelassen, der am Ende der Halle stand. Durch Roland's Eintritt aufgeschreckt, sprang sie mit einem Geschrei der Ueberraschung auf und flüchtete durch eine der Flügelthüren, welche in die Halle gingen. Roland näherte sich dieser Thür

und bemerkte, daß sie in einen großen hell erleuchteten Gang führte. Er vernahm aus dem Hintergrunde mehrere laute Stimmen und hörte Schritte, welche sich der Halle schnell näherten. Als ernstliche Gefahr drohte, wurde der Jüngling ein wenig befangen und überdachte, ob er stehen bleiben oder sich zurückziehen sollte. Plötzlich trat Katharina Seyton durch eine Nebenthür in das Gemach und eilte auf ihn zu.

„Durch welchen unglücklichen Zufall seid Ihr hierher gekommen?“ sprach sie, „fliehet oder Ihr seid des Todes! Nein, sie kommen, bleibet, Ihr könnt unmöglich fliehen! saget, Ihr suchet Lord Seyton.“

Mit diesen Worten verließ sie ihn und eilte wieder der Thür zu, durch welche sie gekommen war. In demselben Augenblick öffnete sich hastig die Flügelthür und am oberen Ende des Eingangs drangen sechs bis sieben prächtig gekleidete junge Männer, mit Schwertern bewaffnet, in die Halle.

„Wer erdreistet sich,“ fragte Einer von ihnen, „in unser Haus einzudringen?“

„Hauet ihn nieder! er soll für die heutige Frechheit und Gewaltthat büßen, er gehört zu dem Gefolge der Rothes.“

„Nein, bei der heiligen Jungfrau!“ rief ein Dritter, „er gehört zu dem Erzfeinde, dem geadelten Bauern Halbert Glendinning, der sich von Avenel nennt, der früher ein Dienstmann der Kirche war und jetzt ein Kirchenräuber ist.“

„Ja, ja,“ fügte ein Vierter hinzu, „ich kenne ihn an dem Abzeichen, am grünen Helmbusch; laßt ihn nicht hinaus! er soll seine Verwegenheit verantworten.“

Zwei der Bewaffneten bewachten die Pforte, durch welche Roland in die Halle gekommen war, um ihm die Flucht abzuschneiden, die übrigen gingen auf ihn zu. Der Jüngling war verständig genug, einzusehen, daß jeder Versuch zur Gegenwehr unnütz und unüberlegt sei; mehrere unfreundliche Stimmen fragten ihn zu gleicher Zeit nach seinem Namen und nach seinem Zweck und woher er komme und wer ihn abgeschickt habe? Anfänglich verhinderte die Menge der Fragen von selber jede Antwort und noch

ehe eine Pause eintrat, erschien ein Mann in der Halle, bei dessen Ankunft die jungen Männer, welche so ungestüm auf Roland eingedrungen waren, voll Ehrfurcht zurücktraten.

Der Mann war von hoher Gestalt, hatte dunkles, halb ergrautes Haar, aber in seinen Augen und in seinen Zügen zeigte sich noch die Jünglingskraft.

„Wen habt Ihr dort, auf den Ihr so unfreundlich eindringt, meine Söhne und Vettern? Wißt Ihr nicht, daß Jedermann unter diesem Dache freundliche Behandlung finden soll, mag er in friedlicher Absicht oder in offener Feindschaft kommen?“

„Aber dieser ist ein Schelm, ein treulofer Spion,“ erwiderte einer der Jünglinge.

„Diese Beschuldigung muß ich leugnen,“ sagte Roland in festem Tone, „ich kam nur in der Absicht, um mich nach Lord Seyton zu erkundigen.“

„Dies klingt unwahrscheinlich in dem Munde eines Anhängers von Glendinning,“ antwortete einer der Anklagenden.

„Schweiget, Ihr jungen Leute!“ sagte der Lord Seyton, denn dies war der ältliche Mann, „ich will diesen Jüngling betrachten; beim Himmel, es ist derselbe Fremdling, der mir vor wenigen Minuten so kühn beistand, als einige meiner Leute die Flucht ergriffen. Tretet zurück, er verdient eher Ehre und freundlichen Empfang, als eine solche grobe Behandlung von Euch!“

Alle gehorchten dem Befehle des Lords und traten zurück. Der Lord nahm Roland bei der Hand, dankte ihm für seinen tapferen Beistand und fügte hinzu, er hege keinen Zweifel, daß dieser Jüngling, der ihm im Kampfe beigestanden, auch in der Absicht gekommen sei, sich voll Theilnahme nach ihm zu erkundigen.

Roland verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung. Als der Lord fragte, ob er sich in irgend einer Weise für Rolands Tapferkeit erkenntlich erweisen könne, hielt Jener es für gerathen, bei seiner ersten Ausflucht stehen zu bleiben. Er versicherte daher, es sei bloß seine Absicht gewesen, sich

nach dem Befinden des Lords zu erkundigen, da er gesehen habe, derselbe sei im Gefecht verletzt worden.

„Es war nur unbedeutend,“ erwiderte Lord Seyton. „Ich hatte so eben mein Wamms abgelegt, damit der Wundarzt nach dem kleinen Riße sähe, als diese unbedachtsamen Burschen mich durch ihr Geschrei störten.“

Roland war jetzt von der Gefahr befreit, für einen Spion zu gelten; er begann aber zu fürchten, sein Begleiter, Adam Woodcock, könnte ihn im Hause des Lords auffuchen und ihn abermals in Verlegenheit bringen oder andernfalls wohl gar ohne ihn wegreiten. Er machte daher eine tiefe Verbeugung, um Abschied zu nehmen; aber Lord Seyton entließ ihn noch nicht, sondern sprach: „Verweilet noch, junger Mann, und nennt mir Euren Stand und Namen! Ich habe in diesen Zeiten häufiger erfahren, daß mich meine Freunde verließen, als daß mir Fremde ihren Beistand geleistet haben. Es wäre nicht unmöglich, daß die Dinge sich so änderten, daß ich im Stande wäre, meine Freunde zu belohnen.“

„Ich heiße Roland Gräme, edler Herr, und stehe in Diensten des Ritters Halbert Glendinning.“

„Habe ich es nicht gleich gesagt,“ rief einer der Jünglinge wieder, „und ich verwette mein Leben, daß der Ketzer dabei im Spiele ist. Es ist nichts, als eine List, um einen seiner Spione bei uns einzuschmeicheln.“

„Wenn Ihr mich damit meint, so ist es eine Unwahrheit,“ erwiderte Roland, „Niemand in Schottland soll mich zu solcher Schlechtigkeit gebrauchen.“

„Ich glaube Dir, junger Mann,“ sagte der Lord, „Du fochtest zu tüchtig, als daß Du mit denjenigen, die Deine Hiebe empfingen, im Einverständnis hättest sein können. Aber ich möchte wohl wissen, aus welchem Grunde Du Dich in den Streit mischtest und Dein eigenes Leben in Gefahr brachtest?“

„Edler Herr,“ entgegnete Roland, „ich bin überzeugt, daß mein Gebieter selber nicht ruhig zugehört hätte, daß man einen Ehrenmann durch Uebermacht überwältigte. Dies wurde uns wenigstens in der Burg Avenel vom Ritterthum gelehrt. Und jetzt erlaubt mir, edler Herr, daß ich Ab-



schied nehme und mich Eurer Gunst empfehle! Mein Begleiter wartet mit meinen Pferden auf der Straße.“

„Doch nehmet dies und traget es zu meinem Andenken, junger Mann,“ sagte der Lord, indem er eine goldene Kette, woran sich eine Denkmünze befand, von seiner Mütze löste. Mit sichtbarem Stolze nahm Roland das Geschenk, schlang es schnell um seine Mütze, verbeugte sich noch ein Mal, verließ die Halle, eilte über den Vorhof und gelangte gerade auf die Straße, als Adam Woodcock eben den Entschluß faßte, die Pferde stehen zu lassen und seinen Gefährten aufzusuchen.

„Was für Streiche hast Du wieder gemacht?“ rief er, indem sich in seinen Zügen die überstandene Angst und jetzt die Freude über Roland's Erscheinen kund gab.

„Fraget mich nicht,“ erwiderte Roland, indem er fröhlich auf sein Pferd sprang, „und sehet nur, wie wenig Zeit ich nöthig habe, um eine goldene Kette zu gewinnen.“

„Gebe Gott, daß Ihr sie nicht gestohlen oder geraubt habt,“ meinte der Falkner, „aber ich wüßte nicht, auf welche Weise Ihr sonst dazu gekommen wäret. Ich bin oft ganze Monate lang hier gewesen; aber ich erhielt weder eine Kette, noch eine Denkmünze.“

„Du siehst, daß ich doch eine gewann, obgleich ich erst kurze Zeit in der Stadt bin. Dein ehrlich Gemüth kann sich übrigens beruhigen, ich habe die Kette weder geraubt, noch gestohlen; sie ist mir freiwillig gegeben worden.“

„Du wirst noch an Deiner Kette hängen! ein Hanfstrick wird Dich doch nicht erwürgen und im Wasser wirst Du ja auch nicht ertrinken. Nachdem Du von unserer Frau den Abschied bekamst, kehrtest Du als Junker des Ritters zurück und dafür, daß Du einem jungen Fräulein in ein vornehmes Haus folgtest, gewannst Du eine Kette und eine Denkmünze, während ein Anderer sich vielleicht Prügel oder gar einen Dolchstoß geholt hätte. Aber jetzt sind wir vor dem Schlosse, nimm Dein Glück mit über die Schwelle und Du wirst es in Schottland zu etwas bringen.“

Sie hielten vor dem gewölbten Thore des alten königlichen Schlosses

und blickten durch den finstern Eingang in ein unregelmäßiges klösterliches Gebäude. Der Falkner übergab die Pferde einem Diener, der bereit stand, und befahl ihm in gebieterischem Tone, sie sicher in dem Stall unterzubringen, indem er hinzufügte: „Wir gehören zu dem Ritter von Avenel.“ Dann setzte er noch, zu Roland gewandt, hinzu: „Was wir hier gelten wollen, hängt von unserm Betragen ab. Du giltst hier so viel, wie Du Dich geltend machst. Wer zu bescheiden ist, der wird an die Wand gedrückt: darum, mein junger Freund, schiebe Deine Mütze trotzig in die Höhe und gehe muthig Deines Weges!“

### Sechszehntes Kapitel.

Am Eingange des Hofes machte Roland Halt und bat seinen Begleiter, ihn erst ein wenig zu Athem kommen zu lassen.

„Ja doch,“ erwiderte Adam, „aber ich möchte Dir am liebsten die Kappe aufsetzen, wie einem Falken, denn Du blickst schon wieder wild umher, als ob Du Dich nach einem Gefechte oder nach einer goldenen Kette umsiehst, ich wünschte, ich hätte Dich erst sicher untergebracht.“

Es war für Roland ein ganz neuer Anblick, wie sich ihm die Gruppen auf dem Schloßhof darbieten; fröhliche oder nachdenkliche Gesichter; greise Staatsmänner mit feinen Pelzmänteln und schwarzen Schuhen bekleidet, welche vorsichtige Blicke umherwarfen; Kriegersleute mit Anebelbärten, in Büffelwamms und Panzer gekleidet, das lange Schwert auf dem Pflaster nachschleppend, blickten düster umher; eine hochmüthige und gierige Dienerschaft, die sich demüthig gegen den Herrn zeigte, fuhr hochmüthig andere Leute an. Hier sah man arme Bittsteller mit ängstlichem Blick und betrübtter Miene, dort anmaßende Beamte, welche Jeden, der ihnen in den Weg kam, bei Seite stießen; stolze Priester, die sich um eine einträglichere Pfründe bemühten; hochfahrende Barone, die nach Kirchengütern trachteten;

der Räuberhauptmann, der für das Unrecht, das er seinem Nachbar zugefügt hatte, Verzeihung erlangen wollte: Alle regten sich bunt durcheinander. Man sah Wachen und Kriegersleute mustern, Boten absenden und annehmen; man sah Waffen blitzen, hörte Federbüsche rauschen und Sporen klingen und die vor dem Thore stehenden Kofse stampfen.

Der Falkner hatte die Aufmerksamkeit eines munteren Dieners erregt, der einen dunkelgrünen Tressenrock und eine Federmütze trug.

„Adam Woodcock!“ rief er den Falkner an, „was stehet Ihr da und gaffet? Der gnädige Herr hat schon nach Euch gefragt und wünscht Euch zu sehen.“

„Wie, hätte der Regent des Königreichs, Lord Murray, nach mir gefragt?“ sprach Adam; „ich fühle ebenfalls das Verlangen, dem gnädigen Herrn meine Aufwartung zu machen.“

„Kommt fort von hier!“ antwortete der Freund vom Hofe, „wir werden gute Kameradschaft machen, wie ehemals. Zechen wollen wir eigentlich nicht, sondern nur den Schnabel ein wenig benezen. Ehe Ihr zu dem gnädigen Herrn geht, müßt Ihr mir erzählen, wie es im Marienkloster aussieht und ich will Euch mittheilen, wie der Wind hier geht.“

Indem er so sprach, öffnete er eine Thür, die in den Hof führte und leitete die beiden Fremden durch mehrere dunkle Gänge in ein Kämmerlein. Hier reichte er dem Falkner einen Bierkrug, aus welchem Jener einen tüchtigen Zug that, indem er versicherte, seine Kehle sei bei der Angst um seinen Begleiter ganz trocken geworden.

„Dem Schaden könnt Ihr abhelfen,“ entgegnete der gastfreundliche Mann, indem er den Krug wieder füllte, „und jetzt merkt Euch, was ich sagen will! Heute Morgen, gerade als ich im Zimmer des gnädigen Herrn war, und seine Befehle wegen der Falken vernehmen wollte, trat der Graf von Morton zornig ein, sahe ganz finster, fast teufelmäßig aus und sagte dem gnädigen Herrn: sein Bruder sollte das gesammte Klostergut von Ken-naquhair als Herrschaft erhalten und nun wären die falschen Mönche so unverschämt gewesen, einen neuen Abt zu wählen; das Gefindel in der Nachbarschaft hätte die Abtei verbrannt und Alles rein ausgeplündert, so

daß sein Bruder nicht ein Haus zum Wohnen finden würde. Als der gnädige Herr ihn so zornig sah, sagte er in freundlichem Tone: „Das sind freilich böse Nachrichten, aber sie sind hoffentlich nicht wahr. Halbert Glendinning ist gestern mit einem Haufen Lanzknechten zurückgekehrt und wenn es wirklich wahr wäre, daß die Mönche einen Abt gewählt oder der Pöbel das Kloster verbrannt hätte, so würde er die Frechheit bestrafen oder mir eine Botschaft geschickt haben.“

„Traut nur dem Glendinning nicht zu viel,“ antwortete der Graf darauf, „er stammt aus einem Bauerngeschlecht und ein solches war niemals dem Edelmann treu; außerdem hat ja Glendinning einen Bruder, welcher im Kloster Mönch ist, und läßt sich von ihm leiten; er hält auch mit den Edelleuten an der Grenze Freundschaft und wird sich gewiß mit ihnen vereinigen, wenn die Sachen hier eine andere Wendung nehmen.“ Darauf antwortete der Lord, wie es einem edlen Herrn geziemt: „Seid still, Morton,“ sagte er, „ich verbürge mich für Glendinning's Treue. Wenn die Sachen so wirklich ständen, wie Ihr sagt, so würde mir Glendinning die Rutte eines gehängten Mönchs und den Kopf eines rebellischen Bauern schicken, zum Beweise, daß er schnelle Gerechtigkeit geübt habe. Darauf ging Graf Morton, wie es schien, ein wenig unzufrieden hinaus. Der gnädige Herr fragte mich zu wiederholten Malen, ob keine Boten vom Ritter von Avenel gekommen wären. Dies wollte ich Euch alles erzählen, damit Ihr Euch danach richten könnt.“

Bei der ersten dieser Mittheilungen war Adam's Gesicht etwas bleich geworden. „Was meinte denn der Graf mit dem Bauernkopf?“ fragte er. „Das Marienkloster ist nicht zerstört, sage ich Euch. Man hat nur ein Paar schlecht gemalte Fenster zerbrochen, die doch kein Edelmann in seinem Hause gelitten hätte und außerdem ein Paar steinerne Heiligenbilder herabgerissen: das ist Alles. Was das Verbrennen anbelangt, so ist nur das Berg angezündet worden, das der Lindwurm gegen den heiligen Georg auspfe. Nein, wahrhaftig, ich habe gesorgt, daß nicht eine Lunte angezündet wurde.“

„Wie?“ erwiderte Michael, „ich hoffe, Adam Woodcock, daß Du nicht

bei dem saubern Spiel theilhaftig gewesen bist. Höre, ich möchte Dich nicht erschrecken, aber laß Dir sagen, daß Graf Morton von Hallifax ein Beil mitgebracht hat, das wie ein Schiebemesser von selber zurückfällt, so daß der Henker gar keine Mühe hat.“

„Meiner Treu, das ist eine böse Erfindung, vor der uns Gott behüten möge,“ sagte Adam.

Roland unterbrach das Gespräch, welches kein Ende zu nehmen schien. Nach dem, was er gehört hatte, war er über das Schicksal des Abtes besorgt.

„Ich dünke, Freund Adam,“ hob er an, „Du lieferst lieber den Brief Deines Herrn an den Regenten ab; darin wird wohl gewiß Alles auf das Genauste erzählt sein, was im Marienkloster vorgefallen ist.“

„Der Bursche hat Recht,“ sagte Michael, „der gnädige Herr wird ungeduldig warten.“

„Ja, der Bursche ist klug genug, um die Sache selber abzumachen,“ erwiderte Adam, indem er den Brief aus seiner Falkentasche hervorzog. „Seid so gut, Junker Roland, und macht dem Grafen selber Eure Aufwartung, denn er wird einen jungen Edelknaben gewiß lieber sehen, als einen alten Falkner.“

„Da hast Du Recht, alter Schelm,“ entgegnete Michael, „aber vorhin hattest Du doch so große Lust, unsern gnädigen Herrn zu sehen? mein Du etwa, diesen jungen Burschen in die Schlinge zu schicken, um Dich herauszuziehen?“

„Ich sage Dir, der junge Mensch hat nichts zu fürchten,“ sprach der Falkner, „er war gar nicht mit bei dem Spiele. Führt den Junker zum gnädigen Herrn! ich werde hier mit dem Zügel in der Hand warten und wenn der Regent Arges gegen mich im Sinne hat, soll bald eine gute Streck zwischen ihm und mir liegen.“

„Nun, so komm Bursche!“ sagte Michael, „wenn Du doch ein Ma für Deinen Freund Adam in die Sprengel fliegen mußt.“

Darauf führte er den Jüngling durch mehrere Gänge, bis sie an der breiten Wendeltreppe zu einem Vorfaal gelangten, der so finster war, da

Roland beinahe am Eingange über die Schwelle gefallen wäre. „Nimm Dich in Acht, junger Freund!“ flüsterte Michael ihm zu, nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, „wer auf diesem Brett fällt, steht selten wieder auf. Siehe nur dorthin!“ fuhr er leiser fort, indem er auf einige rothe Flecke deutete, welche in dem Lichtstrahl, der durch eine kleine Spalte auf den Fußboden fiel, sichtbar wurden. „Siehst Du wohl, gehe behutsam, es sind hier schon andere Leute gefallen.“

„Was meint Ihr denn?“ fragte Roland, unwillkürlich schauernd, „ist es Blut?“

„Ja, ja, es ist Blut,“ erwiderte Michael, indem er ihn fortzog, „aber es ist keine Zeit, zu fragen oder lange hinzusehen.“

Michael pochte an eine Thür und meldete dem Kammerdiener, welcher dieselbe öffnete, den Boten des Ritters von Avenel.

„Der Staatsrath wird bald zu Ende sein,“ erwiderte der Kammerdiener, „gebt mir nur den Brief! der Regent wird den Boten sogleich vorlassen.“

„Mein Herr hat mir befohlen, den Brief dem Regenten eigenhändig zu übergeben,“ sagte Roland.

Ueberrascht von dieser Dreistigkeit, betrachtete der Kammerdiener den Jüngling vom Kopf bis zu den Füßen und fragte dann: „Meinst Du das, Junkerchen? Für ein Röchlein und noch dazu für eins aus einer Bauernscheune krähst Du wahrlich laut genug.“

„Ich wollte Dir zeigen, daß ich mehr als krähen kann,“ antwortete Roland, „wenn Ort und Zeit dazu geeignet wäre; jetzt thue Deine Pflicht und melde dem Regenten, daß ich seine Befehle erwarte!“

„Du willst mit mir von meiner Pflicht sprechen, Naseweis?“ entgegnete der Kammerdiener. „Es wird sich schon eine Zeit finden, wo ich Dir Deine Pflicht lehren werde. Warte hier, bis man nach Dir verlangt!“

Damit warf er die Thür zu. Michael, der während dieses Wortwechsels zurückgewichen war, wagte jetzt wieder, näher heran zu kommen. „Du bist ein hoffnungsvoller, junger Leichtfuß,“ sagte er „und ich merke wohl,

daß Freund Adam nicht Unrecht thut, wenn er mit Dir vorsichtig ist. Du bist noch nicht fünf Minuten am Hofe und hast Dir schon den Kammerdiener des Staatsraths zum Todfeinde gemacht; es wäre besser gewesen, Du hättest irgend Jemand anders beleidigt.“

„Mir ist daran wenig gelegen,“ erwiderte Roland, „ich will Jedermann zeigen, den ich anrede, daß er höflich mit mir zu sprechen hat. Ich bin nicht von Avenel gekommen, um mir hier grobe Reden gefallen zu lassen.“

Die Thür öffnete sich eben; der Kammerdiener meldete in höflichem Tone, daß der Regent den Boten des Ritters von Avenel vorlassen wolle; darauf führte er den Jüngling in den Saal, den die Mitglieder des Rathes so eben verlassen hatten.

In dem Zimmer stand ein großer eichener Tisch mit hölzernen Stühlen umgeben; am oberen Ende ein großer mit rothem Sammet bedeckter Lehnstuhl. Verschiedene Schriften lagen umher. Die Rätthe, welche noch zurückgeblieben waren, nahmen Mäntel, Mützen und Schwert und verabschiedeten sich von dem Regenten. Dieser ausgezeichnete Staatsmann, wofür ihn selbst seine ärgsten Feinde gelten ließen, zeigte äußerlich alle Würde und die edlen Eigenschaften, die ihn trotz seiner erworbenen Macht liebenswürdig machten. Wenn er den Thron als sein rechtmäßiges Erbe erlangt hätte, so müßte er als einer der größten und weisesten Könige Schottlands gepriesen werden. Er erlangte aber seine Macht nur dadurch, daß er seine Schwester und Wohlthäterin enttrönte und gefangen hielt: ein Verbrechen des Undanks, welches sich nicht durch den Ehrgeiz entschuldigen läßt.

Vor diesem Mann stand Roland mit einer bangen Ehrfurcht, welche ganz von seiner gewöhnlichen Kühnheit und Lebhaftigkeit verschieden war. Der Graf nahm dem erröthenden Edelknaben freundlich den Brief aus der Hand und beantwortete den Gruß, den der Jüngling mit stotternder Stimme von dem Ritter von Avenel ausrichtete.

Darauf fragte er den jungen Mann nach dem Namen und nach seinem Geburtsort und las dann die Botschaft. Dabei wurden aber seine Züge immer finsterner, als ob er irgend Ueberraschendes oder Beunruhigen-

des gelesen hätte; immer dunkler wurde seine Stirn, dann setzte er sich nieder und las den Brief noch zwei Mal. Nach einer Pause von einigen Minuten erhob er sein Haupt und erblickte zufällig den Thürsteher, der sich jetzt schnell aber vergebens bemühte, den spähenden Blick, womit er des Regenten Züge erforscht hatte, in einen gleichgültigen Ausdruck zu verwandeln.

„Geh! hinaus!“ sagte der Regent in finsterem Tone, „und übt Eure Beobachtungsgabe anderswo!“

Der Kammerdiener ging, aber merkte sich, daß Roland Gräme, dem er schon abgeneigt war, auch noch Zeuge jenes strengen Verweises gewesen war.

„Hast Du Bekannte in Edinburg?“ fragte der Regent den Jüngling.

„Gnädiger Herr!“ erwiderte Roland, der die Frage am liebsten umgehen mochte, weil er das Abenteuer mit Lord Seyton verschweigen wollte, „ich bin erst seit einer Stunde in Edinburg und zwar zum ersten Mal in meinem Leben.“

„Und Du bist ein Edelknabe des Ritters Albert Glendinning?“

„Ich wurde als Edelknabe seiner Gemalin erzogen und verließ erst vor drei Tagen das Schloß zum ersten Male.“

„Der Edelknabe seiner Gemalin,“ sprach Murray halbblaut, „das ist doch sonderbar: in einer so wichtigen Angelegenheit den Edelknaben seiner Gemalin zu senden. Morton wird sagen, dies passe Alles zu seiner Geschichte vom Klosterabt. Doch auch hier taugt ein unerfahrener Jüngling am besten. Und was hast Du denn in Deinen Lehrjahren gelernt, junger Mann?“

„Jagen und beizen, gnädiger Herr,“ erwiderte Roland.

„Kaninchen jagen und Amseln beizen,“ sagte der Regent lächelnd, „damit belustigen sich ja die Frauen auf der Jagd.“

„Hirsche jagen und Reiher beizen, die sich am höchsten schwingen, nennt man vielleicht hier Kaninchen jagen und Amseln beizen,“ antwortete Roland mit glühender Wange, „ich verstehe auch ein Schwert zu schwingen



und eine Lanze einzulegen; dies nennt man vielleicht hier Schwertlilien und Binsen.“

„Deine Worte haben einen metallischen Klang,“ erwiderte der Regent, „und weil sie wahr zu sein scheinen, verzeihe ich ihnen, daß sie scharf sind. Du kennst also etwas von den Pflichten eines Ritters?“

„Ja, in so weit man sie durch Uebung ohne wirklichen Felddienst erlernen kann,“ sagte Roland. „Unser Ritter gestattete keinem von seinen Hausgenossen, auf Abenteuer auszureiten und ich war nie so glücklich, ein Schlachtfeld zu sehen.“

„So glücklich!“ wiederholte der Regent, fast wehmüthig lächelnd, „glaube mir, junger Mann, der Krieg ist ein Spiel, worin beide Theile verlieren.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Graf von Morton trat herein.

„Ich komme eigentlich ohne Anmeldung,“ sagte er, „aber ich bringe wichtige Nachrichten; es ist so wie ich gesagt habe, man hat Eduard Glendinning zum Abt gewählt.“

„Still, Graf, ich weiß es,“ erwiderte Murray.

„Und Ihr wußtet es vielleicht eher als ich, Graf Murray?“ sagte Morton, indem sich seine Stirn noch mehr verdüsterte.

„Seget nicht Argwohn gegen mich, Morton!“ antwortete Murray, „tastet meine Ehre nicht an. Ich habe genug von den Verleumdungen meiner Feinde zu leiden, meine Freunde mögen mich mit ihrem ungerechten Argwohn verschonen. Ich wollte Euch noch mehr sagen, wenn wir allein wären,“ setzte er hinzu, indem er sich zu fassen suchte und Morton in eine Fensterwölbung führte.

Roland sah, wie die beiden Herren eifrig mit einander redeten; Murray sprach mit Ernst und Nachdruck, Morton zeigte sich eifersüchtig und empfindlich, schien aber endlich den Versicherungen des Regenten nachzugeben. Das Gespräch wurde so ernsthaft, daß sie allmählig lauter redeten. Da der Edelknabe auf einem verborgenen Platz im Zimmer stand, so vergaßen sie vielleicht ganz seine Anwesenheit.

„Es ist Alles bereit,“ sagte Murray, „und Lord Rindesay ist aufgebro-

chen. Ich darf keine Zeit verlieren; Du siehst, daß ich nach Deinem Rathe handle und mildere Rücksichten unbeachtet lasse.“

„Das ist wahr, Graf Murray,“ antwortete Morton, „wo es darauf ankommt, Macht zu erwerben, geht Ihr kühn und ohne Zögern auf das Ziel los. Aber vertheidigt und bewahrt Ihr auch sorgfältig, was Ihr gewonnen habt? Warum wollt Ihr eine zahlreiche Dienerschaft halten? genügen nicht die Diener und Mägde Eurer Mutter, ihr aufzuwarten? wozu so viel überflüssiges und gefährliches Gefolge?“

„Schämt Euch, Morton! sie ist eine Fürstin und meine Schwester; ich kann nicht weniger thun, als daß ich ihr eine anständige Bedienung gestatte.“

„Es führt zu Nichts,“ antwortete Morton, „wenn Ihr jetzt die Wunde mit Salbe bestreicht. Wie die Sachen jetzt stehen, müßt Ihr auf den Namen eines liebevollen Bruders verzichten, um den Namen eines kühnen und entschlossenen Staatsmannes zu behaupten.“

„Morton, diesen Spott leide ich nicht,“ erwiderte der Graf verdrücklich. „Was ich gethan habe, ist geschehen; was ich ferner thun muß, geschieht mit meinem Willen, aber ich bin nicht eifern wie Du.“

„Hoffentlich,“ sprach Morton, „wird die Wahl dieser Dienerschaft“ — Roland hörte hier Namen flüsternd, die er nicht verstehen konnte; Murray antwortete ebenfalls mit leiser Stimme; dann hörte Roland ihn aber deutlich die Worte sprechen: „des Edelknaben bin ich sicher, denn Glendinning hat ihn mir empfohlen.“

„Glendinning's Empfehlung mag ebenso viel Vertrauen verdienen, wie sein Benehmen gegen die Abtei,“ erwiderte Morton. „Ihr habt gehört, sein Bruder ist Abt geworden. Euer Günstling, Ritter Halbert, hat eben so viel brüderliche Zuneigung, wie Ihr selber, Graf Murray.“

„Bei Gott, Morton, der Spott verlangt eine unfreundliche Antwort, aber ich verzeihe Euch, denn Euer Bruder ist ja auch damit im Spiele. Ich versichere Euch, daß die Wahl für nichtig erklärt werden soll.“

Morton murmelte eine Entschuldigung und der Regent fügte in mildem Tone hinzu: „Ich habe außer Glendinning's Empfehlung auch noch

ein Unterpfand für die Treue dieses jungen Menschen; seine nächste Verwandte hat sich mir als Bürgschaft überliefert, damit ich gegen sie verfare, wie sein Betragen es verdienen wird.“

„Und dennoch muß ich Euch den wohlgemeinten Rath geben, daß Ihr auf Eurer Hut sein möget,“ erwiderte Morton. „Die Feinde rühren sich wieder wie Fliegen und Hornissen, wenn ein Ungewitter vorüber ist; Georg Seyton sperrte heute Morgen mit einem Haufen seiner Leute die Straße und fing einen Streit mit Einem von dem Hause Leslie an. Sie fochten heftig, bis der Stadtvogt mit der Wache dazu kam und sie mit Hellebarben auseinander trieb, wie man Hunde und Bären auseinander bringt.“

„Es geschah auf meinen Befehl,“ sagte der Regent. „Würde Jemand verwundet?“

„Ralph Leslie verwundete Georg Seyton; es ist schade, daß ihn der Degen nicht durchbohrte. Ralph bekam einen Stoß von einem unbekanntem Edelknaben. Ein Paar Leute von beiden Seiten brachen die Beine und verloren die Ohren. Die Weiber aus der Schenke haben sie von der Straße weggeschleppt und heulen die Todtenklage über sie.“

„Ihr nehmet die Sache zu leicht, Morton,“ sagte der Regent. „Wegen solcher Streitigkeiten müßte sich die Hauptstadt des Türken schämen, wie vielmehr die Stadt eines christlichen Reiches, wo die neue Lehre zur Herrschaft gekommen ist. Aber es soll anders werden, wenn ich am Leben bleibe. Wenn die Leute meine Geschichte lesen, so sollen sie sagen, ich hätte meine Macht doch zum Wohl des Gemeinwesens benutzt, wenngleich es mein unglückliches Schicksal gewesen, mich durch die Entthronung einer Schwester zur Macht empor zu schwingen.“

„Zum Wohl des Gemeinwesens und zum Wohl Eurer Freunde, hoffe ich,“ fiel Morton ein, „und deshalb verlasse ich mich darauf, daß Ihr bald Befehl geben werdet, die Wahl des Abtes Eduard Glendinning für nichtig zu erklären.“

„Ihr sollt sogleich zufrieden gestellt werden,“ erwiderte der Regent.

Als er in den Vorgergrund trat, um den Kammerdiener zu rufen, fiel sein Blick auf Rosland.

„Wahrlich, Morton,“ sagte er zu seinem Freunde, „es waren drei in unserm Rathe.“

„Und nur zwei konnten Rath halten,“ erwiderte Morton, „drum sei es aus mit dem Burschen!“

„Pfui, Morton, er ist ein Waisenknabe. — Höre, mein Sohn, Du hast mir gesagt, was Du Alles kannst; kannst Du die Wahrheit reden? Was hast Du von unserm Gespräch gehört oder verstanden?“

„Ich habe nicht viel davon begriffen, gnädiger Herr,“ erwiderte Kolland, „nur kam es mir vor, als wenn Ihr an der Treue des Ritters von Avenel zweifeltet, unter dessen Dach ich erzogen wurde.“

„Und was hast Du darüber zu sagen, junger Mann?“ fuhr der Regent fort, indem er seine Augen scharf auf ihn richtete.

„Das kommt darauf an, was für Leute es sind, die die Ehre des Mannes beflecken, dessen Brot ich so lange esse. Wenn sie unter mir stehen, so sage ich ihnen, daß sie lügen und beweise es ihnen mit meinem Stock; sind sie meines Gleichen, so sage ich dasselbe und verfechte es mit meinem Schwerte, wenn sie Lust haben; sind es Höhere, so würde ich sagen, es sei nicht recht, den Abwesenden zu lästern und mein Herr sei ein Mann, der für seine Handlungen Jeglichem Rede stehen könnte, wenn sie ihm Angesicht gegen Angesicht abgefordert würde.“

„Das war mannhaft gesprochen,“ sagte der Regent, „was meint Ihr dazu, Morton?“

„Ich meine,“ erwiderte Morton, „es mag ein großer Unterschied zwischen der Meinung und den Worten eines Burschen sein, denn er sieht einem gewissen alten Freund von uns in den Zügen ähnlich und er möchte ihm vielleicht auch an List gleichen.“

„Und wem wäre er denn ähnlich?“ fragte Murray.

„Nun, dem getreuen Julian von Avenel,“ erwiderte Morton.

„Ha!“ fiel ihm Murray ins Wort, „bringt den jungen Menschen zu seinem Reisegefährten, Thürstehler!“ Und zu Morton gewandt, fügte er hinzu: „Haltet Euch Beide bereit, auf den ersten Wink von hier aufzubrechen!“

Der Kammerdiener führte den Edelknaben mit sichtbarem Mißvergnügen in das andere Gemach, wo sich der Falkner befand, und deutete ihnen an, sie sollten sich auf des Regenten weitere Befehle hier aufhalten und könnten zur gewöhnlichen Zeit ihren gehörigen Theil in der Speisekammer, im Keller und in der Küche empfangen, wenn sie sich meldeten. Ihr Nachtlager aber müßten sie in der Herberge zum heiligen Michael nehmen, da das Schloß in diesem Augenblick ganz von der Dienerschaft und von vornehmen Herren angefüllt sei.

Sobald der Kammerdiener hinausgegangen war, rief der Falkner: „Nun, bringt Ihr keine Neuigkeiten, Junker Roland? Kehrt Eure Taschen um und meldet Eure Zeitung! Was sagt der Regent? Fragte er nach Adam Woodcock, ist Alles ausgeglichen oder muß ich noch für den Abt der Unvernunft büßen?“

„In diesem Punkte steht Alles gut,“ erwiderte Roland. „Aber weswegen nahmt Ihr die Kette und die Denkmünze von meiner Mütze ab?“

„Es war die höchste Zeit dazu! Der Schurke, der Kammerdiener, fragte schon, was Ihr für katholischen Tand trüget. Aber die Neuigkeiten, Junker, heraus damit! Auf welches Ziel soll es jetzt losgehen, was sagte Euch der Regent?“

„Nichts, was ich wiederzagen darf,“ antwortete Roland kopfschüttelnd.

„Ei, ei!“ sprach Adam, „Ihr seid mit einem Male sehr klug geworden und in der kurzen Zeit weit gekommen, Junker Roland. Kaum habt Ihr mit dem ersten Mann im Königreich gesprochen und seid erst aus dem Ei gekrochen, so macht Ihr schon ein so geheimnißvolles Gesicht, als wäret Ihr schon lange in der Hofluft umhergeflogen. Aber setzt Euch, Freund! Es ist nicht Adam Woodcock's Sache, verbotene Geheimnisse zu ergründen. Setzt Euch! Ich werde etwas zu essen holen. Der Küchen- und der Kellermeister sind mir noch von früher her bekannt.“

Nach wenigen Minuten erschien der Falkner wieder mit zwei hoch beladenen Schüsseln und wurde von Roland lächelnd begrüßt. Ein Diener folgte mit Brot, Salz und anderen Gewürzen. Der Falkner setzte Alles auf den eichenen Tisch, klagte aber dabei, es werde am Hofe von Tag zu

Tag schlimmer für die Dienerschaft der Edelleute; jetzt sei es gar arg, denn überall dränge man sich an den Thüren, man erhalte mürrische Antworten, nichts als Achselzucken, magere Knochen und Dünnbier. Als er aber sah, wie schnell Roland auf seinem Teller aufräumte, fügte er hinzu: „Wahrhaftig, junger Freund, Ihr habt Recht; man muß nicht über alte Zeiten klagen, sondern die Gegenwart benutzen, denn, im Grunde genommen, verlieren wir doch auf beiden Seiten.“

Dabei rückte der Falkner an den Tisch, zog sein Messer aus der Scheide und sprach ebenso wie sein junger Gefährte dem Bierkrug wacker zu und schien jetzt ganz zu vergessen, daß er von dem Schloßbier geringschätzig gesprochen hatte. Dann warf er sich in guter Laune in den alten Lehnstuhl zurück, schlug ein Bein über das andere, blickte dem Edelknaben gemüthlich in das Gesicht und schlug ihm vor, er wolle ihm die Ballade vorsingen, die er für den Abt der Uvernunft gedichtet habe. Sogleich begann er:

„Der Papst, der Heide voller Stolz,“ ...

Roland fand aber an dem Spottlied des Falkners keinen großen Gefallen, sondern warf seinen Mantel um die Schulter und sagte: „Ich will mich ein wenig in der schönen Stadt umsehen. Wenn ich zwischen vier Wänden sitzen und Balladen anhören wollte, könnte ich ebenso gut noch in dem alten Schloß am See eingesperrt sein.“

„Keinen Schritt sollt Ihr ohne mich gehen,“ sagte der Falkner, „ehe Euch nicht der Regent frisch und gesund aus meinen Händen erhalten hat! Beliebt es Euch, so gehen wir mitammen in die Herberge zum heiligen Michael; da könnt Ihr Euch die Leute durch das Fenster ansehen. Aber ich gestatte Euch nicht, in den Straßen herumzuschweifen und die Seyton's und Veslie's aufzusuchen, damit man ein halbes Dutzend Löcher in Euer neues Wamms bohrt.“

„Nun gut, so laßt uns in die Herberge zum heiligen Michael gehen,“ entgegnete Roland.

Als Beide aus dem Schlosse traten, mußten sie der Schildwache am Thore ihre Namen sagen und ihr Geschäft angeben; darauf öffnete man ihnen ein kleines Pfortchen, das sich in dem Hauptthore befand, und sie

gelangten bald nach der Herberge. Letztere lag seitab von der Hauptstraße, war von einem großen Hof umgeben und sah unordentlich und ungemüthlich aus. Wie in den großen Herbergen des Morgenlandes, fand man hier nichts als Obdach und mußte für alle anderen Bequemlichkeiten selber sorgen. Für Roland war das Lärmen und das wüste Treiben, welches an diesem Orte herrschte, etwas ganz Neues und Unterhaltendes. Beide suchten sich den Weg nach dem Gastzimmer und sahen die Bürger und Reisenden, welche hin- und hergingen, sich begrüßten, mit einander sprachen, spielten oder tranken, ohne auf ihre weitere Umgebung zu achten. Es erhoben sich auch Streitigkeiten, theils im Scherz, theils im Ernst; aber Niemand ließ sich von dem Lärmen und Gezänk stören, als diejenigen, die daran Theil hatten.

Der Falkner trat mit seinem jungen Kameraden an ein Erkerfenster, welches in den Hof vorsprang. Nach langem Rufen erschien ein Diener, welcher ihnen die Ueberreste eines kalten Kapauus, eine Rindzunge und einen Krug Franzwein brachte. Der Falkner verlangte aber Branntwein und sprach, nachdem er ihn erhalten hatte, mit wohlgefälliger Miene zum Edelknaben: „Heute wollen wir guter Dinge sein und nicht an morgen denken!“

Roland, der noch keine Eßlust fühlte, blickte neugierig durch das gitterte Fenster auf den Hof, wo sich die Ställe der Herberge befanden und ein reges Leben herrschte. Während der Falkner eifrig dem Becher und der Schüssel zusprach, bisweilen einen Vers seiner verunglückten Ballade trällerte und mit den Fingern den Takt auf dem Tische schlug, brach der Edelknabe unwillkürlich in Ausrufungen aus, welche das Treiben auf dem Hofe hervorrief.

Da die Hauptstadt von Edelknechten überfüllt und alle Herbergen von ihrem Gefolge und mit ihren Pferden besetzt waren, so gab es hier ein geschäftiges Gewühl. Ein Schwarm von Dienern besorgten ihre eigenen Pferde oder die ihrer Herren, wobei sie pffiften, sangen, lachten und sich einander mit Scherzreden aufzogen. Andere besserten ihre Waffen aus oder putzten die Rüstungen ihrer Gebieter. In einer Ecke saß ein Bursche,

der ein Bündel Lanzen gekauft hatte und die Schäfte derselben mit rother und gelber Farbe anstrich. Andere Diener führten große Hexhunde, die mit Maulkörben versehen waren. Der Edelknabe schaute dies bunte, geschäftige Gewühl mit Entzücken und störte zuweilen das stille Nachdenken seines schwelgenden Freundes. Plötzlich änderte er seinen leichtfertigen Ton und rief mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung: „Heilige Maria! Was sehe ich?“

Der Falkner leerte schnell seinen Krug und trat zu Roland, der stumm und starr da stand und in den Hof schaute, aber er konnte unter dem lustigen Haufen nichts besonders Merkwürdiges sehen.

Roland, der wohl Ursache hatte, überrascht zu sein, konnte sich seinem Gefährten doch nicht offenbaren. Derjenige, der sein Erstaunen erregte, war ein Jüngling von beinahe seinem Alter und, nach seiner Tracht und seinem Benehmen zu urtheilen, auch von gleichem Stande. Als er bei seinem Eintritt in den Hof zum Fenster hinausblickte, erkannte Roland zu seiner Verwunderung unter der rothen Sammetmütze mit der weißen Feder die Züge von Katharina Seyton.

Der Edelknabe ging kecken Schrittes vorwärts und versetzte einem Burschen, der ihm auf seine Aufforderung nicht aus dem Wege ging, einen Hieb mit der Reitgerte. Der tölpische und dumme Bursche sprang auf die Seite und stieß drohende Scheltworte aus, so daß Roland schon im Begriff stand, der verkleideten Katharina zu Hülfe zu eilen. Die Uebrigen aber im Hofe lachten über den Burschen in der Friesjacke, der sich mit einem in Sammet und Stickerei gekleideten Edelknaben in einen Streit einlassen wollte. Der arme Bursche mußte beschämt zu seinem Grauschimmel schleichen. Die Magd, welche mit ihm in der Herberge diente, hatte ihn am meisten ausgelacht und wendete sich jetzt mit freundlichem Lächeln an den Edelknaben, indem sie ihn fragte: „Suchet Ihr Jemand hier, mein hübscher Herr, daß Ihr solche Eile habt?“

„Ich suche einen jungen Burschen mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, der eine grüne Jacke und einen grünen Zweig auf der Mütze trägt



und wie ein Sturzer vom Lande aussieht. Ich habe ihn schon überall an den Straßen gesucht.“

Roland's Verwunderung steigerte sich.

„Ich will ihn sogleich suchen, schöner junger Herr,“ antwortete die Magd, und führte in dem nächsten Augenblick den verummten Edelknabe in das Zimmer. Letzterer musterte mit strengem und schnellem Blick alle Personen, die sich in dem großen Zimmer befanden. Er schaute Roland mit Falkenaugen an, erkannte den Gesuchten und näherte sich ihm mit der größten Ruhe, indem er ihm zurief: „Ihr da, mit dem grünen Busch, ich habe mit Euch zu sprechen!“

Der Falkner, dem es auffiel, daß Roland plötzlich seine gewöhnliche Munterkeit und Fassung verloren hatte, wollte ihm zu Hülfe kommen und fragte: „Was wollt Ihr von meinem Kameraden, mein junges Rüchlein.“

„Mit Euch habe ich nichts zu schaffen, Ihr alter Falkenhahn,“ erwiderte der Edelknabe, „gehet Eures Weges und forget für Eure Falken! Bei diesen Worten lachte er und dies Gelächter erinnerte Roland an Ketharina's scherzendes Betragen, als sie sich zuerst im alten Kloster getroffen hatten. Schon stand er im Begriff, ihren Namen zu nennen, doch bezwang er sich und äußerte nur: „Mir ist es, als wenn wir einander nichts wäriger als fremd wären.“

„In diesem Falle müßten wir uns in unserm Traum gesehen haben. Ich bin bei Tage zu sehr beschäftigt, um mich meiner nächtlichen Träume zu erinnern. Laßt mich aber jetzt meine Geschäfte verrichten und dar habe ich nichts weiter mit Euch zu thun. Kommt hierher, damit uns der Bedersfaust nicht hört!“

Sie traten in's Erkerfenster und der Edelknabe zog unter seine Purpurmantel ein kurzes, schön gearbeitetes Schwert hervor, dessen Gr und Scheide mit vergoldetem Silber verziert war. „Diese Waffe,“ sprach er, „bringe ich Euch von einem Gönner, der sie Euch unter der feierlichen Bedingung überschießt, daß Ihr sie nur auf Befehl der rechtmäßigen Königin gebrauchet. Diese wohlwollende Bedingung wird Euch auferlegt, wenn man recht gut weiß, daß Ihr Euch vorwitzig und vermessen in frem-



„Diese Waffe bringe ich Euch von einem Gönner

Händel eindringt. Dies war mein Auftrag, und wenn Ihr Euer Wort und Euer Versprechen mit Hand und Mund für ein redliches Schwert geben wollt, so ist das Geschäft abgemacht; im andern Falle aber bringe ich das Schwert denjenigen zurück, die es Euch senden.“

„Und darf ich fragen, wer es mir sendet?“ fragte Roland, indem er das schöne Schwert mit Verwunderung betrachtete.

„Ich habe nicht den Auftrag, Euch diese Frage zu beantworten,“ erwiderte der fremde Edelknabe im Purpurmantel.

„Aber darf ich es nicht zu meiner Bertheidigung ziehen, wenn man mich beleidigt?“ fragte Roland.

„Nicht dieses Schwert,“ antwortete der Fremde, „Ihr habt ja Eure eigene Waffe; wozu tragt Ihr sie denn sonst?“

„So sagt mir denn, mein schöner Herr,“ sprach Roland, „darf ich dies schöne Schwert nicht ziehen, um zu sehen, ob die Klinge auch zu dem schönen Griff und der Scheide paßt?“

„Durchaus nicht!“ entgegnete der Bote. „Kurz gesagt: Ihr müßt versprechen, daß Ihr es nur auf Befehl Eurer rechtmäßigen Königin ziehen wollt, oder Ihr könnt es gar nicht erhalten.“

„Da das Schwert von Eurer freundlichen Hand kommt, so nehme ich es unter dieser Bedingung an,“ sagte Roland, „aber Ihr könnt glauben, daß Ihr mir durchaus mehr Vertrauen und Offenheit schenken müßt, wenn wir Beide zu einer großen Unternehmung mitwirken sollen.“

„Ihr macht ein so listiges Gesicht,“ erwiderte der Edelknabe im Purpurmantel, „als ob Ihr, wer weiß, was für Ränke und Geheimnisse hättet, und doch sehe ich Euch zum ersten Mal.“

„Wie?“ fragte Roland, „Ihr leugnet, daß wir uns schon ein Mal gesehen haben? Erinnert Ihr Euch nicht der Schwester Magdalena und Brigitta?“

„Brigitta und Magdalena?“ fiel ihm der Bote achselzuckend und mit beleidigtem Blick in das Wort, „das klingt wie Wahnsinn und Trümmerei. Ihr seid nicht bei klarem Verstande, Junker Grünbusch. Trinkt eine kräf-

tige Brühre und setzt Euch eine wollene Schlafmütze auf Euer krankes Gehirn! Gott befohlen!"

Als er sich mit dieser höflichen Empfehlung entfernen wollte, rief ihm Woodcock vom Zechentisch her zu: „Wollt Ihr, da Ihr Euer Geschäft beendigt habt, nicht einen Becher trinken und ein gutes Lied anhören?“ Da die Antwort abzuwarten, begann er:

„Der Papst, der Heide voller Stolz,“...

Wäre des Falkners Kopf nicht vom Wein verwirrt gewesen, so würde er wohl bedacht haben, daß es an solchem öffentlichen Orte und in einer Zeit, wo die Gemüther aufgeregter waren, sehr gefährlich war, sich einen Scherz über Staats- oder Kirchensachen zu erlauben. Viele der Anwesenden erhoben sich, blickten trotzig auf und machten sich zu einem Kanaken bereit, während die Vorsichtigeren und Ruhigeren schnell ihre Becher befüllten und sich rechtzeitig zum Aufbruch rüsteten. Sobald der fremde Edelknappe den Anfang des Gesanges vernahm, hob er seine Reitgerte mit drohendem Ruf: „Wer in meiner Gegenwart von dem heiligen Vater lehrerbietig spricht, ist ein Ketzer, und ich will ihn peitschen wie einen Hund.“

„Ich will Dir den Schädel zerbrechen, wenn Du einen Finger gegen mich aufhebst,“ sprach der Falkner und begann abermals, obgleich der Edelknappe ihm drohte:

„Der Papst, der Heide voller Stolz,“...

Ehe er aber weiter singen konnte, versetzte ihm der wilde Edelknappe einen Gertenhieb über die Augen, daß ihm das Sehen verging.

Wütend über den Schmerz und den Schimpf, sprang der Falkner auf und wäre mit seinem trotzigem Gegner handgemein geworden, wenn ihm nicht das Wasser in die Augen getreten wäre. Roland, der hier gegen seine Gewohnheit den ruhigen Friedensstifter spielte, forderte den Falkner zur Ruhe auf und stellte sich zwischen Beide. „Ihr wißt nicht, mit wem Ihr es zu thun habt,“ sagte er zum Falkner, und zu dem fremden Edelknaben, der Adams Wuth verhöhnte, sprach er: „Gehe von hinnen, und Du auch bist! wenn Du der bist, den ich vermute, so weißt Du recht wohl, daß Du am besten thust, Dich zu entfernen.“

„Du magst Deine Pfeile auf gut Glück abgeschossen haben, hast aber doch das Ziel getroffen, Grünbusch,“ sprach der Fremde. „Heda! Wirth, gebt dem alten Burschen einen Krug Wein, damit er sich die Augen auswasche, und hier ist ein französischer Kronenthaler für ihn.“

Mit diesen Worten warf er das Geldstück auf den Tisch und ging hastig, aber mit festem Schritt aus dem Zimmer, indem er nach allen Seiten muthig um sich blickte, als wollte er Jemanden herausfordern, ihm in den Weg zu treten. Einige Bürger erklärten laut, es sei schimpflich, daß man Jemanden prahlerisch und mit Gezänk den Papst vertheidigen lasse; dann suchten sie nach den Griffen ihrer Schwerter, die sich in ihren Mänteln verwickelt hatten und gingen, da der Gegner bereits fort war, mürrisch durch das Zimmer. Auf diese Weise verrauchte ihr Unwille über den unverschämten Edelknaben in leere Drohungen.

„Es hat nichts zu bedeuten, Freundchen,“ sagte Roland, um den Mißmuth des Falkners zu besänftigen, „und wenn Ihr Euch die Augen gewischt habt, so könnt Ihr so gut sehen, wie vorher.“

„Wahrhaftig, Ihr seid ein falscher Freund gegen mich, junger Mensch, da Ihr mir im gerechten Streit nicht beistandet und mich auch hindertet, ihn selber auszufechten.“

„Schämt Euch, Adam Woodcock,“ sagte Roland, indem er des Falkners eigene Waffen gegen ihn kehrte; „ja, Ihr sollt Euch schämen, solche Reden zu führen! Ihr seid hierher geschickt, um meine unschuldige Jugend gegen Gefahren zu bewahren; aber, anstatt mir ein gutes Beispiel der Geduld und der Mäßigung zu geben, wie es sich für den Falkner des Ritters Halbert schiekt, trinkt Ihr wer weiß wie viele Krüge Doppelbier und eine Fülle von Wein und Branntwein.“

„Es war nur eine kleine Flasche,“ erwiderte Adam, der kein gutes Gewissen hatte und nur die Beschuldigung von sich abzulenken suchte.

„Es war genug, um Euch die Besinnung zu rauben, und statt ruhig zu Bette zu gehen und zu schlafen, sitzt Ihr hier und singt Euer lärmendes Lied vom Papst und dem Heiden, daß man Euch beinahe die Augen aus dem Kopfe schlägt. In Eurer trunkenen Undankbarkeit beschuldigt Ihr mich

der Treulosigkeit; aber wenn ich nicht dazu gekommen wäre, hätte Euch Wildfang die Kehle abgeschnitten, denn er zog schon einen handbr Dolch, so scharf wie ein Scheermesser. Sind das Lehren für einen unfahrenen Jüngling? Schämt Euch, Adam! Aber ich will Euch helfen Euch in Eure Kammer führen, guter Adam, wo Ihr Euren Zorn Wismuth und Euren Wein und Euer Doppelbier ausschlafen könnt. Morgen erwacht Ihr dann mit gutem Verstande, den Euch die Natur geschenkt hat. Aber Eins merkt Euch noch, guter Adam! wenn Ihr künftig mir zankt, daß ich ein Hitzkopf bin und gleich nach meinem Dolch greife, so antworte ich Euch mit der Geschichte von dem berühmten Abenteuer der Reitgerte in der Herberge zum heiligen Michael.“

Mit solchen schalkhaften Reden führte Roland den kleinmüthigen Jäger zu Bette und streckte sich dann auf sein eigenes Lager, wo der Söldner jedoch nicht sogleich seine Augen befiel. Endlich jedoch sank er in Schlaf, nachdem er noch die tröstende Betrachtung angestellt hatte: „Es ist doch gut, daß ich die ewigen Ermahnungen des albernen Falkners Schweigen gebracht habe, der immer den Sittenprediger und Hofmeister mir spielen wollte.“

Als der Morgen graute, wurde heftig an die Thür der Herberge geklopft und gerufen. Es war eine Botschaft vom Regenten. Die Reiter öffneten sogleich und erblickten den Jäger Michael, der ihnen zurief: „Wach geschlafen, wenn Murray Euch zu thun giebt!“

Beide warfen sich sogleich in ihre Kleider und Michael fuhr, zu Abergewandt, fort: „Ihr, alter Freund, müßt sogleich zu Pferde steigen dieses Sendschreiben an die Mönche zum Marienkloster und dieses an den Ritter Avenel bringen. Stecke Deine Nase nicht weiter in die Sache, Knabe! Aufgefessen! Wenn diese Befehle nicht bald vollzogen werden werden von dem Marienkloster bald nur noch die nackten Mauern zu sehen sein und dem Schlosse Avenel könnte es leicht ebenso ergehen.“

„Aber was sagten sie denn über die Geschichte von dem Spottal fragte Adam; „wenn sie diese Sache verfolgen wollen, so thäte ich bei ich würde dieses Sendschreiben weg und suchte mein Heil über der Grenz

„Das hat man als einen unschuldigen Spaß übersehen,“ entgegnete Michael, „aber laß Dir sagen, Adam, wenn Du ein Duzend erlebte Abteien unterwegs findest, so laß Dich weder im Scherz, noch im Ernst, weder in Vernunft, noch in Unvernunft gelüsten, die Mönchskutte über die Ohren zu ziehen.“

„Junfer Roland!“ rief der Falkner, „beeilet Euch! Wir müssen zu unserm Falken zurückkehren und können Gott danken, daß es mit heiler Haut geschieht.“

„Nicht doch,“ sprach Michael, „der Edelknabe geht nicht mit Euch, denn der Regent hat noch einen besonderen Auftrag für ihn.“

„Gütiger Himmel!“ rief Adam, „der Junfer Roland soll hier bleiben und ich soll nach Avenel zurückreiten? Das ist unmöglich. Der junge Mann kann sich ohne mich nicht in der weiten Welt zurecht finden und er wird schwerlich nach einer anderen Pfeife tanzen als nach der meinigen. Ja, zu manchen Zeiten kann ich ihn selber nicht in Ordnung halten.“

Roland schwebte eine Anspielung auf das Ereigniß in der Schenke auf der Zunge; er sprach aber den unfreundlichen Scherz nicht aus, da er sahe, wie aufrichtig bekümmert Adam über den Abschied war. Dennoch kam der Falkner nicht gänzlich davon, denn als er sich gegen das Fenster wendete und Freund Michael ihm in das Gesicht sah, rief dieser verwundert:

„Ei, Adam Woodcock, was hast Du denn mit Deinen Augen gemacht? sie sind ja so geschwollen, als ob sie aus den Höhlen treten wollten.“

„Gar nichts,“ erwiderte Adam, indem er Roland mit flehenden Blicken ansah; „es kommt davon, daß ich ohne Deckbett habe schlafen müssen.“

„Ei, Du bist verteuflert weichlich geworden,“ sagte der alte Jagdfreund, „ich weiß doch die Zeit, wo Du Dich die ganze Nacht mit einem Bündel Haidekraut als Kopfkissen begnügtest und bei Tagesanbruch so munter wie ein Falke aufstandest; aber jetzt sehen Deine Augen aus...“

„Still, Freund! was liegt daran, wie meine Augen aussehen? gebt mir nur einen Bratapfel und eine Flasche Doppelbier dazu, damit ich mir die Kehle ausbaden kann, dann sollst Du mal sehen, wie sich die Sache ändert.“

„Ich werde den Morgentrunf mit Dir theilen und bei Dir bleiben, bis Du wohlbehalten im Sattel sitzest,“ sprach Michael, „sogleich bestelle ich Deine Pferde und Deine gebratenen Aepfel.“

Nachdem er hinausgegangen war, nahm Adam den Edelknaben bei der Hand und sprach in gutmüthigem Tone: „Ich will nicht wieder einem Falken die Haube aufsetzen, wenn mir nicht der Abschied von Euch so schwer wird, als ob Ihr mein eigenes Kind wäret. Nehmt es nicht übel; aber ich weiß nicht, warum ich Euch so gut bin; es müßte denn aus eben dem Grunde sein, warum ich den verteuftelten Braunen so lieb hatte, den unser Ritter den Satan nannte. Den Braunen hatte ich zehn Mal lieber als alle Pferde im Stalle. Aber man hatte keine Ruhe auf seinem Rücken, das war ewige Unruhe, Ausschlagen, Bäumen und Beißen. Aus demselben Grunde mag ich wohl Euch lieber haben, als alle Zungen im Schlosse. Aber ich versichere Euch, ich werde die beiden Nestfalken nach Euch nennen, der Eine soll Roland und der Andere Gräme heißen, und so lange Adam Woodcock lebt, sollt Ihr einen wahrhaften Freund an mir haben; darauf könnt Ihr meine Hand nehmen.“

Nachdem Roland des Falkners freundliche Worte erwidert hatte, umarmte dieser seinen jungen Freund, bestieg sein munteres, wohlbeladenes Pferd und schlug seinen Weg südwärts ein. Dumpf, wie der Kummer des gutmüthigen Reiters, verhallte der Hufschlag in der Ferne und Roland fühlte sich gerührt, als er bedachte, daß ein munterer Gefährte von ihm ging und er nun allein in der Welt stehe.

Aus diesen Träumereien erweckte ihn Michael, der ihn ermahnte, in das Schloß so schnell wie möglich zurückzukehren, da der Regent diesen Morgen noch in den Staatsrath ginge. Sie verließen die Herberge mit-  
sammen und der Jäger, ein alter vertrauter Diener des Regenten, führte den Edelknaben in ein kleines, mit Fußdecken belegtes Zimmer, wo er von dem Beherrscher des zerrütteten Landes empfangen wurde. Der Graf von Murray trug ein dunkles Morgenkleid, hielt aber trotz diesem bequemen Anzuge aus Vorsicht seinen Degen mit der Scheide in der Hand; dabei folgte er aber mehr den ernstlichen Vorstellungen seiner Freunde und An-



hänger, als seiner eigenen Besorgniß. Die ehrerbietige Verbeugung des Edelknaben erwiderte er mit stummem Kopfnicken und schritt einige Male schweigend durch das Zimmer, während er ein scharfes Auge auf Roland richtete, als ob er in der Seele des Jünglings lesen wollte.

„Roland,“ hob er endlich an, „kennst Du die Pflichten, die zum Dienst bei den Frauen gehören?“

„Ich muß sie wohl kennen, gnädiger Herr, da ich an der Seite der Edelfrau von Avenel erzogen wurde; ich hoffe aber, sie nie wieder auszuüben, denn der Ritter versprach mir...“

„Schweig, junger Mensch!“ fiel ihm der Regent ein, „ich habe zu sprechen und Du mußt zuhören und gehorchen. Es ist nöthig, daß Du, wenn auch nur auf kurze Zeit, in den Dienst einer Frau trittst, welche den höchsten Rang in Schottland einnimmt; wenn Du aber diesen Dienst geleistet hast, verspreche ich Dir als Ritter und Fürst, daß Deinem Ehrgeiz eine Laufbahn geöffnet werden soll, die den kühnen Wünschen eines Menschen entsprechen würden, der zu viel höheren Aussichten berechtigt ist als Du. Ich werde Dich in meinen Hofstaat aufnehmen oder, wenn Du lieber willst, Dir den Befehl über ein Fähnlein Fußvolk geben. Beides ist eine Beförderung, die der stolzeste Edelmann im Lande für seine nachgeborenen Söhne nachsucht. Du sollst in die Dienste einer sehr erlauchten, sehr unglücklichen Frau treten, in die Dienste der Maria von Schottland.“

„Der Königin, gnädiger Herr!“ sprach Roland in offner Ueberraschung.

„Sie war eine Königin,“ antwortete Murray in einem Tone, in welchem sich Verlegenheit und Mißmuth zeigte, „Du mußt wissen, junger Mann, daß ihr Sohn in ihrer Stelle die Herrschaft führt.“

„Und soll ich Ihrer Gnaden in der Gefangenschaft dienen?“ fragte Roland so unbefangen, schnell und dreist, daß der kluge und mächtige Staatsmann ein wenig aus der Fassung kam.

„Sie ist nicht gefangen,“ antwortete er verdrießlich. „Behüte Gott! Sie ist nur von Staatsangelegenheiten und öffentlichen Geschäften entfernt, bis die Welt so beruhigt sein wird, daß sie ihrer natürlichen und unbeschränkten Freiheit genießen kann, ohne ihre königliche Gesinnung den Ränken böser

und arglistischer Menschen auszusetzen. Nun ist es freilich geziemend, daß man ihr eine für ihre gegenwärtige Einsamkeit passende Dienerschaft gebe; aber durch diese Umstände wird es zu gleicher Zeit erforderlich, nur solche Personen zu ihrer Umgebung zu wählen, auf deren Klugheit sie vertrauen kann. Du bist also, wie Du siehst, zu einem Dienst berufen, der an sich ehrenvoll ist. Versieh diesen Dienst in solcher Weise, daß Du Dir den Regenten von Schottland zum Freunde machst! Du sollst ein junger Mann von großer Fassungskraft sein und ich lese in Deinem Blick, daß Du schon verstehst, was sich über diese Sache sagen läßt. Hier in diesem Papier findest Du genauere Vorschriften über Deine Pflicht; die Hauptsache, die gefordert wird, besteht aber in der Treue: in der Treue gegen mich und den Staat. Habe daher ein wachsam Auge auf jeden Versuch, auf jede Neigung, eine Verbindung mit den Edelleuten im westlichen Lande anzuknüpfen, mit Hamilton, Seyton, Fleming und Anderen! Deine Pflicht ist daher, wachsam zu sein über unsere Frau Mutter, bei welcher unsere Schwester zu Gaste ist, genauen Bericht von allen Umständen zu erstatten, sobald sie die Absicht verräth, sich aus ihrem sicheren Gewahrsam zu entfernen oder eine Verbindung mit den Fremden anzuknüpfen. Sobald Du irgend etwas Wichtiges beobachtest, das einen bloßen Verdacht übersteigt, so darfst Du nicht säumen, mir eine eigene Botschaft zu senden. Durch diesen Ring erhältst Du die Macht, in solchen Fällen über Pferde und Boten zu verfügen. Jetzt geh! Doch warte! Du reisest mit Lord Lindsay, einem Manne vom alten Schlage, rauh, ungebildet, aber ehrlich. Hüte Dich, ihn zu beleidigen! Du sollst ein Zänker sein und er kann keinen Scherz vertragen.“

Dann setzte er lächelnd hinzu: „Ich hätte seinen Auftrag gern einem andern feineren, gebildeteren Edelmann gegeben.“

„Und weshalb denn?“ fragte Morton, der eben eintrat. „Der Staatsrath hat sich für den besten entschieden. Diese Frau hat uns zu viel Beweise von ihrer Hartnäckigkeit gegeben und es bedarf eines rauen, eisernen Keils für die Eiche, die der stählernen Art widersteht. — Soll dieser hier der Edelknabe sein?“ fuhr er, auf Roland deutend, fort. „Der

Regent, der sie kennt, hat Euch ohne Zweifel gesagt, wie Ihr Euch in diesen Angelegenheiten zu benehmen habt und ich möchte meinerseits nur noch einen kleinen Wink hinzufügen. Ihr kommt in das Schloß eines Douglas, wo kein Verräther Raum findet. Der erste Augenblick, wo Ihr Verdacht erregt, wird auch der letzte Eures Lebens sein. Mein Vetter William Douglas versteht keinen Spaß, und wenn er Euch einmal für falsch hält, so stürzt Ihr von den Zinnen des Schlosses, ehe die Sonne über seinem Zorn untergegangen ist. Soll sie auch noch einen Kaplan erhalten?"

„Freilich, Douglas,“ erwiderte der Regent. „Es wäre zu hart, ihr den geistlichen Trost, den sie zum Heil ihrer Seele nöthig glaubt, zu versagen.“

„So seid vorsichtig!“ sprach Morton. „Ihr wißt, was ich von der Dirne halte, welche sie mit Eurer Bewilligung als Kammerfräulein angenommen hat: sie gehört zu einer Familie, welche ihr stets zugethan und gegen uns immer feindlich gesonnen war. Wenn wir nicht vorsichtig gewesen wären, so hätte sie auch einen Edelknaben erhalten, der ebenso gut zu ihren Absichten getaugt hätte wie ihr Kammerfräulein. Man spricht davon, eine alte wahnsinnige Pilgerin, die von den Katholiken wie eine halbe Heilige verehrt wird, hätte den Auftrag erhalten, einen passenden Knaben aufzusuchen.“

„Dieser Gefahr sind wir entronnen,“ erwiderte der Regent, „und haben den Vortheil, daß wir ihr diesen Jüngling aus dem Hause Glendinning schicken können.“

Hierauf wendete sich der Regent an den Jüngling und befahl ihm, sogleich zu Pferde zu steigen, da Lord Lindehay im Begriff zur Abreise sei.

Der Edelknabe ging und fand, von Michael geführt, sein Pferd im Burghof, wo gegen zwanzig Bewaffnete versammelt waren.

„Ist das der Laffe von Edelknaben, auf den wir so lange warten mußten?“ fragte der Anführer in mürrischer Ungebuld, „Lord Ruthven wird viel früher als wir das Schloß erreichen.“

Michael bejahte die Frage und fügte hinzu, der Jüngling sei vom

Regenten aufgehalten worden, um vor dem Abschied noch einige Verhaltensregeln in Empfang zu nehmen. Der Anführer unterdrückte eine mürrische Aeußerung und gab dann einem seiner Begleiter den Befehl: „Edward, nimm diesen Burschen unter Deine Aufsicht und laß ihn mit Niemanden sprechen!“ Darauf unterhielt er sich mit einem ältlichen, achtbar aussehenden Manne, den er Sir Robert nannte und der sich allein unter der ganzen Schaar der Diener auszeichnete. Während sie mit einander sprachen und langsam durch die Stadt ritten, beobachtete Roland die Züge und die Gestalt des Anführers mit scharfen Augen. Seine aufrechte Gestalt und seine kräftigen Glieder zeigten, daß er noch zu allen Beschwerden des Krieges brauchbar war. Der Begleiter, der an des Lords Seite ritt, war im Benehmen, in der Gestalt und in den Zügen gerade das Gegentheil. Obwohl er höchstens fünfzig Jahre alt sein konnte, war doch sein dünnes, weiches Haar bereits ergraut, der Ton seiner Stimme war sanft und einschmeichelnd, seine Gestalt hager und schlank und durch Gewohnheit gebeugt.

Als die Reisegesellschaft die Stadt verlassen hatte, wendete sie sich nach Westen. Roland hätte gern etwas von dem Zweck und dem Ziel der Reise erfahren; aber das Gefolge zog dahin, ohne ein Wort zu wechseln, eher einem Haufen Karthäusermönche, als kriegerischen Reisenden ähnlich. Roland erstaunte über die strenge Zucht, denn selbst in dem Haushalt des Ritters von Avenel, wo man den Anstand ernstlich und pünktlich beobachtete, überließ man sich auf der Reise der Ungebundenheit, dem Scherz und Gesange, und Allem, was sich auf anständigen Frohsinn und Unterhaltung beschränkte. Dennoch war ihm dies ungewöhnliche Schweigen nicht ganz unwillkommen, da er sich sammeln konnte, um seine Lage und seine Zukunft zu überdenken, die jedem Menschen nach reiflichem Nachdenken höchst gefährlich und beunruhigend vorkommen mußte.

Er war durch unabwendliche Umstände mit den beiden Parteien in Verbindung gekommen, welche mit einander kämpften und das Reich zerrütteten; aber er hatte sich nicht ausgesprochen, welcher von beiden Parteien er anhängen wollte. Der Regent beförderte ihn zu einer Stelle im Haushalt der abgesetzten Königin, und er bezweifelte nicht, daß diese Stelle ihm

seine schwärmerische Großmutter bestimmt hatte. Der Regent war der erklärte Feind des katholischen Glaubens und stand an der Spitze einer neuen Staatsverfassung; seine Großmutter war eine begeisterte Anhängerin der katholischen Religion und eine Feindin der neuen Staatsverwaltung: auf diese Weise mußten also Beide ganz verschiedene Dienste von ihm erwarten. Roland mußte auch vermuthen, daß durch diese widersprechenden Ansprüche sein Dienst höchst gefährlich werden, ja sein Leben in Gefahr gerathen konnte. Er nahm sich aber vor, vor allen Dingen die schöne unglückliche Maria Stuart zu sehen und dann erst zu entscheiden, ob er dem Könige oder der Königin anhangen wolle, da keine von beiden Parteien ihm vorhalten könne, daß er sich durch sein Wort oder seine Zusage mit ihr verblüdet habe.

So überging der leichtsinnige Jüngling alle wichtigen Bedenken und gab sich fröhlichen Gedanken hin. Als er jedoch sein Pferd ansprach, erhielt er einen Verweis von seinem ernstesten Nachbar, er möge ordentlichen Schritt halten, wenn er nicht auf eine unangenehme Weise zur Ruhe ermahnt werden wollte. Durch diesen Verweis wurde er an den gegenwärtigen Zwang, aber auch an seinen früheren nachsichtigen Reisekameraden Adam Woodcock erinnert. Seine Einbildungskraft lenkte sich zurück nach dem Schlosse Wvenel und er gedachte der stillen und freien Lebensweise der dortigen Bewohner, der Güte seiner ersten Herrin, ja auch der Jagdhunde und Falken.

In solche Gedanken versunken, folgte Roland den Reifigen des Lords Lindesay bis zu der Fährte über den Forth, wo Fahrzeuge bereit lagen. Bald darauf langten die Reisenden ohne weitere Abenteuer bis in die Gegend, wo der Hochlehen seinen Wasserspiegel in den Strahlen der Sonne erglänzen ließ.

Das alte Schloß lag auf einer Insel in der Mitte des See's und erinnerte den Edelknaben an die Burg Wvenel. Als die Reiter das Gestade erreicht hatten, ritt Einer von ihnen vor und entfaltete Lord Lindesay's Banner, während der Lord selbst in sein Horn stieß. Zum Zeichen der Antwort ließ man ein Banner von der Linne des Schlosses wehen.

Man bemerkte einige Gestalten, welche ein am Ufer der Insel befestigtes Boot lösten.

„Es wird lange dauern, ehe sie mit dem Boot herüber kommen,“ sprach der Begleiter des Lords, „und wir thäten wohl gut, in die Stadt zu gehen, um uns ein wenig in Ordnung zu bringen.“

„Das mögt Ihr thun, wenn es Euch gefällt, Sir Robert,“ erwiderte Lindesay; „ich habe zu solchen Eitelkeiten weder Zeit noch Lust. Sie hat mir manchen harten Ritt verursacht und mag sich nun über mein abgetragenes und beschmutztes Wamms ärgern. Ich habe diesen Auftrag nicht gesucht, sondern man hat ihn mir aufgedrungen und ich will mir selber nicht mehr Umstände machen, als das Geschäft gerade erfordert.“

Nach diesen Worten stieg Lord Lindesay vom Pferde, warf seinen Reitermantel um und legte sich auf den Rasen, um das Boot zu erwarten, welches vom Schlosse her nach dem Gestade ruderte. Als es sich dem Landungsplatze näherte, wo die Reiter warteten, stand Lord Lindesay auf und fragte den Fährmann, warum er nicht ein größeres Boot gebracht habe, um auch sein Gefolge hinüber zu setzen.

„Unsere gnädigste Frau hat uns befohlen, nicht mehr als vier Menschen herüber zu fahren,“ erwiderte Jener.

„Es ist klug von der gnädigsten Frau, in mir einen Verräther zu argwöhnen,“ sprach Lindesay; „aber wenn ich dergleichen im Sinne gehabt hätte, so hinderte uns nichts, Dich und Deine Gefährten in den See zu werfen und das Boot mit meinen Leuten einzunehmen.“

Bei diesen Worten gab der Fährmann eilig seinen Leuten ein Zeichen, mit dem Rudern inne zu halten und von der Küste entfernt zu bleiben.

„Dummkopf!“ rief Lindesay, „meinst Du wirklich, ich wollte Dir Etwas anhaben? aber, mein Freund, mit weniger als drei von den Dienern gehe ich nicht hinüber und Sir Robert Melville braucht wenigstens einen Diener. Du wirst es mit Deiner gnädigsten Frau zu verantworten haben, wenn man uns den Zutritt versagt, denn wir kommen in einer wichtigen Angelegenheit des Landes.“

Der Fährmann antwortete in entschiedenem, aber höflichem Tone, er

hätte den bestimmten Befehl, nicht mehr als vier Personen auf die Insel zu bringen, er wolle aber umkehren, um einen andern Befehl einzuholen.

Nachdem Sir Robert Melville vergebens versucht hatte, seinen starrsinnigen Gefährten zu bewegen, er möge sich mit einem geringeren Gefolge begnügen, sprach er zu dem Fährmann: „Fahre zurück nach dem Schlosse, mein Freund, da sich nichts Besseres thun läßt und erbitte von der gnädigsten Frau den Befehl, Lord Lindesay und mich nebst unserm Gefolge überzufahren!“

„Und nehmt diesen Edelknaben mit hinüber, mein Freund!“ fügte Lindesay hinzu; „er ist bestimmt, der Gastfreundin Eurer Edelfrau aufzuwarten. Steiget ab,“ sagte er zu Roland, „und fahret mit den Leuten hinüber!“

„Und was soll aus meinem Pferde werden?“ fragte Roland; „ich muß meinem Herrn dafür eintreten.“

„Dieser Sorge sollt Ihr enthoben sein,“ erwiderte Lindesay, „Ihr werdet in den nächsten zehn Jahren nicht viel mit Pferden zu thun haben.“

Roland wollte antworten, aber Robert Melville fiel ihm in freundlichem Tone ins Wort: „Streitet nicht weiter, junger Freund! Widerstand kann nichts helfen und würde Euch nur Gefahr bringen.“

Roland sah ein, daß der Rath gut war, und obgleich ihm Lindesay's Worte und Benehmen mißfielen, hielt er es für das Beste, sich in die Nothwendigkeit zu fügen und ohne Weiteres in das Boot zu steigen. Die Ruderer machten sich an die Arbeit und bald landete das Fahrzeug unter dem Schatten eines mächtigen alten Baumes, der seine Zweige über das Ufer ausbreitete. Der Fährmann und Roland sprangen an das Gestadè und die Schiffer lehnten sich auf ihre Ruder, um weitere Befehle zu erwarten.

## Siebenzehntes Kapitel.

Am Hofthor des Schlosses erschien die hohe Gestalt der Herrin von Pochleven, der Mutter des berühmten Regenten Murray. Sie haßte die unglückliche Königin Maria, welche jetzt ihre gezwungene Gastfreundin oder vielmehr ihre Gefangene war, sie haßte sie als die Tochter der Maria von Guise, welche ihr, wie sie glaubte, auf unrechte Weise die Hand und die Zuneigung des Königs Jakob geraubt hatte; sie haßte sie überdies als eine Befeknerin des katholischen Glaubens. Sie war eine Frau mit vornehmen, scharfen, aber hübschen Zügen. An den Fährmann, der das Boot anlegte, richtete sie zunächst die Frage nach Lord Kindefay und Melville. Als der Schiffer Bericht erstattet hatte, antwortete sie spöttisch lächelnd: „Man darf gegen Thoren nicht streiten, sondern muß ihnen schmeicheln. Fahre zurück und entschuldige Dich so gut wie möglich und sage, Lord Ruthven sei schon angekommen und erwarte Lord Kindefay ungeduldig. Aber wer ist der Bursche, den Du mitgebracht hast?“

Der Fährmann antwortete, es sei der Edelknahe, der zur Aufwartung der Gastfreundin bestimmt sei.

„Ich werde mit dieser Frau und ihrem Gefolge wohl noch einen großen Hausstand bekommen,“ sagte die Edelfrau und wendete sich dann zu Roland mit den Worten: „Folgt mir in den Garten!“

Darauf ging sie mit langsamen stolzen Schritten nach einem kleinen Garten voraus, der von einer steinernen Mauer umgeben war und seine einförmigen Blumenbeete längs des Schloßhofes erstreckte, mit dem er durch eine niedrige Bogenpforte verbunden war. In diesem engen Raume, in dessen Mitte sich ein künstlicher Springbrunnen befand, mußte Maria Stuart die schwere Rolle einer Gefangenen lernen, die sie nur mit kurzer Unterbrechung während ihres ganzen übrigen Lebens fortsetzte. Von zwei Dienerinnen begleitet, wandelte sie langsam und schwermüthig einher; nachdem aber Roland den ersten Blick auf diese Frau geworfen hatte, die sich durch



Schönheit, Bildung und Mißgeschick auszeichnete, hatte er nur noch Augen für diese unglückliche Königin von Schottland. In schwarzem Trauerkleide, reizend von Gestalt und Benehmen, näherte sich Maria Stuart der Edel-  
 frau von Lochleven, welche ihre Abneigung unter dem Scheine der Ehr-  
 erbietung zu verbergen suchte. Die Königin erwiderte die Verbeugung der  
 Edelfrau mit einem Kopfnicken und sprach: „Wir sind heute sehr glücklich,  
 die Gesellschaft Unserer liebenswürdigen Wirthin zu so ungewöhnlicher Stunde  
 und zu einer Zeit zu genießen, welche Uns bisher zur Bewegung im Freien  
 gestattet war. Aber Unsere gute Wirthin weiß wohl, daß sie zu jeder Zeit  
 Zutritt zu Uns hat und der unnützen Förmlichkeit nicht bedarf, erst Unsere  
 Erlaubniß nachzusuchen.“

„Ich bedaure, daß meine Gegenwart Euch lästig ist,“ erwiderte die  
 Edelfrau von Lochleven; „ich wollte Euch nur melden,“ fuhr sie, auf Ro-  
 land deutend, fort, „daß sich Euer Gefolge vermehrt hat, und ein solcher Um-  
 stand ist niemals gleichgültig für eine Frau.“

„Die Gefälligkeit,“ erwiderte die Königin, „welche den Töchtern so  
 vieler Könige gestattet, zwei Zofen und einen Pagen zu ihrer Aufwartung  
 zu halten, ist eine Gnade, für welche Maria Stuart nicht dankbar genug  
 sein kann. Durch einen Edelknaben wird meine weibliche Leibwache aller-  
 dings in gefährlicher Weise verstärkt, und das mag wohl der Grund sein,  
 weswegen Lord Lindesay sich weigerte, sich einer so furchtbaren Macht ohne  
 ein angemessenes Gefolge zu nähern. Ja, Frau von Lochleven, ich weiß,  
 daß Ruthven bereits im Schlosse ist und Lindesay am Gestade auf Euer  
 rückkehrendes Boot wartet, um nebst Sir Robert Melville hierhergebracht  
 zu werden. In welcher Absicht kommen diese Herren? Und weshalb ver-  
 säumt man die Pflicht des Anstandes, mir ihre Ankunft zu melden?“

„Ihre Absicht haben sie selber zu erklären,“ erwiderte die Edelfrau;  
 „eine förmliche Anmeldung war unnöthig, da Eure Diener sich so gut auf  
 Spioniren verstehen.“

„Ach, arme Fleming,“ sagte die Königin zu ihrer älteren Begleiterin,  
 „man wird Dich verurtheilen und hängen, daß Du in der Besatzung spio-  
 nirt habest; während Du doch nur zufällig durch die große Halle gingst,

als die gute Frau von Lochleven laut mit ihrem Steuermann sprach. Wir entschuldigen Euch, Frau Wirthin, wenn Ihr nicht länger hier bleibt," fuhr die Königin, zur Edelfrau gewandt, fort, „Wir müssen Uns zu einer Zusammenkunft mit Unfern aufrührerischen Adligen vorbereiten. Das Vorzimmer Unseres Schlafgemachs mag als Prunksaal dienen.“ Dann milderte sie plötzlich den spöttischen scharfen Ton und sprach in freundlichen Worten zu Roland: „Ihr sollt Unser ganzes männliches Gefolge ausmachen, vom obersten Kammerherrn bis zum letzten Laufburschen; darum folgt Uns, auf daß Unser Hof in Ordnung komme!“

Nach diesen Worten wendete sie sich und schritt langsam dem Schlosse zu. Die Edelfrau von Lochleven schlug die Arme in einander und blickte der Königin bitter lächelnd nach.

Roland folgte eilig der Königin und ihren Begleiterinnen, welche durch die Pforte traten, die aus dem Garten in das Schloß führte. Auf einer hohen Wendeltreppe stiegen sie in das zweite Stockwerk hinauf, wo drei zusammenhängende Zimmer die Wohnung der gefangenen Fürstin ausmachten. Roland blieb in dem Vorzimmer, welches an das geräumige Wohnzimmer und das Schlafgemach der Königin stieß, und erwartete hier die Befehle seiner Gebieterin. Durch das vergitterte Fenster sah er, wie Lindesay, Melville und das Gefolge landete; an der Schloßpforte wurden sie von einem dritten Herrn empfangen, welchem Lindesay mit lauter rauher Stimme zurief: „Ihr habt uns den Rang abgelassen, Lord Ruthven.“

Roland's Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, denn er vernahm im anstoßenden Zimmer ein krankhaftes Stöhnen und das Geschrei erschrockener Weiber. Als er sogleich in das Zimmer zu ihrem Beistande eilte, sah er die Königin, welche in der Nähe der Thür in einem Lehnstuhle saß und schwach athmete. Die ältere Begleiterin hielt sie in ihren Armen, während die jüngere ihr Gesicht mit Wasser benetzte.

„Eile fort, junger Mann, hole Beistand! sie ist ohnmächtig," rief die Ältere.

Aber die Königin sprach mit matter und gebrochener Stimme: „Ich

befehle Euch, zu bleiben; ruft keine Zeugen! ich fühle mich schon wohler und werde bald besser sein.“

Mit einer Anstrengung, als wenn sie mit dem Tode ränge, richtete sie sich im Lehnstuhle auf und suchte ihre Fassung wieder zu gewinnen. Ihre Züge zeugten jedoch noch von der erlittenen heftigen Erschütterung des Geistes und Körpers; dann riß sie die Haube ab, welche während ihrer Ohnmacht in Unordnung gekommen war, schüttelte die bisher verdeckten dunkelbraunen Locken hinab, fuhr mit den zarten Fingern durch die üppige Fülle und erhob sich von ihrem Sitz. „Wir sind schlecht vorbereitet,“ sagte sie, „Unsere aufrührerischen Unterthanen zu empfangen, aber Wir wollen so gut wie möglich zeigen, was einer Königin gebührt.“

Auf Roland's Jugend und Empfänglichkeit wirkte das Benehmen der schönen liebenswürdigen Frau wie mit Zaubergewalt. Er stand vor Ueberraschung und Theilnahme wie fest gewurzelt und sehnte sich, sein Leben in dem schönen Kampfe für Maria Stuart zu wagen. Sie warf einen rührenden Blick auf ihn und sprach: „Armer Jüngling, Ihr seid noch ein Fremdling unter uns und habt vielleicht die Gesellschaft einer zärtlichen Mutter oder einer Schwester verlassen, um in diese traurige Gefangenschaft zu treten. Ich bedaure Euch, daß Ihr die Freiheit aufgab, wo ihr frühlich um den Maibaum tanzen konntet. Aber Ihr seid jetzt das einzige männliche Wesen in meinem kleinen Haushalte. Wollt Ihr meinen Befehlen gehorchen?“

„Bis in den Tod, gnädige Frau!“ sagte Roland in entschlossenem Tone.

„So hütet denn die Thür meines Gemachs,“ fuhr die Königin fort, „hütet sie, bis man offenbar Gewalt braucht, oder bis wir wenigstens im Stande sind, diesen zudringlichen Besuch zu empfangen!“

„Ich will die Thür vertheidigen, bis sie über meinen Leichnam gehen,“ erwiderte Roland.

„Nein, mein guter Jüngling,“ antwortete die Königin, „das befehle ich Euch nicht. Wenn ich einen getreuen Unterthan an meiner Seite habe, so muß ich um so mehr für seine Sicherheit sorgen. Widerstehet

ihnen, aber weichet, sobald sie zu schmähtlicher und offener Gewalt schreiten! dies befehle ich Euch.“

Darauf wendete sie sich gnädig und zu gleicher Zeit gebieterisch lächelnd und ging mit ihren Begleiterinnen in das Schlafgemach.

Die jüngste zögerte einen Augenblick, ehe sie ihren Gefährtinnen folgte und winkte dem Jüngling mit der Hand. Der scharfsichtige Jüngling hatte längst gesehen, daß es Katharina Seyton war und fühlte sich dadurch nicht überrascht, denn er erinnerte sich der Unterredung der beiden Frauen in dem verödeten Nonnenkloster. Er begab sich darauf in das Vorzimmer, verriegelte die Thür, welche zur Treppe führte und setzte sich nieder, um die Ankunft der Eindringlinge zu erwarten. Bald darauf suchte eine plumpe kräftige Faust die Klinke zu heben; dann stieß man heftig gegen die Thür und eine Stimme rief unmuthig aus: „Machet auf, ihr da drinnen!“

„Weshalb und auf wessen Befehl soll ich die Thür der Königin von Schottland öffnen?“ fragte Roland.

Ehe eine Antwort kam, wurde ein neuer Versuch gemacht, wobei die Angeln und Riegel klirrten, aber der Ungeduldige suchte vergebens einzudringen, ohne auf Rolands Worte zu achten.

„Aufgemacht,“ rief er auf's Neue, „auf Eure Gefahr! Lord Lindesay kommt, um mit Maria von Schottland zu sprechen.“

„Lord Lindesay, als schottischer Edelmann, muß warten, bis seine Königin Zeit hat,“ entgegnete Roland.

Es erhob sich nun zwischen den draußen stehenden Männern ein ernstlicher Wortwechsel. Roland erkannte die rauhe Stimme des Lords Lindesay, als dieser auf Melville's beschwichtigende Rede erwiderte: „Nein! ich sage Euch, nein! Ich will lieber ein Brecheisen an die Thür legen, als mich von einem lasterhaften Weibe narren und mir von ihrem unverfälschten Diener trogen zu lassen.“

„So laßt mich wenigstens erst gelinde Mittel versuchen,“ fiel ihm Melville in's Wort; „seid um Gottes Willen ruhig!“ Dann trat er an die Thür und rief: „Sage der Königin, ich, ihr getreuer Diener Robert Melville, bitte sie um ihres eigenen Besten willen und um schlimme Folgen

zu verhüten, daß sie die Thür öffnen lasse und Lord Lindesay, dem vom Staatsrath Beauftragten, den Zutritt gestatte.“

„Ich werde der Königin Eure Botschaft melden und Euch ihre Antwort überbringen,“ sprach Roland, indem er zu der Thür des Schlafgemachs ging. Auf sein leises Pochen erschien das ältere Kammerfräulein, nahm seinen Bericht ab und kehrte mit dem Befehl der Königin zurück, Melville und Lindesay einzulassen. Roland öffnete und Lindesay trat ein wie ein trotziger Soldat, der sich im Kampfe den Weg in eine eroberte Festung gebahnt hat, während der bekümmerte Melville ihm langsamen Schrittes folgte.

„Sie ist noch nicht einmal hier!“ rief Lindesay, indem er in die Mitte des Zimmers trat; „was sind das für Poffen?“

„Geduldet Euch, Lord Lindesay!“ entgegnete Melville, „wir haben es ja nicht so eilig und Lord Ruthven ist noch nicht hier.“

In diesem Augenblick wurde die Thür des angrenzenden Gemachs geöffnet und die Königin Maria trat ein mit der Miene der Anmuth und Würde, indem sie über ihren unfreundlichen und aufgedrungenen Besuch nicht die mindeste Empfindlichkeit verrieth.

„Wir fürchten, Wir haben Euch warten lassen, Lord Lindesay,“ sprach sie, seine gezwungene Verbeugung erwidern. „Die Frauen empfangen nicht gern einen Besuch, ohne vorher einige Minuten an dem Putztische zu verweilen; die Männer dürfen allerdings weniger auf solche Förmlichkeiten achten.“

Lord Lindesay warf einen Blick auf seinen unordentlichen Anzug und murmelte eine Entschuldigung von seiner eiligen Reise. Unterdessen begrüßte die Königin Melville mit anscheinender Höflichkeit, ja mit Freundlichkeit. Als sie sich wieder zu Lord Lindesay wendete und das große gewichtige Schwert, das an seiner Seite hing, bemerkte, sprach sie: „Ihr habt ja da einen treuen und schwerfälligen Reisegefährten. Hoffentlich glaubtet Ihr nicht, hier einen Feind zu finden, gegen den es einer so furchtbaren Waffe bedurft hätte. Mir scheint es eine sonderbare Zierde an einem Hofe, ob-

gleich ich zuviel von einer Stuart besitze, um mich vor einem Schwerte zu fürchten.“

„Mit diesem guten Schwerte, gnädige Frau,“ sprach Lindesay, „wurde Archibald Douglas an dem denkwürdigen Tage umgürtet, als er von der Seite Eures Urgroßvaters, Jakob III., einen Schwarm von Günstlingen, Schmeichlern und Schmarozern wegriß und sie über der Brücke von Lauderdale aufknüpfte, zur Warnung für das Gewürm, das sich dem Throne Schottlands näherte. Mit demselben Schwerte erschlug derselbe unbeugsame Verfechter der schottischen Ehre und des schottischen Adels einen Högling Eures Großvaters Jakob IV., der es wagte, in des Königs Gegenwart geringschätzend von ihm zu sprechen. Und wisset, als jener schottische Verräther und Mörder Jakob, den man zuweilen den Grafen von Bothwell nennt, einen der verbündeten Adligen, die ihn vor Gericht schleppen wollten, zum Zweikampf herausforderte, da nahm ich die Herausforderung an und wurde, um diesen Streit auszufechten, von dem edlen Grafen von Morton mit diesem Schwerte begabt. Und, so wahr mir der Himmel helfe! wenn sein Dünkel oder seine Feigheit geringer gewesen wäre, so hätte ich seinen verrätherischen Leib mit diesem Stahl so zugerichtet, daß die Hunde und Raben ihr Futter zugeschnitten gefunden hätten.“

Während Lindesay seine Prahlerei aussprach, hatte sich die Königin gesammelt und erwiderte im Tone kalter Verachtung: „Es ist leicht, einen Feind zu schlagen, der nicht in die Schranken tritt. Wenn Ihr Uns nichts Wichtigeres zu sagen habt, als daß Ihr von den Thaten des Archibald Douglas sprecht und versichert, Ihr würdet ihm nachgestrebt haben, wenn die Zeit und Umstände es gestattet hätten, so wollen Wir lieber in Unser Zimmer zurückkehren. Kommt, liebe Fleming, Ihr sollt mir aus dem Büchlein von spanischen Aufschneidereien etwas vorlesen.“

„Wartet, gnädige Frau,“ sprach Lindesay vor Zorn glühend, „Euer Witze ist mir von alten Zeiten zu gut bekannt, als daß ich eine Unterredung mit Euch gesucht hätte, bloß um Euch Gelegenheit zu geben, meine Person wichtig zu bespötteln. Lord Ruthven, Sir Robert Melville und ich, kommen zu Euch im Namen des geheimen Raths, um Euch das zu über-

geben, was für die Sicherheit Eures Lebens und für das Wohl unseres Staates von der höchsten Wichtigkeit ist.“

„Der geheime Rath!“ sprach die Königin. „Kraft welcher Macht kann er befehlen oder handeln, so lange ich, die ich ihn eingesezt habe, in ungerechter Gefangenschaft lebe? Doch daran liegt nichts. Das Wohl Schottlands wird Maria Stuart immer willkommen sein, mag es kommen, woher es wolle; und was mein eigenes Leben betrifft, so habe ich lange genug gelebt, um müde zu sein, obschon ich erst fünf und zwanzig Jahre alt bin. Weshalb zögert Euer Gefährte?“

„Er kommt, gnädige Frau,“ sprach Melville, indem zugleich Lord Ruthven mit einem Packet in der Hand eintrat. Todtenbleich erwiderte die Königin seinen Gruß, fazte sich aber durch einen kräftigen Entschluß augenblicklich wieder. Der Lord, dessen Anblick sie so lebhaft erregt hatte, wurde von Georg Douglas, vom jüngsten Sohne des Ritters von Lochleven, begleitet, welcher während der Abwesenheit seines Vaters und seiner Brüder unter dem Beistande seiner Großmutter den Seneschal des Schlosses vorstellte.

Lord Ruthven hatte das Ansehen und Benehmen eines Kriegers und Staatsmannes; sein Anblick hatte der Königin Schrecken eingeflößt, weil er bei der Ermordung David Rizzio's thätigen Antheil genommen hatte. Sie erwiderte jedoch freundlich den Gruß des Lords und reichte ihre Hand dem jungen Douglas, der sie knieend mit Ehrfurcht küßte. Sie dankte diesem Gruße stillschweigend, und es entstand eine Pause, während welcher der Haushofmeister auf Douglas Wink einen Tisch mit Schreibzeug zurecht sezte. Auf einen stummen Befehl seiner Gebieterin rückte Roland einen großen Lehnstuhl an den Tisch, so daß der letztere die Königin und ihr kleines Gefolge von den aufdringlichen Besuchern trennte.

Nachdem der Haushofmeister, ein sanft aussehender Mann, sich entfernt hatte, brach die Königin das Schweigen, indem sie sprach: „Erlaubt, Ihr Herren, daß ich mich seze! obgleich meine Spaziergänge jetzt auf einen so kleinen Raum beschränkt sind, daß sie mich nicht sehr ermüden, so fühle ich doch, daß ich jetzt mehr als gewöhnlich der Ruhe bedarf.“

Sie setzte sich, bedeckte mit ihrer schönen Hand die Wange und heftete auf jeden der drei Männer nach der Reihe einen scharfen forschenden Blick.

„Ich erwarte die Botschaft von denjenigen, die Ihr den geheimen Rath nennt,“ hob die Königin wieder an, „leset, Lord Ruthven!“

Lord Ruthven las eine förmliche Urkunde, im Namen der Königin ausgefertigt, welche Folgendes enthielt: Sie sei in früher Jugend zur Regierung des Reiches berufen worden und habe ihres Berufes so lange mit Eifer gewartet, bis sie an Leib und Seele so ermüdet geworden, daß sie nicht länger im Stande sei, die Arbeit und Beschwerde der Staatsangelegenheit zu ertragen. Da Gott sie mit einem schönen und hoffnungsvollen Sohne gesegnet habe, so wünsche sie ihm die Thronfolge, die ihm nach dem Erbrechte gebühre, noch bei ihren Lebzeiten zu sichern. „Deswegen,“ fuhr die Urkunde fort, „verleihen und übertragen Wir Unsern getreuen Vettern, Lord Vindesay und Lord Ruthven, volle Gewalt, daß sie erscheinen, um in Unserm Namen öffentlich der Krone und dem Regiment Unsers Königreichs Schottland zu entsagen.“

Mit dem Ausdruck lebhafter Ueberraschung unterbrach hier die Königin den Vorleser. „Was ist das, Ihr Herren?“ fragte sie. „Sind meine Ohren widerspenstig geworden, daß sie mich so seltsam täuschen?“

„Nein, gnädige Frau,“ sprach Ruthven in ernstem Tone, „Eure Ohren haben Euch nicht getäuscht; aber sie betrogen Euch, als sie sich gegen die Prediger des Evangeliums und den ehrlichen Rath Eurer treuen Unterthanen verschlossen und für die Schmeicheleien der Verräther, Schmeichler, fremder Kämmerlinge und Günstlinge öffneten.“

„Und ist dies Alles, was meine lieben Unterthanen von mir verlangen?“ sprach Maria im Tone des Spottes.

„Dieses Pergament,“ erwiderte Ruthven, „ist die Urkunde, wodurch Ihr den nächsten Blutsfreund, den ehrenwertheften und treuesten Eurer Unterthanen, Jakob Graf von Murray, zum Regenten des Reiches während der Minderjährigkeit des Königs bestellt. Der geheime Rath hat ihm diese Stelle bereits zuertheilt.“



„Kommt der Pfeil daher?“ rief die Königin, nachdem sie einen Schrei ausgestoßen und die Hände zusammen geschlagen hatte.

„Ich muß Euch bitten, gnädigste Frau,“ sprach Lord Ruthven, „das Ansuchen des geheimen Rathes zu beantworten.“

Das Ansuchen des geheimen Rathes! rief die Königin, „sagt lieber das Begehren einer Bande von Räubern, die ungeduldig sind, ihre Beute zu theilen.“

Nach diesen Worten bedeckte die Königin ihr Gesicht mit den Händen, stützte die Arme auf den Tisch und weinte so heftig, daß die Thränen, die sie verbergen wollte, in Strömen zwischen den weißen Fingern hervortraten. Dann stand sie auf und ihr Gesicht glühte vor innerer Bewegung, als sie zu ihrer älteren Gefährtin sagte: „Reichet mir mein Taschentuch, liebe Fleming, ich schäme mich, daß Verräther mich so erschüttern konnten.“ Dann die Thränen trocknend, setzte sie hinzu: „Saget mir, Ihr stolzen Lords, kraft welcher irdischen Vollmacht dürfen sich die Unterthanen die Rechte von gesalbten Herrschern anmaßen; den gelobten Gehorsam aufkündigen und die Krone von dem Haupte nehmen, auf welches Gottes Wille sie gesetzt hat?“

„Ich will aufrichtig mit Euch reden, gnädige Frau,“ begann Ruthven, „seit der Zeit, wo Ihr noch in der Wiege laget, bis auf diesen Augenblick, wo Ihr als erwachsene Frau vor uns steht, war Eure Regierung ein Trauerspiel von Verlusten, Mißgeschicken, bürgerlichen Streitigkeiten und auswärtigen Kriegen, wie sich nichts Aehnliches in unserer Geschichte findet. Wir können das nicht länger ertragen und weil Euch Gott die Gnade versagt, auf weisen Rath zu hören, so bitten wir Euch, einer andern Herrschaft und Regierung des Landes Platz zu machen.“

„Mich dünkt, Ihr Herren,“ entgegnete Maria, „daß Ihr auf mein unglückliches, dem Verderben geweihtes Haupt alle jene Uebel häuft, die Ihr mit größerer Gerechtigkeit Euren eigenen unruhigen und unbändigen Neigungen zuschreiben müßtet und der rasenden Hestigkeit, womit Ihr, die Vornehmen des Landes, gegen einander Krieg führt und vor keiner Grausamkeit zurückschreckt, um Eure Gelüste zu befriedigen. Ihr rächet Euch blutig für die geringste Beleidigung, bietet den weisen Gesetzen Eurer Vor-

fahren Trotz, lehnt Euch gegen die rechtmäßige Herrschaft auf und benehmet Euch, als ob es keinen König im Lande gäbe und als ob Jeder von Euch König in seiner eigenen Wohnung wäre.“

„Wir verlieren unsere Zeit, gnädigste Frau,“ fiel ihr Ruthven ins Wort, „und ich muß bitten, daß Ihr Euch in dieser wichtigen Sache, die wir Euch vorlegen, entscheidet. Die vorgeschlagene Maßregel ist das leichteste Mittel, Euch aus großen Gefahren und Schwierigkeiten zu retten.“

„Großer Gott!“ rief die Königin, „Ihr schlaget mir als eine Wohlthat vor, was jeder christliche König als einen Verlust der Ehre, ja für ebenso viel wie einen Verlust des Lebens ansehen müßte; Ihr nehmet mir die Krone, die Macht, meine Unterthanen, meinen Reichthum, meinen Rang. Was könnt Ihr mir bei allen Heiligen anbieten, um mir meine Einwilligung zu vergelten?“

„Wir gewähren Euch Verzeihung,“ antwortete Ruthven finster, „wir gewähren Euch Frist und Mittel, Euer Leben einsam und bußfertig zu vollbringen; wir gewähren Euch Frist, Frieden mit dem Himmel zu schließen, das reine Evangelium anzunehmen, das Ihr bisher stets verworfen und verfolgt habt.“

Die Königin erbleichte bei dieser Drohung, welche der hartnäckige Mann in rauhem Tone aussprach. „Und wenn ich Eurem ungestümen Verlangen nicht nachgebe, was geschieht dann?“ fragte sie.

Es folgte eine Pause, als ob Niemand Lust hätte, diese Frage bestimmt zu beantworten.

Endlich entgegnete Ruthven: „Ihr seid so wohl bewandert in den Gesetzen und der Geschichte dieses Landes, daß es nicht nöthig ist, Euch zu sagen, daß Eure Verbrechen der Art waren, daß selbst Königinnen mit dem Tode dafür gebüßt haben.“

„Die schändlichen und gehässigen Verleumdungen, wodurch man die öffentliche Meinung vergiftet und mich gefangen in Eure Gewalt gebracht hat, sind keine Beweise meiner Schuld,“ sprach die Königin. „Und welche Bürgschaft habe ich, daß Ihr den Vergleich haltet, wenn ich meine könig-

liche Würde mit der Abgeschiedenheit vertausche und in der Einsamkeit trauern wollte?"

„Unser Ehrenwort, gnädigste Frau,“ antwortete Ruthven.

„Das ist eine zu leichte und unsichere Bürgschaft, Lord Ruthven,“ sagte die Königin, „leget wenigstens eine Hand voll Distelwolle dazu, um die Waageschale ins Gleichgewicht zu bringen.“

„Fort, Ruthven!“ rief Lindesay, „sie hat immer nur den Rath von Sklaven und Schmeichlern gehört, sie möge bei ihrer Weigerung verharren.“

„Bleibt, Lord Lindesay,“ sprach Lord Melville, „und verstatet mir, mit der Königin einige Minuten allein zu sprechen!“

„Wir bleiben eine halbe Stunde in der Halle; wenn die halbe Stunde verfloßen ist, ohne daß sie einen Entschluß gefaßt hat, dem Verlangen des Volks nachzugeben, so wird ihre Laufbahn kurz genug sein.“

Darauf verließen die beiden Edelleute das Zimmer, schritten durch die Vorhalle, und als sie die Wendeltreppe hinaufstiegen, hörte man Lindesay's mächtiges Schwert auf den Stufen klirren. Georg Douglas machte gegen Melville eine Geberde des Erstaunens und folgte Jenem. Kaum waren sie hinaus, als sich die Königin ihrem Schmerz und ihrem Kummer hingab. Sie warf sich in den Lehnstuhl und rang verzweifelt die Hände. Ihre Zose weinte, und suchte sie zu befänstigen; Melville kniete nieder und bat: „Beruhigt Euch, gnädigste Frau! so wahr mir der Himmel in meiner Noth beistehen soll, ist mein Herz so treu, wie zu der Zeit, als Ihr am höchsten standet.“

Auch Roland konnte nicht länger den heißen Wunsch unterdrücken, der schönen bedrängten Fürstin seinen Dienst anzubieten. „Wenn ein Schwert,“ sprach er, „dazu beitragen kann, die Weisheit dieses ernstesten Rathes zu unterstützen oder Eure gerechte Sache zu vertheidigen, gnädigste Frau, so ist hier meine Waffe und hier meine Hand bereit, sie zu führen.“

Bei diesen Worten hob er mit der einen Hand sein Schwert empor und legte die andere an den Griff. Da rief plötzlich Katharina Synton: „Mich dünkt, gnädigste Frau, ich sehe ein Zeichen von meinem Vater, ziehet sogleich das Schwert!“

„Wenn mir die Königin es gebietet,“ antwortete der Jüngling, indem er zu Maria blickte. „Wenn es die Sache Eurer Gnaden gilt, so wage ich mein Leben.“

Bei diesen Worten zog er das Schwert halb aus der Scheide, so daß sich ein Stück Pergament, das um die Klinge gewickelt war, ablöste und auf den Boden fiel.

Katharina nahm es auf und sprach: „Es ist meines Vaters Handschrift und bringt gewiß Eurer Majestät seinen ehrerbietigsten Rath!“

Nachdem die Königin einen Blick auf den Zettel geworfen hatte, versank sie einige Augenblicke in Nachdenken und sprach endlich zu Melleville: „Dieser Zettel rath mir, Robert Melleville, ich solle mich der Nothwendigkeit unterwerfen und die Urkunde unterschreiben, denn ich könnte nicht anders, als der Furcht nachgeben, die durch Drohungen von Aufzählern eingeflößt wird. Ihr seid ein verständiger Mann, Sir Robert, und Seyton ist klug und tapfer. Wie ich glaube, wird mich keiner von Euch beiden in dieser Angelegenheit irre leiten wollen. Sehet, was Uns Lord Seyton schreibt und gebt Uns Euren besten Rath!“

„O, meine theure königliche Frau!“ erwiderte Melleville, nachdem er auf das Pergament geblickt hatte, „nur ein Treuloser könnte Euch einen andern Rath geben, als Lord Seyton hier ausgesprochen hat. Er und Eure andern Freunde sind alle der Meinung, daß jede Urkunde und Unterschrift, die Ihr in diesen Mauern unterzeichnet, weder Kraft noch Gültigkeit haben, da sie Euch durch Zwang, durch Leiden, durch Menschenfurcht, durch Furcht vor den unglücklichen Folgen Eurer Weigerung abgepreßt wurden.“

„Ja, dies sagt Lord Seyton,“ entgegnete Maria, „aber mir scheint es nicht königlich für die Tochter eines alten Königstammes, ihrer Erbrechte zu entfagen; auch würde es nicht gut in der künftigen Geschichte für den Ruhm Maria's lauten. Nein, Sir Robert, die Verräther können wohl schwere Drohungen und kecke Worte brauchen, aber ihre Hand an Uns zu legen, werden sie nicht wagen.“

„Meine gnädige Frau, es ist schon so viel gewagt, so viel Gefähr-

liches mit Vermessenheit gethan worden, daß es nur noch eines einzigen Schrittes, und des schlimmsten und letzten bedarf. Da die Umstände so dringend sind und jener Edelknabe die Botschaft des Lord Seyton überbrachte, so wage ich es, vor ihm und vor diesen beiden Fräulein, deren Treue erprobt ist, Euch zu sagen, daß man abgesetzte Fürsten oft auf andere Weise zu Tode bringt, als durch offenes Gericht. Es ist, wie Macchiavelli sagt, nur ein Schritt zwischen eines Königs Gefängniß und seinem Grabe. Unterwerfet Euch jetzt dem unbilligen Verlangen und hoffet sicherlich, daß binnen Kurzem bessere Zeiten kommen werden.“

„Wenn es Euch beliebt,“ hob Roland an, „so schwimme ich bald durch den See, wenn man mich nicht an's Ufer lassen will; ich gehe an die Höfe von England, Frankreich und Spanien und zeige, daß Ihr diesen schändlichen Schritt aus Furcht vor dem Tode unterzeichnet habt und fechte mit Jedem, der es leugnet.“

Die Königin wendete sich um und hielt mit süßem Lächeln dem Jünglinge ihre Hand hin, ohne ein Wort zu sprechen. Roland kniete ehrerbietig nieder und küßte die Hand.

„Gnädigste Frau,“ begann Melleville wieder, „die Zeit drängt und die Boten, welche man schon in Bereitschaft setzt, dürfen nicht abfahren. Es sind hier Zeugen genug, daß Ihr dem Verlangen des Staatsraths nicht aufrichtig und freiwillig, sondern nur, durch Gewalt und Furcht gezwungen, nachgibt. Ich höre, sie kommen zurück, um Euren Entschluß zu erfahren. Achtet auf den Rath des edlen Seyton, dann könnt Ihr noch ein Mal über diejenigen herrschen, welche sich jetzt den Sieg über Euch anmaßen. Sie sind im Vorsaal! Still!“

Zu diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Georg Douglas führte die Vorgenannten herein.

„Wir kommen, gnädigste Frau,“ sprach Ruthven, „um Euch um Eure Antwort auf den Antrag des Staatsraths zu bitten.“

„Unabwendbaren Uebeln müssen wir uns unterwerfen,“ sprach Maria mit unbeschreiblicher Anmuth und Würde. „Ich werde diese Urkunde mit so vieler Freiwilligkeit unterschreiben, wie meine Lage gestattet. Wenn ich

drüben am Gestade wäre auf einem flüchtigen Roffe und von zehn treuen und guten Rittern umgeben, so wollte ich eher meine ewige Verdammniß, als diese Thronentsagung unterschreiben. Aber hier im Schlosse Lochleven, von tiefem Wasser umgeben und an Eurer Seite, Ihr Herren, hier habe ich keine freie Wahl. Gebet mir die Feder, Melleville, und seid Zeuge von dem, was ich thue und warum ich es thue."

"Ihr meint hoffentlich nicht, daß Ihr durch Furcht vor uns gezwungen wäret, Etwas zu thun, das Ihr freiwillig thun müßt," sagte Lord Ruthven.

Die Königin war bereits an den Tisch getreten, hatte das Pergament vor sich hingelegt und hielt die Feder zur Unterzeichnung bereit; auf die Worte des Lords aber blickte sie auf, warf die Feder weg und sprach: „Wenn man von mir die Erklärung erwartet, ich hätte meiner Krone freiwillig entsagt und nicht, weil ich dadurch zur Entfagung gezwungen wäre, daß man größere Uebel für mich und meine Unterthanen androhte, so unterschreibe ich solche Unwahrheit nicht mit meinem Namen und wenn ich in den Besitz von ganz England, Frankreich und Schottland kommen sollte.“

„Hütet Euch!“ sprach Rindesah, und drückte vielleicht unwillkürlich in der wilden Aufwallung der Leidenschaft den Arm der Königin mit seinem Panzerhandschuh, „hütet Euch, mit denjenigen zu streiten, die stärker sind, als Ihr und Euer Geschick ist.“

Er hielt den Arm fest und richtete einen zornigen, schrecklichen Blick auf sie. Endlich rief ihm Ruthven und Melleville zu, von seiner schmachvollen Behandlung abzulassen; auch Douglas, der bisher gleichgültig zugehört hatte, trat heran, als wollte er sich einmischen. Der rohe Mann ließ Mariens Arm los und lächelte tückisch, um seine eigene Verlegenheit zu verbergen; denn er merkte jetzt erst, daß er sich seiner Leidenschaft blindlings überlassen hatte.

Die Königin aber verrieth ihren Schmerz deutlich, sie streifte den Ärmel ihres Gewandes auf und es zeigten sich die Spuren vom Griff der eisernen Finger auf dem Arme.

„Ihr hättet als Edelmann und Ritter meines schwachen Armes schonen



Die Königin unterschrieb die Pergamentblätter hastig und gleichgültig.

sollen, Lord Lindsay," sprach sie. „Es bedarf keines Beweises, daß die Stärke auf Eurer Seite ist und daß Ihr willens seid, Gebrauch davon zu machen. Aber dennoch danke ich Euch dafür, denn es ist der sicherste Beweis von der Art und Weise, wie das heutige Tagesgeschäft verhandelt wurde. Euch, Ihr Herren und Damen, nehme ich zu Zeugen, daß ich diese Urkunde unterschreibe nur aus Besorgniß vor Lord Lindsay's Handzeichen, daß er hier mir auf meinen Arm eingedrückt hat.“

Lindsay wollte sprechen, aber Lord Ruthven unterbrach ihn mit den Worten: „Still, Mylord! Frau Maria von Schottland mag ihre Unterschrift erklären wie sie will; uns geziemt es nur, diese Unterschrift zu verschaffen und dem Staatsrath zu überbringen. Sollte in der Folge Streit darüber entstehen, wie diese Unterschrift bewirkt wurde, so läßt sich dann noch weiter darüber sprechen.“

Die Königin unterschrieb die Pergamentblätter hastig und gleichgültig, als ob es sich um eine unbedeutende Förmlichkeit handelte. Nachdem dies lästige Geschäft vollbracht worden war, stand sie auf, verbeugte sich gegen die Abgeordneten und wollte in ihr Gemach gehen. Ruthven verbeugte sich förmlich, Melleville schien besorgt, sein Mitleiden den Uebrigen zu verrathen; Lindsay stand unbeweglich; endlich aber ging er, wie von einem plötzlichen Antriebe bewogen, um den Tisch, der die Königin bisher von den Umstehenden getrennt hatte, ließ sich auf ein Knie nieder, küßte ihre Hand und sprach dann aufstehend: „Frau, Du bist ein edles Geschöpf, wenn Du auch die köstlichste Gabe Gottes mißbrauchst. Ich zolle diese Ehrerbietung Deinem männlichen Geiste, aber niemals würde ich sie der Macht beweisen, die Du so lange unverdient besessen hast. Ich kniee vor Maria Stuart, aber nicht vor der Königin.“

„Die Königin und Maria Stuart haben beide Mitleid mit Dir, Lindsay, und verzeihen Dir,“ entgegnete die Königin.

Alle verbeugten sich und gingen. Als sie die Treppe hinabstiegen, hörte man im Zimmer der Königin, daß sie die Boote zu bringen befahlen. Maria gab Roland ein Zeichen, er solle sich in den Vorssaal begeben und sie mit ihren beiden Fräulein allein lassen.



Roland stellte sich an ein kleines Fenster des Vorsaals und beobachtete die Abreise der Gesandten. Plötzlich wurde er durch einen kräftigen Schlag auf die Achsel gestört, der ihn an das Abenteuer erinnerte, das er am Abend des vorigen Tages mit Woodcock erlebte. Er wandte sich um, beinahe in der sicheren Erwartung, den Edelknaben aus der Herberge des heiligen Michael zu erblicken. Er sah Katharina Seyton, aber in weiblicher Kleidung.

„Schöner Edelknabe,“ sprach sie, „man bringt das Abendessen, seid so gut und versehen Euer Amt!“

Vier Diener traten mit Schüsseln herein; voran schritt der finstere alte Haushofmeister, den Roland schon bemerkt hatte; hinter den Dienern folgte Georg Douglas, welcher die Stelle seines Vaters vertrat und das Amt eines Seneschals verwaltete; er ging mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Blick. Roland half den Tisch im mittleren Gemach decken und nachdem die Diener ihre Schüsseln ehrerbietig niedergelegt und die Tafel geordnet hatten, verbeugte sich der Haushofmeister vor Douglas, als ob die königliche Gefangene bereits ihren Platz an dem Tische eingenommen. Als die Thür sich öffnete, erschien nur Maria Fleming und meldete, die Königin würde nicht zu Abend essen.

„Dann ist unsere längere Gegenwart überflüssig,“ sagte Douglas, „wir lassen Euch allein bei Tische, schöne Fräulein, und wünschen gute Nacht.“

Er entfernte sich, wie er gekommen war, langsamen Schrittes und niedergeschlagenen Blickes, von der Dienerschaft gefolgt. Die beiden Fräulein setzten sich zu Tische und Roland schickte sich schnell und freudig an, sie zu bedienen. Katharina flüsterte dem älteren Fräulein einige Worte zu und diese antwortete leise, indem sie auf Roland blickte: „Ist er von alter Herkunft und gut erzogen?“

Als die Antwort bejahend ausfiel, wendete sie sich zu Roland mit den Worten: „Esset mit Euren Mitgefangenen, setzet Euch unten an den Tisch und erquicket Euch nach der Reise!“

Roland gehorchte gern, denn er hatte den ganzen Tag noch nichts ge-

geffen; so groß aber auch seine Eßlust war, offenbarte sich doch seine natürliche Artigkeit gegen die Frauen; auch hatte er den Wunsch, sich als ein wohlgebildeter Ritterjüngling zu zeigen und vorzugsweise Katharina zu bedienen. So war er während der ganzen Mahlzeit stets bereit, jene Dienste zu leisten, welche den feineren Herren der damaligen Zeit zustand. Er schnitt sauber und anständig vor und bot den beiden Fräulein die besten Bissen dar; noch ehe sie einen Wunsch ausgesprochen hatten, war er schon auf dem Sprung, ihn zu erfüllen; er schenkte Wein ein, mischte ihn mit Wasser und leistete alle Dienste mit Ehrerbietung und anmuthiger Geschicklichkeit. Nachdem Beide ihre Mahlzeit beendigt hatten, eilte er mit der Wasserkanne, Waschbecken und Handtuch zu dem älteren Fräulein und bediente sie so förmlich und ernst, als ob er der Königin Maria selber aufgewartet hätte.

Maria Fleming war sehr zufrieden mit der eiligen und ehrerbietigen Dienstwilligkeit des Edelknaben, und sprach, nachdem sie einen wohlwollenden Blick auf Roland geworfen hatte: „Katharina, Ihr habt mit Recht gesagt, daß unser Gefährte in der Gefangenschaft von guter Herkunft und feiner Bildung sei. Ich möchte ihn nicht durch mein Lob eitel machen; aber wenn er uns bedient, so entbehren wir Georg Douglas nicht, der sich nur herabläßt, uns aufzuwarten, wenn die Königin selber anwesend ist.“ Nach diesen Worten ging sie in das Gemach der Königin, aus welchem sich der leise Ton eines silbernen Pfeifchens hören ließ; dies war zu jenen Zeiten, wo man die Klingel nicht hatte, die gewöhnliche Art, wie selbst vornehme Frauen ihre Dienstboten riefen.

Nachdem sie hinaus war, sank Katharina in den Lehnstuhl und stützte den Kopf in ihre Hand. Roland blickte ernst auf sie; endlich erhob sie ihr Gesicht langsam und fragte in schneidendem Tone: „Ist es Euch gefällig, schöner Herr, mir zu sagen, was Ihr in meinem Gesichte sehet, das Eure scharfen und klugen Blicke so ungemein reizt? Man sollte glauben, es bestände Wunder was für eine Vertraulichkeit zwischen uns, wenn man nach Eurem schlaunen Blick urtheilen wollte, und doch weiß der Himmel, daß ich Euch vorher nur zwei Mal gesehen habe.“

„Euer eigenes Gedächtniß ist Euch nicht ganz treu,“ antwortete Roland. „Wie ich sehe, habt Ihr das dritte Zusammentreffen in der Schenke zum heiligen Michael ganz vergessen, als es Euch gefiel, meinen Reisegefährten mit der Peitsche über das Gesicht zu schlagen.“

„Schöner Herr,“ entgegnete Katharina mit festem Blick und in großem Erstaunen: „Ich kann nicht errathen, was Ihr meint, es müßte Euch denn Euer Verstand davon gelaufen sein. Doch horch! die Glocke! Still! wir werden unterbrochen.“

Sie hatte Recht; denn kaum war der dumpfe Ton der Glocke in dem gewölbten Gemach erschollen, als die Thür des Vorsaals sich schnell öffnete und der Haushofmeister mit seiner goldenen Kette und seinem weißen Stabe in das Zimmer trat. Ihm folgte ein Zug von Dienstboten, welche die Schüsseln ebenso feierlich wegräumten, wie sie das Essen vorher gebracht hatten. Während die Dienstboten ihre Geschäfte verrichteten, stand der Haushofmeister mit ernster Miene, unbeweglich, wie eine Bildsäule. Nachdem sie fertig, die Tafel abgehoben und der Tisch an die Wand gesetzt worden war, sprach der Haushofmeister mit lauter Stimme, fast wie ein Herold, der eine Bekanntmachung abliest: „Meine edle Herrin, Frau Margarethe Erskina, vermählte Douglas, thut der Frau Maria von Schottland und ihrem Gefolge kund, daß der hochhehrwürdige Kaplan, ein Diener des echten Evangelii, heute Abend, wie gewöhnlich nach dem Gebrauch der Versammlung der Evangelischen, Vorlesungen und Katechisationen halten wird.“

„Höret, Freund,“ entgegnete Katharina, „diese Ankündigung kennen wir, denn Ihr laßt sie uns jeden Abend hören. Ich bitte Euch aber, zu bedenken, daß Fräulein Fleming und ich den Weg des heiligen Petrus zum Himmel gewählt haben; ich kenne daher Niemand, der von Eurer gottseligen Vorlesung und Katechisation Nutzen haben könnte, als etwa dieser arme Edelknaube, der daher gut und besser thun wird, mit Euch zu beten, als uns bei unserer Andacht zu belästigen.“

Der Edelknaube stand im Begriff, jene Behauptung abzuleugnen; er erinnerte sich jedoch seiner Unterredung mit dem Regenten. Er folgte dem Haushofmeister in die Schloßkapelle, um der Abendandacht beizuwohnen.

## Achtzehntes Kapitel.

Die Lebensweise, wozu sich Maria mit ihrem kleinen Gefolge gezwungen sah, war außerordentlich einsam und einförmig. Nur je nachdem das Wetter der Königin gestattete oder verbot, ihre Spaziergänge im Garten oder auf der Zinne zu halten, gab es einige Abwechslung. In den Morgenstunden war sie stets in Gesellschaft ihrer Kammerfräulein und beschäftigte sich mit Stickereien, von denen noch bis heute viele erhalten sind. In solchen Stunden hatte der Edelknabe die Erlaubniß, sich frei im Schlosse oder auch auf der Insel zu bewegen. Zuweilen lud ihn auch Georg Douglas ein, mit ihm auf dem See zu fischen oder an den Ufern zu jagen. Die angenehmste Zeit war für Roland die Stunde, wo er sich bei der Königin und ihren Kammerfräulein aufhalten durfte und die Zeit des Essens, wo er immer in der Gesellschaft war. Bei solchen Gelegenheiten bewunderte er Katharina's lebendigen Geist und Erfindungsgabe. Sie war unablässig bemüht, ihre Gebieterin zu unterhalten und wenigstens auf Augenblicke die Schwermuth aus dem Herzen der unglücklichen Fürstin zu verbannen.

So vergingen die Wintermonate langsam und der Frühling war bereits vorgerückt, als Roland in dem Betragen seiner Mitgefangenen eine auffallende Veränderung bemerkte. Da er unbeschäftigt und, wie alle jungen Leute seines Alters, auf seine Umgebung aufmerksam war, so argwöhnte er allmählig, es müsse unter seinen Mitgefangenen Etwas im Werke sein, das man ihm verheimlichen wollte. Er gelangte fast zu der Ueberzeugung, daß die Königin durch Mittel, die er nicht begreifen konnte, ein Einverständniß außerhalb des Schlosses unterhielt und sich im Geheimen der Hoffnung hingab, befreit zu werden oder entfliehen zu können. In ihren Unterhaltungen mit ihren Dienerinnen verräth die Königin ihre Bekanntschaft mit auswärtigen Ereignissen, die Roland erst aus ihrem Munde erfuhr. Er merkte auch, daß sie häufig schrieb und weniger als früher arbeitete; um den Argwohn einzuschläfern, behandelte sie sogar die Edelfrau

von Hochleben viel freundlicher, als ob sie sich in ihr Geschick ergeben hätte. Roland vermuthete, man schenke ihm kein Vertrauen, weil man ihn für unwerth hielt, da er zu jung sei, weil ihn der Regent gesandt habe, vielleicht auch, weil er dem Kaplan der Burgfrau zuhörte; in dem letzteren Punkte erschien er sich aber selber unschuldig, denn man hatte ihn ja zu dem Kaplan geschickt und es schien ihm, der Mann hätte ebenso viel Recht wie der Papst, wenn er Gottes Wort wahr und verständlich predigte. Eine Zeit lang hatte er ziemlich parteilos zwischen den Bewohnern der Inselburg gestanden; jetzt aber, nachdem er durch den Besuch der Abendandachten in der guten Meinung der Edelfrau und des Schloßkaplans gestiegen war, sah er zu seinem Kummer die Gunst der Königin und ihrer Gefährtinnen allmählig abnehmen. Die Königin, die ihn anfangs mit Höflichkeit behandelt hatte, sprach fast nicht anders mit ihm, als wenn sie ihm Befehle in Geschäftsangelegenheiten zu geben hatte. Auch Fräulein Fleming beschränkte sich auf die trockensten und kältesten Höflichkeitsbezeugungen und Katharina Seyton war schüchtern, übellaunig oder bitter in ihren Scherzen. Rolands Lage wurde so unbehaglich, daß sich sein Herz gegen die ungerechte Behandlung empörte, denn es ging ihm jeder Trost verloren, der ihn für die lästige Gefangenschaft hätte entschädigen können.

Ich mag dieses Leben nicht länger ertragen, dachte er entschlossen. Ich will fort in die Welt. Wenn man den Frauen dient, so erwartet man wenigstens freundliche Blicke und Worte; aber ich habe meinen ritterlichen Sinn nicht, daß ich mich dem Argwohn und schroffer Behandlung und obenein noch lebenslänglicher Gefangenschaft aussetze. Morgen, wenn wir auf den Fischfang gehen, will ich mit Douglas sprechen.

Er erwog diesen Entschluß in einer schlaflosen Nacht; aber als er aufstand, war er noch immer nicht entschieden, ob er ihn ausführen sollte oder nicht.

Douglas saß im Vordertheil des kleinen Schiffes, welches zum Fischfang gebraucht wurde, und benutzte, wie immer, schweigend seine Fischergeräthschaften. Der Edelknaube ergriff das Ruder und erhielt von Zeit zu Zeit ein Zeichen, wohin er den Kahn wenden sollte. Als sie in ziemlicher

Entfernung vom Schlosse waren, ließ Roland das Ruder fallen und sagte ohne weitere Vorbereitung: „Ich habe Euch etwas Wichtiges zu sagen.“ Die sinnende Schwermuth verschwand plötzlich aus den Zügen des jungen Mannes und sein lebhafter und erstaunter Blick verkündete, daß er etwas Wichtiges und Beunruhigendes zu hören erwartete.

„Ich habe das Leben im Schlosse hochleben satt,“ sagte Roland.

„Ist das Alles?“ sagte Douglas, „mir ist keiner von seinen Bewohnern bekannt, dem es darin gefällt.“

„Ja, aber das Schloß ist nicht meine Heimat und ich bin auch nicht ein Gefangener darin; folglich kann ich verlangen, daß man mir gestatte, es zu verlassen.“

„Dieser Entschluß ist leichter gefaßt als ausgeführt,“ sprach Douglas.

„Es bedarf nur Eurer und Eurer Mutter Einwilligung.“

„Ihr vergeßet Etwas bei der Sache,“ entgegnete Douglas. „Es ist ebensowohl die Einwilligung zweier anderen Personen nöthig: der Frau Maria, Eurer Gebieterin, und meines Oheims, des Regenten, der Euch zu ihrem Diener bestimmt hat und dem es kaum schicklich scheinen wird, ihre Diener so oft zu wechseln.“

„So muß ich also selbst gegen meinen Willen bleiben?“ erwiderte Roland schüchtern.

„Ihr müßt wenigstens bleiben, bis mein Oheim Euch zu gehen befiehlt.“

„Ich muß Euch offen gestehen, als einem Edelmanne, der unfähig ist, Etwas zu verrathen: müßte ich mich in diesem Schlosse für einen Gefangenen halten, so ließe ich mich weder durch Mauern, noch durch Wasser von der Flucht abhalten.“

„Ich könnte Euch, offen gestanden, auch deshalb nicht sehr tadeln,“ antwortete Douglas, „aber Ihr müßt wissen, daß, wenn Ihr meinem Vater oder meinem Oheim oder dem Grafen oder einem meiner Brüder oder irgend einem der königlichen Ritter in die Hände fiele, so würde man Euch aufhängen wie einen Hund oder wie eine Schildwache, die ihren Posten verlassen hat. Ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr dem schwerlich entgehen werdet. Rudert aber dort nach der kleinen Insel! so kommen wir gegen

den Wind und können einen guten Fang machen. Wenn wir eine Stunde gefischt haben, wollen wir weiter von der Sache sprechen.“

Die beiden Angler waren bei dem Vergnügen, das keine Gefelligkeit gestattet, sehr wortkarg; aber sie machten einen guten Fang. Nach einer Stunde griff Douglas wieder zum Ruder und hieß Roland, sich an das Steuer setzen, um nach dem Landungsplatze vor dem Schlosse zu gelangen. Nach einer Weile ließ Douglas das Ruder sinken, blickte um sich und sprach dann zu Roland:

„Ich könnte Dir Etwas sagen, aber es ist ein tiefes Geheimniß, daß ich es nicht wage, mit Dir davon zu sprechen, obgleich wir hier zwischen Wasser und Himmel sind und kein Horcher lauschen kann.“

„So laßt Euer Geheimniß lieber ungesagt, wenn Ihr der Ehre des Einzigen, der es hören kann, kein Vertrauen schenkt!“

„Ich hege keinen Zweifel gegen Eure Ehre,“ sprach Douglas; „aber Ihr seid jung, unbesonnen und schwankend.“

„Ich mag wohl unbesonnen und jung sein; aber wer sagt Euch, daß ich schwankend sei?“

„Einer, der Euch vielleicht besser kennt, als Ihr Euch selber,“ antwortete Douglas.

„Vermuthlich meint Ihr Katharina Seyton,“ sprach Roland, welcher den Bohn in seinem Herzen schwellen fühlte; „aber sie ist selber dreißig Mal unbeständiger in ihrer Laune, als das Wasser, worauf wir schwimmen.“

„Junger Mann, ich bitte Euch, vergeßet nicht, daß Katharina ein Fräulein von adeligem Stamme ist und Niemand geringschäßig von ihr sprechen darf!“

„Junfer Georg Douglas,“ antwortete Roland, „Ihr scheint in Eure Worte eine Drohung zu legen und deswegen bitte ich Euch, zu bedenken, daß ich Eure Drohungen nicht mehr achte, als eine Flosse von einer todten Forelle! bemerkt außerdem, daß ein Kämpfer viel zu thun haben müsse, wenn er jedes adelige Fräulein, das man des Wankelmuths beschuldigt, vertheidigen wollte.“

„Lasset es gut sein,“ sprach Douglas in freundlichem Tone, „Ihr

seid ein toller Bursche und es läßt sich mit Euch über nichts Ernstes reden, als über Fischfang und Falkenbeize.“ Douglas griff darauf wieder zum Ruder und arbeitete. Als er die Insel erreichte, übernahmen die Dienerboten die Beute und die beiden Fischer trennten sich schweigend, um sich in ihre Zimmer zu begeben.

Roland verbrachte wohl eine Stunde, während welcher er gegen Katharina Seyton, gegen die Königin, den Regenten, gegen Georg Douglas und das ganze Haus Lochleven murrte. Endlich kam die Zeit, der Königin bei Tische aufzuwarten. Während er seinen Anzug ordnete, ärgerte er sich darüber, daß er sich früher bei solchen Gelegenheiten so viel Mühe gegeben und dieses Geschäft in kindischer Eitelkeit für eins der wichtigsten Tagesereignisse gehalten hatte. Als er vor dem Stuhl der Königin stand, bemerkte sie in seinen Mienen den Ausdruck beleidigter Würde. Es mochte ihr allerdings lächerlich vorkommen, denn sie flüsterte ihrem Kammerfräulein einige französische Worte zu, worüber Fräulein Fleming lachte, Katharina aber halb lächelnd, halb verlegen aussah. In diesem Scherze fand der unglückliche Edelknabe einen neuen Grund, sich empfindlich zu zeigen; seine Züge wurden verdrießlicher und ernsthafter, und er würde vielleicht noch andere Neckereien zu bestehen gehabt haben, wenn nicht die Königin Nachsicht und Mitleid gefühlt hätte.

Mit dem zarten Sinn, welchen sie in hohem Grade besaß, wußte die Königin die Empfindlichkeit des stolzen Edelknaben zu besänftigen. Sie dankte ihm für die wohlgeschmeckenden Forellen, die er von seinem Fischfang mitgebracht und ihrer Festtagsmahlzeit zugegeben hatte, und kam dann auf verschiedene Fragen über den Fund der Fische, ihre Größe, ihre Eigenschaften, dann über die berühmten Forellen, die dem See Lochleven eigen waren, und ihren Vergleich mit den Fischen in anderen Seen und Flüssen Süd-Schottlands. Rolands üble Laune verschwand, wie der Nebel vor der Sonne, und er erging sich in einer lebhaften Auskunft über die Forelle im See Lochleven, über Meer- und Flußforellen und über andere Fische, die nur an gewissen Orten gefunden werden. Er wurde ordentlich begeistert, als er bemerkte, daß ihm die Königin mit Lächeln zuhörte. Dieses Lächeln



verschwand aber plötzlich und man sah Thränen in ihren Augen; Roland hielt plötzlich ein und fragte in kummervollem Tone, ob er das Unglück gehabt habe, der Königin ohne seinen Willen zu mißfallen.

„Nein, guter Jüngling,“ sprach sie; „als Ihr aber von den Seen und Flüssen meines Königreiches erzähltet, da wurde ich durch meine Einbildungskraft getäuscht und aus diesen öden Mauern hinaus nach den schönen Strömen und königlichen Schlössern entführt. Ich, die ich so lange das Land meiner Väter beherrscht, bin nun aller Freude des schönen Vaterlandes beraubt, und der ärmste Bettler, der der Freiheit genießt, würde nicht mit Maria von Schottland tauschen.“

Fräulein Fleming machte der Königin bemerkbar, es wäre gut, wenn sie in ihr Gemach ginge, worauf sie antwortete: „Komm mit mir, liebe Fleming! Du hast Recht, ich muß diesen jungen Gemüthern den Anblick meiner Leiden ersparen.“

Nach diesen Worten entfernte sie sich mit ihrem älteren Kammerfräulein, indem sie einen schwermüthigen Blick auf Roland und Katharina zurückwarf.

Anfänglich blieb Katharina still sitzen, als aber Roland fortgesetzt schwieg, eröffnete sie endlich das Gespräch mit der Frage:

„Saget mir doch, schöner Herr, wenn man Euer ernstes Nachdenken durch eine Frage stören darf, was aus Eurem Rosenkranz geworden ist?“

„Ich habe ihn schon seit einiger Zeit verloren, mein Fräulein,“ entgegnete Roland in halb verlegenem, halb mürrischen Tone.

„Und darf ich weiter fragen?“ fuhr Katharina fort, „warum Ihr ihn nicht wieder durch einen anderen ersetzt habt? Ich möchte Euch beinahe einen geben, den Ihr um meinetwillen tragen mögt und um Euch an die alte Bekanntschaft zu erinnern.“ Bei diesen Worten zog sie einen Rosenkranz von Ebenholz, mit Gold verziert, aus ihrer Tasche.

Die letzten Worte hatte Katharina in so rührendem Tone gesprochen, daß Roland seinen Unmuth aufgab und sogleich an ihre Seite trat. Nun aber nahm sie gleich wieder ihren kühnen und entschiedenen Ton an und fuhr fort: „Ich habe Euch nicht gesagt, daß Ihr Euch so nahe zu mir

setzen sollt; unsere Bekanntschaft ist seit längerer Zeit schon öde, kalt, todt und begraben.“

„Das verhüte Gott!“ erwiderte Roland, „unsere Bekanntschaft hat nur geschlafen, und da Ihr jetzt ihr Erwachen wünscht, schöne Katharina, so seid versichert, daß Eure rückkehrende Gunst sie wieder erweckt hat.“

„Nein, nein!“ sagte Katharina und zog den Rosenkranz zurück, nach welchem Roland die Hand ausstreckte, „ich habe mich jetzt anders besonnen. Was sollte ein Ketzer mit diesem heiligen, von dem Vater der Kirche geweihten Rosenkranz beginnen? Ich versichere Euch, alle Eure Freunde sind um Euch bekümmert.“

„Der Freunde mögen wohl nicht viele sein,“ sprach Roland, „und wenn sie gar Bekümmerniß fühlen sollten, so wird diese nicht tief sein und bald geheilt werden können.“

„Eure Freunde sind zahlreicher und ihr Kummer tiefer, als Ihr zu wissen scheint.“

„Der Himmel sei mein Zeuge,“ antwortete Roland, „daß ich nur der Stimme meines Gewissens folgte und durch eigene Ueberzeugung dazu geleitet wurde, wenn ich gegen einige Punkte der Religion jetzt abweichende Meinung und Zweifel hege. Ihr aber, Katharina, Ihr verkennt mich in grausamer Weise. Gott weiß, daß ich zur Beschützung der Königin mein Leben in Gefahr bringen, ja opfern will; aber was kann ich, was kann sonst Jemand für sie thun?“

„Viel, genug, Alles kann gethan werden, wenn die Männer so treu und edel sind, wie die Schottländer in alten Tagen waren. Aber Ihr, Roland, ziehet Eure Hand aus Wankelmuth und Gleichgültigkeit von dem großen Unternehmen ab.“

„Wie kann ich meine Hand von einem Unternehmen abziehen, von dem mir nie Etwas gesagt wurde? Hat die Königin, Ihr oder sonst Jemand, einen Dienst gefordert, den ich verweigert hätte? Habt Ihr mich nicht vielmehr Alle von Euren Berathungen fern gehalten, als ob ich ein treulofer Spion wäre?“

„Und wer könnte dem treuen Freunde, dem Böglinge und Gesell-

schafter des kezerischen Predigers Henderson Vertrauen schenken?“ entgegnete Katharina. „Ja, Ihr wähltet einen tüchtigen Lehrer anstatt des vor-  
trefflichen Ambrosius, der, von Haus und Hof vertrieben, jetzt obdachlos umhergeht, vielleicht gar in einem Kerker schmachtet, weil er Morton Wider-  
stand leistete, dessen Bruder der Regent jetzt die Güter des Klosters über-  
geben hat.“

„Und weswegen glaubt Ihr, daß es so mit mir steht?“ fragte Ro-  
land in niedergeschlagener Stimmung.

„Ihr könnt es nicht leugnen. Sagt Ihr doch selbst, daß Ihr über  
Dinge zweifelt, woran wir nach den Vorschriften der Päpste nicht zweifeln  
dürfen. Und die Königin und Fräulein Fleming glauben an Euren Abfall  
Niemand, außer mir, hegt noch eine schwache Hoffnung, daß Ihr unsere  
Erwartungen erfüllen könnt.“

Roland war äußerst bestürzt, als er diese Vorwürfe gegen sein Be-  
tragen hörte. „Ich weiß nicht,“ antwortete er, „was Ihr von mir er-  
wartet oder fürchtet. Ich wurde hierher gesandt, der Königin Maria zu  
zu dienen, und gegen sie habe ich die Pflicht eines treuen Dieners auf Le-  
ben und Tod übernommen. Wenn Jemand andere Dienste von mir er-  
wartete, so hat er sich getäuscht. Die Lehren der Kirchenverbesserer kann  
ich weder billigen, noch verdammen, denn mir scheint es, offen gesagt, als  
habe der unordentliche Wandel der katholischen Geistlichkeit die Strafe auf  
ihr Haupt gezogen, und dies mag vielleicht zu ihrer Besserung dienen; aber  
niemals kam es mir in den Sinn, diese unglückliche Königin zu verrathen.  
Ja, dünkte ich schlimmer von ihr, als es einem Diener und Unterthan  
gebührt, so könnte ich sie doch nicht verrathen, sondern würde ihr in Allem  
beistehen, wodurch ihre Angelegenheiten in irgend einer Weise geordnet wer-  
den könnten.“

„Ihr wollt uns also nicht verlassen?“ rief Katharina freudig aus,  
„Ihr wollt zu uns halten, wenn sich Mittel zur Befreiung der Königin  
bieten und die Zwistigkeit zwischen ihr und den Unterthanen ausgeglichen  
werden kann?“

„Höret, schöne Katharina,“ fiel ihr Roland in das Wort, „hört, was Lord Murray mir sagte, als er mich hierher sandte.“

„Ich mag nicht hören, was ein falscher Unterthan, ein falscher Bruder, ein falscher Rath und ein falscher Freund zu Euch sagte,“ antwortete Katharina. „Dieser Mann erhielt früher ein geringes Jahrgeld von der Königin und hat sich nun zum Rathgeber, zum ersten Spender der öffentlichen Wohlthaten emporgeschwungen; sein Rang, sein Vermögen, seine Würde und seine Macht wuchsen nur im Sonnenschein der Güte einer Schwester, die er nun zum Lohn dafür in ein trauriges Gefängniß einschließt, vom Throne stößt und am liebsten ermorden möchte.“

„Ich hege keine so schlimme Meinung von Murray,“ antwortete Roland und fügte lächelnd hinzu: „und es bedürfte wirklich der Bestechung, wenn ich mich entschlossen und verwegen auf diese oder jene Seite schlagen soll.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ erwiderte Katharina in begeisterter Aufregung, „so sollt Ihr Euren Lohn erhalten: durch die Gebete der unterdrückten Unterthanen, der vertriebenen Geistlichen, der entehrten Edelleute, durch den unsterblichen Ruhm der Nachwelt, durch den lebhaften Dank der Mitwelt, durch Ruhm auf Erden und Seligkeit im Himmel. Ihr werdet den Dank des Vaterlandes und Eurer Königin erben und von der geringsten Stufe der Ritterwürde zur höchsten hinaufsteigen. Alle Männer werden Euch ehren, alle Frauen Euch lieben, und ich, die mit Euch zu Maria's Befreiung verbunden wurde, will Euch mehr lieben, als eine Schwester den Bruder liebt!“

„Sprecht weiter! spricht weiter!“ rief Roland, indem er niederkniete und die Hand ergriff, welche Katharina in ihrer begeistertsten Aufregung gegen ihn ausgestreckt hatte.

„Nein,“ sprach sie nach einer Pause, „ich sprach schon zu viel, wenn ich Euch nicht überzeugen kann, und zu wenig, wenn dies geschehen ist. Aber ich habe Euch gerührt,“ fuhr sie fort, als sie die begeistertsten Züge und das flammende Auge des Jünglings sah, „ich oder vielmehr die gute Sache hat Euch durch ihre eigene Kraft gerührt; so laßt Euch denn die Weihe ertheilen!“

Bei diesen Worten erhob sie ihren Finger über die Stirn des Jünglings und machte ein Zeichen des Kreuzes, neigte dann ihr Gesicht zu ihm hinab, als küßte sie den leeren Raum, wo sie das Zeichen gemacht hatte. Dann sprang sie schnell auf und eilte in das Zimmer der Königin.

Roland blieb auf seinen Knien, kaum athmend und die Augen immer noch auf die Stelle geheftet, wo das begeisterte Mädchen gesessen hatte. Endlich stand er auf und ging langsam hinaus.

Der Schloßprediger Henderson sprach an diesem Abend über die Irrthümer des Papstthums, aber der junge Mann hörte seinen Gründen mit geringer Aufmerksamkeit zu.

Am nächsten Morgen ging Roland, in tiefes Nachdenken versunken, auf der Zinne der Burg umher, um seinen Träumen ungestört nachzuhängen. Bald aber gefellte sich der Schloßprediger Henderson zu seiner Einsamkeit.

„Ich suchte Euch, junger Mann,“ sprach der Geistliche, denn ich habe Euch etwas zu sagen, das Euch nahe betrifft. Ich wollte Euch auf eine größere Freiheit vorbereiten. Georg Douglas hat der Edelfrau erzählt, Ihr wäret dieses Dienstes müde und die gute Frau hat auf meine Bitte beschloffen, daß Ihr zu gewissen Aufträgen an dem andern Ufer gebraucht werden solltet. Man kann sich auf Euch verlassen und ertheilt Euch daher Aufträge, die bisher nur andern Vertrauten gegeben wurden. Schon heute wird Euch ein Auftrag übertragen und deshalb kommt mit mir zu der Edelfrau!“

„Hoffentlich werdet Ihr mich entschuldigen, ehrwürdiger Herr,“ antwortete Roland, „man kann nicht zweien Herren dienen und ich fürchte, meine Gebieterin würde es mir nicht verzeihen, wenn ich einem Andern meine Dienste weihete.“

„Ihr habt das nicht zu befürchten,“ sprach der Prediger, „wir werden ihre Einwilligung fordern und erlangen. Wahrscheinlich wird sie nur zu gern einwilligen, in der Hoffnung, durch Eure Mithilfe ein Verhältniß mit ihren Freunden zu bewerkstelligen. Kommt mit mir, wir wollen die Edelfrau aufsuchen!“

Die Herrin des Schlosses saß eben mit ihrem Enkel Georg Douglas beim Frühstück.

„Junger Mann,“ sprach sie, „unser Kaplan hat sich für Eure Treue verbürgt und wir sind entschlossen, Euch einen Auftrag zu ertheilen, den Ihr in unserer Stadt Kinroß auszurichten habt. Nehmt einen Kahn, Roland, und fahret mit zwei von meinen Dienern hinüber, um mir das Silberzeug und die Tapeten zu holen, die gestern in Edinburg angekommen sind!“

„Und nehmet auch diesen Brief an einen unserer Diensthoten mit, der Euch dort erwartet,“ sprach Douglas; „er enthält einen Bericht an meinen Vater.“

„Ich habe dem Herrn Kaplan schon gesagt,“ antwortete Roland, „daß ich nach meiner Pflicht im Dienste der Königin stehe und nur mit ihrer Erlaubniß Euern Auftrag annehmen kann.“

„Sorget dafür, mein Sohn,“ sprach die Edelfrau, „Eure Bedenklichkeit macht Euch Ehre.“

„Wenn Ihr es erlaubt, Edelfrau,“ begann der Prediger, „so will ich der Königin Euer Besuch selber überbringen. So lange ich in diesem Hause weile, hat sie noch nicht geruht, mich vor sich zu lassen oder meine Lehren anzuhören und doch geschah es nur, bei Gott, daß ich hierher kam, um ihre Seele zu retten und sie auf den rechten Pfad zu leiten.“

Mit Erlaubniß der Edelfrau ging der Prediger und erhielt auch auf seine Bitte Zutritt bei der gefangenen Königin, die er in Gesellschaft ihrer Fräulein mit Stickerei beschäftigt fand. Die Fürstin empfing ihn mit derselben Höflichkeit, welche sie Allen erwies, die ihr nahe traten.

„Die Frau von Lochleven verlangt, gnädigste Frau,“ begann der Kaplan, „Ihr möchtet Eurem jungen Edelkuben erlauben, nach der Stadt hinüber zu fahren, um das Hausgeräth und die Tapeten zu holen, die man zur besseren Einrichtung Eurer Wohnung geschickt hat.“

„Die Frau von Lochleven,“ antwortete die Königin, „macht unnöthige Umstände, wenn sie mich um Erlaubniß in einer Sache bittet, wo sie frei zu gebieten hat. Wir wissen wohl, daß man uns den Dienst dieses jungen

Menschen nicht so lange gewährt hätte, wenn man nicht überzeugt wäre, er gehorchte mehr den Befehlen der guten Frau von Rochleven als den unsrigen. Mit unserer Einwilligung mag er den Auftrag ausrichten, denn wir sind nicht willens, irgend ein lebendiges Geschöpf zu derselben Gefangenschaft zu verurtheilen, die wir selbst erleiden müssen.“

Der Prediger kam nun unverzüglich auf seine religiösen Zwecke zu sprechen und eiferte gegen den blinden Aberglauben und Götzendienst, worin, seiner Ansicht nach, die Königin anferzogen sei.

Maria unterbrach ihn in mildem Ton mit den Worten: „Eurer Theilnahme bin ich Dank schuldig, denn sie spricht sich warm aus und mag aufrichtig gemeint sein; aber denkt so gut wie möglich von mir und seid überzeugt, daß ich Euch mit demselben Eifer auf den alten und einzigen Weg zurückrufen möchte, der nach dem Paradiese führt!“

Nach diesen Worten verbeugte sie sich und Henderson, der die Höflichkeit nicht verletzen mochte, verbeugte sich ebenfalls, um sich zu entfernen. Als er hinausgehen wollte, wendete sich die Königin noch ein Mal mit freundlichen Worten an ihn: „Thut mir nicht Unrecht in Eurer Meinung!“ sprach sie, „an einem andern Tage reden wir weiter darüber; indessen mag die Frau von Rochleven meinen Edelknaben nach ihrem Belieben verwenden und, um jeden Verdacht zu vermeiden, werde ich vor seinem Abgang kein Wort mit ihm sprechen. Verliert keine Zeit, Roland, Euch zu erlustigen! tanzet, singet und springet drüben am Ufer, hier müßte man Quecksilber in den Adern haben, wenn man lustig sein wollte.“

„O gnädige Frau,“ sprach der Prediger, „wie könnt Ihr die Jugend zu eiteler Lustigkeit ermahnen, da die Zeit vorübergeht und die Ewigkeit ruft. Unser Heil kann nicht kommen und unser Gotteswerk gethan werden ohne Furcht und Zittern.“

„Furcht und Zittern kennt Maria Stuart nicht,“ erwiderte die Königin. „Aber wenn ich selber durch Weinen und Kummer es abbüßen kann, daß der Jüngling sich eine Stunde lang in jugendlicher Freude ergeht, so kann ich Euch versichern, daß die Buße treulich gethan werden soll. Nehmt diesen Beutel, Roland, damit es Euch nicht an Mitteln zum Vergnügen

fehle; aber vergesset nicht, mir Neuigkeiten von drüben zu bringen; doch müssen es solche sein, die sich ohne Argwohn in Gegenwart dieses ehrwürdigen Herrn und der guten Frau von Lochleven erzählen lassen.“

Gegen den letzten Wink konnte sich Henderson nicht sträuben, sondern entfernte sich. Auch Roland that dies auf ein Zeichen seiner Herrin.

Während er sich aber vor der Königin zum Abschied verbeugte, bemerkte er, daß Katharina Seyton ihm mit dem Finger ein Zeichen machte, welches zu sagen schien: Vergiß nicht, was zwischen uns vorgefallen ist!

Die Edelfrau theilte Roland die letzte Weisung mit den Worten: „Es findet heute eine Lustbarkeit drüben statt. Mein Sohn hat durch sein Ansehen noch nicht vermocht, den alten Sauerteig der katholischen Priester abzuschaffen, der noch in den Seelen der schottischen Bauern geknetet ist. Ich befehle Dir nicht, Dich davon fern zu halten; aber genieße diese eiteln Freuden mit Mäßigkeit und betrachte sie wie Dinge, die Du bald zu vergessen und zu verachten hast! Unser Diener in der Stadt, der Lucas Lundin, der sich närrischer Weise Doctor nennt, wird Dir sagen, was Du in der Sache zu thun hast, die ich Dir aufgetragen habe. Zeige Dich meines Vertrauens werth, indem Du meinen Auftrag vollführst!“

Rolands Herz klopfte vor froher Hoffnung und Neugierde bei dem Gedanken, daß er zum ersten Mal einem ländlichen Kirchweihfest beizuwohnen sollte. Er eilte in seine Kammer und prüfte den Vorrath von Kleidern, die ihm auf Befehl des Grafen Murray von Edinburg zugesandt waren. Bisher hatte er auf den Willen der Königin nur Trauerkleidung oder dunkelfarbige Kleidung tragen dürfen, da ihre Lage, wie sie sagte, keine fröhliche Tracht gestattete; jetzt, da er sich zum Fest schmückte, wählte er das bunteste Kleid: ein scharlachrothes Gewand mit Schlitzen von schwarzem Atlas, die königlichen Farben Schottlands. Dann lockte er sein langes Haar, schlang die Goldkette mit der Denkmünze um den modischen Viberhut und hängte das schöne Schwert, das ihm auf geheimnißvolle Weise gekommen war, in ein gesticktes Wehrgehänge an seiner Seite. Mit diesem Anzuge und seiner hübschen Gestalt und offenen Miene erschien er wie



ein artiger Stutzer. Gern hätte er vor seiner Abfahrt nach der Königin und den beiden Kammerfräulein seine Aufwartung gemacht, aber der alte Haushofmeister trieb ihn in das Boot. Er wickelte sich nun in seinen Scharlachmantel und sprang in das Fahrzeug, das zwei Ruderer rüstig über den See führten. Als das Fahrzeug vom Ufer abstieß, schien es Roland, als ob er Katharina's Gesicht, obgleich sie sich sorgfältig zu verstecken suchte, in einer Schießcharte erblickte. Zum Zeichen, daß er sie erkannte, nahm er seinen Hut ab und schwenkte ihn zum Abschiede. Als sie sich dem Ufer näherten, hörten sie bereits die Töne des Frohsinns, des Gelächters und der Musik. Nachdem das Boot angelegt hatte, eilte Roland, den Diener der Edelfrau aufzusuchen, um zu erfragen, wie viel Zeit zur Belustigung übrig bliebe.

Auf einem freien Platze, zwischen der Stadt und dem Ufer des See's war ein Haufen fröhlicher Menschen versammelt. Unter ihnen hatte Roland bald einen so wichtigen Mann, wie den Doctor Lucas Lundin aufgefunden. Als Schloßvogt stellte er den Gutsherrn von Amtswegen vor und war zur Unterstützung seiner Gewalt von einem Pfeifer, einem Trommelschläger und vier derben Burschen begleitet, welche ihre rostigen Hellebarden mit bunten Bändern geschmückt hatten und jeden Gefellen, der sich an diesem Tage zu laut gebehdete, im Namen des Burgherrn von Hochleben und des Schloßvogts festnahmen.

Als Doctor Lundin erfuhr, daß ein zierlicher Herr in den Kleidern eines Barons in einem Kahn vom Schlosse herübergekommen sei und ihn zu sprechen wünschte, ordnete er seinen faltigen Kragen und seinen schwarzen Rock, drehte seinen Gürtel, bis der vergoldete Griff des Degens sichtbar wurde und schritt dann mit gebührender Würde dem Ufer zu. Er hatte sich der Arzneikunde beflissen und zeigte dies durch hochtrabende Redensarten, womit er seine Reden zu schmücken pflegte. Stolz auf die gelehrten Brocken, die er selber nicht verstand, und stolz als Beamter, näherte er sich dem Gestade und redete den Edelknaben mit den Worten an: „Seid willkommen an diesem frischen Morgen, schöner Herr! Ohne Zweifel hat die Edelfrau Euch hierher gesandt, um zu sehen, ob Wir nach ihren Vor-

schriften hier regieren und alle abergläubigen und thörichten Pöffen bei unsern Feierlichkeiten vermeiden.“

Roland theilte dem Mann mit, er habe den Auftrag, sich nach mehreren Packeten, die angekommen und im Gewahrsam des Schloßvogts sein sollten, zu erkundigen.

„O, ich fürchte, daß unserm Fuhrmann ein Unglück begegnet sei,“ sprach Doctor Lundin, „sonst wäre er schon gestern Abend angekommen. Ich will sogleich nach ihm schicken, denn er hat Sachen für unsere Edelfrau und auch für mich mehrere Arzneien, die man mir von Edinburg schickt.“

Darauf rief er einem aus seiner Leibwache und ertheilte ihm den Auftrag, schnell zu satteln und nebst einem Gefährten dem Fuhrmann und dem Wagen entgegen zu reiten.

„Wir werden in Kurzem Nachricht von dem Wagen haben,“ sprach er darauf zu Roland, „und wenn es Euch beliebt, so gehen wir unterdessen zu den lustigen Leuten; doch zuvor mögt Ihr in meine bescheidene Wohnung kommen und ein Morgenschlückchen nehmen. Ein Gläschen Sekt, mit Wermuth versetzt, ist der beste Trank gegen die Seuche, und jetzt sind gerade die pestilenzialischen Ansteckungsstoffe in dem Dunstkreise der Luft.“

Während sie sich durch die Straße nach Lundin's Wohnung bewegten, wurde des Doctors Aufmerksamkeit durch eine besondere Erscheinung in Anspruch genommen, die ihn in große Befürzung zu setzen schien. Es war eine hagere, alte Frau, die einen hohen Hut und einen Schleier trug; letzterer bedeckte den unteren Theil ihres Gesichts und da der Hut, der ihre ganze Gestalt noch höher machte, tief niedergeschlagen war, so konnte man von ihrem Antlitz nur die gebräunten Wangen und die schwarzen feurigen Augen, die unter struppigen Augenbrauen hervorblickten, wahrnehmen.

„Bei der Seele des großen Paracelsus,“ sprach Lucas Lundin, „das ist die Mutter Nicneven. Sie tritt mir auf meinem eigenen Gebiet und in der Ausübung meines Amtes keck vor das Gesicht; ergreift die Alte, ihr Hellebardenträger, und führet sie in das Gefängniß! Sollte es ein Paar eifrige Leute geben, die sie gebühlich züchtigen und als eine Hexe in den See tauchen wollen, so hindert sie nicht daran!“

Die Leibwächter übereilten sich aber nicht, diesen Befehl auszuführen. Einer von ihnen versicherte: er wolle des Schloßvogts Befehl gern befolgen und die Mutter Nicneven trotz ihren Zauberkünsten ergreifen, aber sie sei keine gemeine Wahrsagerin, sondern hätte Bekanntschaft mit großen Herren, die sie in Schutz nehmen würden. Einige von ihnen seien auch mit bewaffneten Reisigen beim Kirchweihfeste erschienen und es könnte leicht böse Händel geben, wenn man die katholische Hexe ergreifen wollte, um so mehr, da die zuverlässigsten Leute mit dem Burgherrn in Edinburg wären und der Schloßvogt schwerlich hinreichende Unterstützung finden würde.

Diesen Rath achtete Doctor Kundin und führte seinen Gast in das Haus, indem er ihm zurief: „Hütet Euch, daß Ihr nicht über eine Retorte fällt, denn für einen Unwissenden ist es gefährlich, auf dem Pfade der Kunst zu wandeln.“

Diese Warnung war wohl begründet. Roland hatte sich nicht nur vor allerlei ausgestopften Vögeln, Eidechsen, Schlangen in Weingeist, Bündeln von Kräutern, welche einen widrigen Geruch verbreiteten, zu hüten, sondern mußte auch einem Haufen von Holzkohlen, Schmelzriegeln, Defen, Vorlagen und anderen chemikalischen Geräthen aus dem Wege gehen.

Nachdem der Doctor lärmend unter den Flaschen und Krügen umhergesehen hatte, fand er endlich den heilsamen Trank, den er so eifrig empfohlen hatte; abermals mußte er mit Geräusch unter Kannen und zerbrochenen Töpfen wühlen, ehe er ein Trinkgeschirr finden konnte. Als der Doctor endlich Beides zur Hand hatte, leerte er zum Beispiel für seinen Gast einen Becher des herzstärkenden Trankes und schnalzte wohlgefällig mit den Lippen, als er ihn ausgeschlürft hatte. Roland trank ebenfalls, fand aber das Gebräu schrecklich bitter, daß er gern aus dem Laboratorium gelaufen wäre, um sich den Mund mit einem Schluck reinen Wassers auszuspülen. Sein geschwätziger Wirth hielt ihn aber auf, bis endlich wieder die Rede auf Mutter Nicneven kam.

„Aber, wer ist sie denn, daß Ihr so viel Lärmen um sie macht?“ fragte Roland.

„Sie gehört zu den verwünschten alten Weibern, welche sich die Un-

verschämtheit herausnehmen, die Kranken berathen, ja heilen zu wollen und dazu einen unnützen Vorrath von Kräutern, Zaubersprüchen und herzstärkenden Tränkchen gebrauchen.“

„Schon genug,“ fiel Roland ins Wort, „wenn sie herzstärkende Tränkchen brauchen, so mag es ihnen übel ergehen und Allen, die ein Gleiches thun! Ich möchte aber jetzt gern ausgehen, um die Lustbarkeit anzuschauen.“

„Die ist gerade im Gange,“ sagte Doctor Kundin, „ich werde mitkommen, denn ich muß mich draußen zeigen.“

## Neunzehntes Kapitel.

Der Schloßvogt wurde mit lautem Jubel begrüßt, als er wieder in der Versammlung auf dem Dorfplatz erschien, denn seine Rückkehr verkündigte, daß nun das Schauspiel, welches man während seiner Abwesenheit ausgesetzt hatte, seinen Anfang nehmen sollte. Dergleichen dramatische Vorstellungen reizten damals die Aufmerksamkeit der Zuschauer ganz besonders, da sie noch neu waren. Jetzt hörten alle andern Lustbarkeiten auf. Der Tanz um den Maibaum wurde beendet, die Tänzer zerstreuten sich oder hüpfen paarweise der ländlichen Schaubühne zu; die wandernden Säger wurden von ihren Zuhörern verlassen; die Gaukler spicen nicht mehr Flammen und Rauch, sondern gaben die Rolle der feurigen Drachen auf und holten Athem, wie andere Menschen.

Als Bühne diente ein grüner Rasenplatz und als Ankleidezimmer ein Hagedornbusch; auf einer Bank, die den größten Theil des Schauplatzes umkreiste, saßen die Zuschauer; nur auf der einen Seite hatte man eine Oeffnung gelassen, durch welche die Darsteller ein- und abgingen. Unter den Zuschauern saß der Schloßvogt als der angesehenste.

Der Wig, welcher in dem Stück herrschte, war gerade nicht von feiner Art und meistens gegen die abergläubigen Gebräuche der katholischen

raien gerichtet. Die Hauptrolle in dem komischen Theil der Vorstellung spielte ein Reliquienkrämer. Im Verlauf des Stücks zog dieser Mann aus seiner Tasche ein Fläschchen mit einer klaren Flüssigkeit hervor, deren Kraft er besonders rühmte; nach vielen Poffen reichte er das Wunderwasser unter den Schauspielerinnen herum. Diejenige, welche nicht niesete, sollte die tugendhafteste sein; aber zum Ergözen der Zuschauer mußten alle laut und anhaltend niesen. Schon war der Scherz abgenutzt und der Reliquienkrämer wollte auf einen neuen sinnen, als der Hanswurst sich heimlich des Wunderfläschchens bemächtigte und es einem Mädchen vorhielt, welche schwarz verschleiert in der vordersten Reihe saß und dem Schauspiel aufmerksam zuschaute. Der Inhalt der Flasche, concentrirte Essigsäure, brachte das Mädchen zu so heftigem Niesen, daß alle Zuschauer dies mit lautem Jubel aufnahmen. Bald darauf aber lachte man auf Kosten des Hanswurstes, denn das beleidigte Mädchen zog eine Hand aus ihrem Mantel und versetzte dem Poffenreißer eine so derbe Maulschelle, daß er zu Boden fiel. Als er wieder aufstand und sich bei der Versammlung über die harte Behandlung beschwerte, fand er wenig Theilnahme.

Doctor Rundin glaubte aber, diese Beleidigung seiner Würde bestrafen zu müssen und ertheilte zwei Hellebardenträgern den Befehl, die Schuldige vorzuführen. Anfänglich, als die Bewaffneten sich dem jungen Mädchen näherten, nahm sie eine trotzigte Stellung an und schien sich zu einem kräftigen Widerstand bereit zu machen. Die Männer zeigten sich nicht zu eifrig in der Vollziehung ihres Amtes, da sie den Beweis für den Muth und die Kraft der Amazone mit Augen angesehen hatten. Nach einiger Ueberlegung aber nahm das Mädchen ein anderes Benehmen an. Sie wickelte ihren Arm sittsam in ihren Mantel und begab sich, von den kriegerischen Trabanten gefolgt, freiwillig vor den Schloßvogt. Während sie den freien Platz überschritt, um zu dem Sitz des Richters zu gelangen, zeigte sie einen leichten, sichern Gang und eine außerordentliche Anmuth der Haltung.

„Unverschämtes Mädchen,“ begann der Doctor in strengem Ton, „was würdet Ihr von mir denken, wenn ich Euch nicht in den See tauchen lasse,

obgleich Ihr Euch unterstanden habt, in meiner Gegenwart Gewalt gegen Jemanden zu brauchen?"

„Nun,“ antwortete die Schuldige, die des Doctors schwache Seite zu kennen schien, „ich würde nichts meinen, als daß Ihr es nicht für rathsam haltet, mir ein kaltes Bad zu verordnen.“

„Das ist ein vernünftiges Ding,“ flüsterte der Doctor zu Roland und fuhr dann fort: „Mein hübsches Kind, Ihr laßt uns aber wenig von Eurem hübschen Gesicht sehen. Wollt Ihr nicht die Güte haben, Euren Schleier zurückzuschlagen?“

„Ihr werdet es mir nicht übel nehmen, wenn ich damit warte, bis wir allein sind,“ antwortete das Mädchen. „Ich bin hier bekannt und möchte nicht, daß man erführe, daß ich armes Mädchen von dem schändlichen Buben zu seinem Spaß gemißbraucht wurde.“

„Fürchtet nichts für Euren guten Namen, meine kleine Zuckerpuppe,“ erwiderte der Doctor, „nun, da Du Reue über Dein Vergehen ausdrückst, so will ich befehlen, daß jetzt Alles seinen Fortgang haben soll, als ob die vorgeschriebene Ordnung gar nicht unterbrochen worden wäre.“

Das Mädchen verbeugte sich und ging wieder auf ihren Platz. Das Schauspiel aber, welches nun fortgesetzt wurde, konnte Roland's Aufmerksamkeit nicht mehr fesseln. Durch die Stimme, die Gestalt, den Hals und die Locken, welche er an dem Landmädchen erblickt hatte, war er an Katharina Seyton erinnert worden. War es möglich, daß sie den wohlverwahrten Mauern des Schlosses Vochleben entkommen konnte, obgleich dasselbe von einem breiten See umflossen und mit der größten Aengstlichkeit bewacht wurde?

„Ihr habt jetzt ein Paar Stunden frei, Herr Edelknabe,“ sagte der Doctor, „die Spielleute stimmen schon und das Schauspiel ist zu Ende. Wenn Ihr Lust zu einem Tänzlein habt, so sehet dort den grünen Rasen!“

Roland nahm die Gelegenheit begierig an, seinen gelehrten Gesellschafter zu verlassen und etwas Neues über die Unbekannte zu erfahren. Er näherte sich ihr und bat um die Ehre, sie zum Tanze zu führen.

Wie erwähnt, besaß Katharina eine wunderbare Fertigkeit im Tanzen

und unterhielt damit zuweilen ihre königliche Gebieterin. Roland hatte die Kunstübungen oft angesehen, und zuweilen auch auf Befehl der Königin mit Katharina getanzt. Er kannte daher ihre Art zu tanzen und bemerkte, daß seine Tänzerin ihr in dieser Vollkommenheit, Anmuth, Gewandtheit und Genauigkeit der Ausführung gleich kam. Nachdem sie unter dem Beifallruf der Landleute geendigt hatten und ein anderes Paar den Platz einnehmen wollte, benutzte er das Vorrecht des Tänzers und suchte mit der geheimnißvollen Schönen, die er an der Hand hielt, ein Gespräch anzuknüpfen, indem er anhub: „Darf ich nicht um den Namen meiner schönen Tänzerin bitten, die mir so viel Ehre erwiesen hat?“

„Das dürfet Ihr,“ erwiderte sie, „aber eine andere Frage ist es, ob ich Euch antworten werde.“

„Und weshalb nicht?“ sprach Roland.

„Weil Niemand etwas umsonst giebt, und Ihr mir nicht sagen könnt, was für mich von Wichtigkeit wäre. Ja, ich will Euch gleich zeigen, daß ich mehr von Euch weiß, als Ihr von Euch selber. Ich halte Euch für einen wilden Falken, den ein Hund als einen unreifen Nestling in seinem Maule auf ein finsternes Schloß brachte; ich halte Euch für einen Habicht, den man nicht fliegen lassen will, sondern verkappt halten muß, weil er den Raub verläßt und das Gute noch nicht vom Bösen unterscheiden kann.“

„Nun wohl,“ erwiderte Roland, „ich errathe einen Theil jenes Gleichnisses; erlaubt mir nun wenigstens, daß ich mit Euch an irgend einen Ort gehe, wo wir unbeobachtet sind!“

„Ich gehe zur Mutter Nicneven,“ sprach das Mädchen.

„Dann folge ich Euch,“ versetzte Roland.

Sie hüllte sich nun dichter in ihren Mantel, mischte sich in das Gedränge und schritt durch die Straße, während ihr Roland von weitem folgte, aber unbemerkt zu bleiben suchte. Vor der armseligen Wohnung blieb sie noch einen Augenblick stehen, warf einen Blick auf Roland zurück, öffnete dann die Thür der Hütte und verschwand vor seinen Augen. Roland folgte ihr so schnell wie möglich; aber als er hineintrat, erblickte er nicht das

Mädchen, sondern die Frau, welche ihm Luidin als die Mutter Nicneven bezeichnete.

„Ich suche jene Katharina Seyton, mit welcher Ihr mich zuerst bekannt machtet,“ sprach Roland verlegen, „seltsamer Weise habe ich sie an diesem Orte wiedergesehen.“

„Und was hattest Du mit Katharina Seyton zu thun?“ fragte die Alte in strengem Ton. „Ist es jetzt an der Zeit, den Mädchen nachzugehen, um einen fröhlichen Tanz um den Maibaum zu halten, wenn die Trompete jeden braven Schottländer zu der Fahne seines Fürsten ruft?“

„Nein, beim Himmel nicht! aber es ist auch nicht Zeit, in den Mauern eines Inselfschlosses eingesperrt zu sein.“

„Jener Trompetenton wird erschallen und so furchtbar, wie er nie in Schottland gehört worden ist: wie der Posaunenschall des jüngsten Gerichts, wo Berg und Thal vergehen. Sei indessen tapfer und beständig! Diene Gott und ehre Deine Fürstin!“

Als die Alte sich wieder an den Herd setzte, trat ein Mann herein, in der gewöhnlichen Kleidung eines Reisigen, mit dem Schwert umgürtet und einen Schild am Arm.

„Ich suche Euch, Mutter,“ sprach er, „und denjenigen, der bei Euch ist. Habt Ihr nicht ein Sendschreiben von Georg Douglas?“ fragte er darauf Roland. „Das Sendschreiben, welches ich fordere, ist an seinen Vater gerichtet, genügt dieses Zeichen?“

„Ja,“ antwortete Roland, indem er dem Manne das Schreiben reichte.

„Alles ist in Ordnung,“ sprach er, „und die Zeit festgesetzt,“ nachdem er das Schreiben gelesen hatte.

„Folge dem Fremden,“ gebot die Alte; „er hat Neuigkeiten für Dich, die Du nicht erwarten wirst.“

Der Fremde blieb wartend an der Thürschwelle stehen, und schritt dann dem Jüngling mit schnellen Schritten voraus. Er öffnete eine Thür in einer hohen Mauer und gab dem Jüngling einen Wink, ihm zu folgen. Dann verschloß der Fremde die Thür sorgfältig von innen und sie befanden sich in einem kleinen Obstgarten. Der Fremde schritt durch einige



Gänge nach einer Laube, wo er sich auf eine Rasenbank setzte und Roland ein Zeichen gab, sich auf eine gegenüber liegende Bank niederzulassen.

„Ich bin Euch also fremd?“ fragte der Unbekannte, „blickt mich nur genau an, ob meine Züge Euch an einen einst gekannten Mann erinnern? Ja, mein Sohn,“ fuhr er fort, als er des Jünglings Verlegenheit bemerkte, „Ihr sehet den unglücklichen Ambrosius vor Euch, den Abt des Marienklosters, in der Tracht eines armen Reisigen. Der Hirt ist niedergeworfen. Ihr werdet mir Glauben schenken, wenn ich Euch mein Wort gebe, daß jenes Sendschreiben, das Ihr von Lord Douglas empfanget, für mich bestimmt war. Georg Douglas ist ein treuer Freund seiner Königin.“

In diesem Augenblick kam ein Mann in der Tracht eines wohlhabenden Bauern und grüßte den Abt, dann setzte er in hastiger Weise hinzu: „Der junge Mann wird vom Schloßaufseher gesucht und es wäre gut, wenn er sich sogleich zeigte.“

„Wir wollen ihn schnell fortschicken,“ erwiderte der Abt. „Roland, folget dem guten Vater und gedenket meiner Worte! Es nahet ein Tag der Prüfung für jeden echten Schotten. Möge sich Euer Herz so treu erweisen, wie der Stahl Eurer Klinge.“

Der Jüngling verneigte sich schweigend. Trotz seinem hohen Alter ging der Gärtner mit raschen Schritten voraus. Als Roland aus dem Garten getreten war, wurde er sogleich von Lucas Lundin begrüßt.

„Mein trefflicher junger Freund,“ sprach der Doctor, „ich schickte so eben nach Euch, um Euch zu sagen, daß ein Boot auf Euren Befehl wartet.“

Roland ging, von dem höflichen Schloßaufseher begleitet, nach dem Boote. Die Ueberfahrt wurde schnell vollendet und auf dem Landungsplatz empfing der alte Haushofmeister den Edelknaben mit einem finstern Blick.

Wir kehren nach dem Schloß Rochleven zurück, wo die Herrin den Haushofmeister so eben verabschiedet hatte und, eifrig mit Schreiben beschäf-

tigt, in ihrem Gemache saß. Nachdem sie ihre Arbeit vollendet hatte, wendete sie sich plaudernd an ihre Gefährtin.

„Sage mir, Katharina, mein Liebchen,“ fragte sie, „ist Dein Bruder Heinrich Dir noch immer so ähnlich, wie früher?“

„Ja, gnädigste Frau, ich glaube, es giebt sogar noch jetzt sehr einfältige Leute, die uns kaum von einander unterscheiden können.“

Bei diesen Worten warf Katharina einen verstohlenen Blick auf Roland, der durch dieses Gespräch eine willkommene Aufklärung erhielt.

„Darf ich fragen, gnädigste Frau,“ hob Roland an, „ob Ihr, wenn Ihr erst aus diesem Schlosse wäret, Mittel zu finden wüßtet, um an das jenseitige Ufer zu gelangen?“

„Verlaßt Euch darauf, Roland,“ erwiderte die Königin, „wenn wir nur diesen schweren Schlüsselbund bekommen könnten, mit welchem die Schloßherrin vorhin hinausgegangen ist.“

„Aufrichtig gesprochen, gnädige Frau, denke ich hierbei nützlich sein zu können. Mein Beschützer, der Ritter von Avenel, ließ die jungen Leute, welche in seinem Hause erzogen wurden, den Gebrauch des Beils und des Hammers lernen, so daß sie Holz und Eisen zu bearbeiten verstehen. Ich könnte sicherlich eine Anzahl Schlüssel machen, welche dem verwünschten Bund sehr ähnlich sein sollten; es käme dann nur darauf an, sie zu vertauschen. Die Werkstätte des Waffenschmieds, wo ich schon oft gearbeitet habe, liegt unten im Thurmgewölbe. Man hat ihn fortgeschickt, die Dienstleute sind daran gewöhnt, mich arbeiten zu sehen und ich könnte schon einen Vorwand finden, den Blasebalg und den Amboss wieder in Bewegung zu setzen.“

„Der Plan scheint gut zu sein,“ erwiderte die Königin. „Also schnell ans Werk, lieber Roland, und hütet Euch, daß man Euch entdeckt! Gute Nacht also für heute. Gott segne Euch, Kinder! Wenn Maria wieder jemals ihr Haupt erhebt, so sollt Ihr Alle mit mir erhoben werden!“ —

Roland's Unternehmen schien zu gelingen. Er schmiedete heimlich eine Anzahl Schlüssel, die denjenigen ähnlich waren, welche die Edelfrau jeden

Abend brachte. Eine Stunde vor dem Abendläuten wußte er sie in das Zimmer der Königin zu schaffen.

„Seid Ihr auch, gnädigste Frau, der Treue Eurer Anhänger versichert?“ fragte Roland die Königin.

„Ich stehe mit meinem Leben dafür ein und will Euch sogleich einen Beweis geben, mein treuer Roland, daß sie so sinnreich und zuverlässig sind, wie Ihr selber. Tretet an das Fenster! sehet Ihr nicht unter den Lichtern, die von Kinroß herschimmern, ein einzelnes, das dem Ufer näher ist und wie ein Johannswürmchen glänzt? Dieses Licht ist Maria Stuart theurer, als jeder Stern am blauen Himmelsgewölbe.“

„Irre ich nicht,“ erwiderte Roland, „so scheint das Licht aus dem Hause des Gärtners Blinkhoolie.“

„Ihr habt ein gutes Auge,“ sprach die Königin, „ja, dort versammeln sich meine Getreuen.“

Sie ging darauf in den Saal und der Abend verfloß wie gewöhnlich. Am folgenden Tage, als die Edelfrau beim Mittagessen ihr Geschäft an der Tafel verrichtet hatte, welches sie bei der Abwesenheit ihres Sohnes verwaltete, wurde ihr ein Kriegsmann gemeldet, den ihr Sohn mit einer mündlichen Botschaft gesendet habe. Bald darauf trat der angekündigte Mann herein und Roland erkannte ihn sogleich, den Abt Ambrosius.

„Wie heißt Ihr, lieber Mann?“ fragte die Edelfrau.

„Eduard Glendinning,“ erwiderte der Abt, nachdem er sich verbeugt hatte. „Das Wahrzeichen vom Ritter Douglas besteht in den Worten des alten Liedes: Douglas, Douglas mild und treu.“

„Wir nehmen Euch unter unsere Kriegersleute auf, Glendinning,“ entgegnete die Edelfrau, „aber laß ihn nur die äußern Wachen besetzen, Roland, bis wir mehr über ihn von unserm Sohn erfahren. Unsere Besatzung ist jetzt um einen zuverlässigen Krieger stärker; folget mir in die Speisekammer, wo man Euch gut bewirthen soll!“

Als die Edelfrau hinausgegangen war, sagte die Königin zu Roland: „In den Zügen dieses Fremden lese ich etwas Tröstliches; ich bin überzeugt, daß er ein Freund ist.“

„Euer Scharfblick trügt Euch nicht, gnädigste Frau,“ erwiderte Roland, „es ist der Abt des Marienklosters selber, der die Rolle eines Kriegers spielt.“

„Mir ahnt,“ fügte Katharina hinzu, „daß wir heute Abend zwei Lichter aus jenem Garten schimmern sehen werden; dann spielt Eure Rolle tapfer, Roland!“

Katharina's Ahnung wurde erfüllt: am Abend erglänzten zwei Lichter am Gestade, und Roland erfuhr, daß der neuangekommene Krieger den Wachtdienst vor dem Schlosse versah.

Das Läuten der Abendglocke rief die Gefangenen wieder zusammen. Die Edelfrau, welcher man wie gewöhnlich die Schlüssel übergeben hatte, stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt. Nachdem sie ihrer Gewohnheit gemäß die aufgetragenen Gerichte gekostet hatte, legte sie die Schlüssel vor sich auf den Tisch, bewachte sie aber aufmerksam. Als sie eben mit dem Vorkosten fertig war und nach den Schlüsseln greifen wollte, blickte Roland nach dem Fenster und rief: er sähe Lichter drüben auf dem Kirchhof. Die Edelfrau vergaß einen Augenblick ihr Amt und diese Gelegenheit benutzte Roland, die falschen Schlüssel unter seinem Mantel hervorzuholen und sie mit den echten zu vertauschen.

„Dieser Schimmer kommt nicht vom Kirchhof, sondern aus der Hütte des alten Gärtners,“ sprach die Edelfrau, „die Sache soll morgen untersucht werden. Jetzt wünsche ich Euch und Eurer Gesellschaft gute Nacht. Folget mir, Roland!“

In der stillen Mitternachtsstunde steckte Roland den Schlüssel in das Schloß der Gartenpforte und öffnete dasselbe fast ohne Geräusch. Dann fragte er den Abt, ob das Boot bereit wäre.

„Es liegt seit einer halben Stunde unter der Mauer; hole die Königin und ich will Heinrich Seyton rufen, daß er sie in das Boot führe.“

Von Roland geleitet, stieg die Gefangene mit leisem Schritt die Wendeltreppe hinab und wurde vor dem Pfortchen von Heinrich Seyton und dem Abt empfangen. Heinrich Seyton führte die Königin in das Boot; Katharina setzte sich neben die Königin, ohne die Hilfe des Abtes

anzunehmen. Eben wollte Roland die Kammerfrau in das Boot heben, als ihm plötzlich ein Gedanke in den Sinn kam und er schnell durch den Garten zurückeilte. Schon wollten die Ruderer das Schiff wenden, als er zurückkehrte und das Boot in einem kräftigen Sprunge erreichte.

„Nun schnell!“ rief Seyton, „rudert für Gott und die Königin!“

Der Wächter wurde aber durch den Ruderschlag geweckt, zog die Schloßglocke und feuerte seinen Doppelhaken auf das Boot.

„Frisch gerudert!“ rief Seyton, „strenget alle Kräfte an! man wird uns sogleich mit dem Boote verfolgen.“

„Dafür sorgte ich, als ich zurückkehrte,“ sprach Roland, „ich habe die Gartenthür und die Pforte geschlossen und heute Nacht kann kein Boot von der Insel abstoßen.“

„Aber wo ist denn Douglas?“ fragte die Königin.

„Hier, gnädige Frau,“ antwortete der Schiffer, der das Steuer lenkte, in schwermüthigem Tone.

„So waret Ihr es, der mich mit seiner Brust deckte, als die Kugeln um uns regneten.“

„Glaubt Ihr,“ entgegnete Douglas mit leiser Stimme, „daß ich einem Anderen es überlassen würde, das Leben seiner Königin zu schützen?“

Das Boot erreichte einen Landungsplatz, der sich längs eines großen Gartens hinzog. Sie landeten und die Königin verweilte in des Gärtners Hütte, während man die Pferde zurecht machte. Der alte Mann näherte sich der Königin und wünschte ihr Glück zu ihrer Befreiung.

„Ich wollte, Ihr wäret im Sattel!“ rief Seyton, „zu Pferde! zu Pferde!“

Die Diener, welche die Pferde bereit hatten, verstärkten jetzt das Gefolge. Die Königin stieg nebst ihren Kammerfrauen zu Pferde und sie entfernten sich von dem Flecken, der durch die Schüsse bereits in Unruhe versetzt war.

Ehe der Tag anbrach, war die gefahrvolle Reise beendet und das Schloß West-Middrie erreicht, welches dem Lord Seyton gehörte. Seyton empfing die Königin mit einer tiefen Verbeugung und sie begab sich mit

ihren Kammerfrauen in ihr Zimmer, wo sie sich nicht länger des Schlafes entziehen konnte. Sie erwachte erst am späten Morgen, riß das Fenster auf und erwiderte mit entblößtem Haupte, die schönen Arme kaum von dem Mantel verhüllt, durch Geberden und Zeichen den Jubelruf der Krieger, die vor dem Schlosse versammelt waren.

Bald darauf erschien die Königin in Staatskleidern vor ihren versammelten Edelen und dankte jedem Einzelnen mit der innigsten Herzlichkeit. Sie ehrte nicht allein die anwesenden Vornehmen, sondern zeichnete auch viele der geringeren Edelleute durch die einnehmendste Höflichkeit aus. Bald aber vermifste sie unter den versammelten Anführern Douglas und Roland und fragte Katharina, wo Beide wären.

„Das muß nicht sein,“ fuhr sie fort, als ihr Katharina sagte, sie seien in der Betkapelle, „ich will sie suchen und sie selber einführen.“

Sie ging in die Betkapelle, wo Georg Douglas mit untergeschlagenen Armen in einem Fensterbogen stand.

„Schämet Euch, Douglas,“ sprach sie, „weg mit dem unmännlichen Trübsinn! Ich stelle Euch den Besten unter jenen Edelleuten gleich; gehet zu ihnen, ich befehle es Euch!“

„Nun, Roland!“ fuhr sie zu dem mürrischen Edelknaben fort, „Ihr seid ja heute Morgen nachlässig in Eurem Dienst.“

„Nein, gnädige Frau, aber man sagte mir, Euer Edelknabe von Lochleven sei nicht mehr Edelknabe im Schlosse Niddrie und müsse seinen Dienst dem Junker Heinrich Seyton abtreten.“

„Man rufe Heinrich Seyton hierher!“

Und als der Jüngling hereintrat, fuhr die Königin fort: „Kommet her, Heinrich Seyton! ich verlange, daß ihr diesem jungen Manne, der so viel zu meiner Befreiung beitrug, die Hand reichet.“

„Gern, gnädige Frau,“ erwiderte Seyton; „aber der junge Mann muß mir dagegen versprechen, die Hand einer anderen Person meines Namens nicht zu berühren. Er muß jeden Gedanken an die Liebe meiner Schwester aufgeben. Ihm darf die Tochter des Lords Seyton nicht mehr sein, als sie jedem Bauernsohn in Schottland ist.“

In der Kapelle befand sich ein Heiligenbild in einer Blende, die von einem hohen Schirm umschlossen war. Aus diesem Winkel trat plötzlich Magdalena Gräme hervor und wendete sich zu Heinrich Seyton mit den Worten: „Wisse, stolzer Knabe, dieser Jüngling ist das Kind meiner Tochter und ich behaupte, daß er vom Grafen Strathern abstammt; er stammt von väterlicher Seite aus dem Geschlechte Avenel und dieses Blut ist so edel wie das Deinige.“

„Mein Edelknabe stammt aus dem Hause Avenel?“ fragte die Königin.

„Ja, gnädigste Königin, er ist der letzte männliche Erbe dieses alten Geschlechts; Julian von Avenel, der in der Schlacht fiel, war sein Vater.“

„Die traurige Geschichte ist mir bekannt,“ erwiderte die Königin.

„So war es also Deine Tochter, die dem unglücklichen Ritter in's Feld folgte und bei seiner Leiche starb, und Du, Roland, bist das unter Leichen zurückgelassene unglückliche Kind?“

„Ich weihte ihn zu dem großen Werk,“ sprach Magdalena, „laßt den Lohn dafür, gnädigste Königin, auf den Jüngling fallen!“ Darauf ergriff sie die Hand ihres Enkels, führte ihn zu der Königin, ließ sich auf ein Knie nieder und ließ ihn ebenfalls knien. „Mächtige Fürstin,“ begann sie, „gebet diesem Kinde Schutz, das ich nicht mehr mein nennen darf.“

„Ich schwöre es Euch, Mutter,“ sprach die Königin mit bewegter Stimme. „Um Euret- und um feinetwillen werde ich für sein Wohl sorgen.“

Magdalena erhob sich, warf noch einen letzten Blick auf ihren Enkel und entfernte sich; Roland wollte ihr folgen, aber die Königin und Lord Seyton hielten ihn zurück.

## Zwanzigstes Kapitel.

In der Woche, welche der Befreiung der unglücklichen Königin folgte, sammelten ihre Anhänger ein Heer, das bis auf sechstausend Männer anwuchs und sich bei Hamilton sammelte. Zu derselben Zeit zogen der Regent und seine Anhänger im Namen des unmündigen Königs ein Heer bei Glasgow zusammen, das zwar geringer, als das der Königin, aber furchtbar war durch die des Krieges kundigen Führer, die in dem Feldlager aufgewachsen waren.

Das Heer zog in allem Prunk von der Haide von Hamilton aus, und der kriegerische Zug erhielt noch höhere Würde durch die Gegenwart der Königin. Als man der Stadt Glasgow gegenüber war, erhielt man die Nachricht, daß Murray seine ganze Macht in das Feld berufen habe, und den Zug des königlichen Heeres durch eine Schlacht zu unterbrechen beabsichtige.

„Zur Schlacht! zur Schlacht!“ riefen die versammelten Herren. „Wir wollen die Empörer aus ihrer Stellung treiben.“

„Das ist eine unglückliche Eile,“ sagte der Abt, als der Haufen, den Anführern folgend, die Höhe zu gewinnen suchte, ehe noch die Leute geordnet waren. „Wollt Ihr denn die Königin unbeschützt lassen?“ fragte er Roland und Seyton, die den Anderen folgen wollten.

„Wir können die gnädige Frau nicht verlassen!“ sprach Roland zu Seyton, indem er sein Pferd wendete.

In diesem Augenblick erschien ein berittener Kriegsmann in schwarzer Rüstung mit heruntergeschlagenem Visir und ohne Helmbusch und Waffen. Kaum hatte er der Königin Etwas in's Ohr geflüstert, als sie ihm ein Zeichen des Beifalls gab und er laut rief: „Folget mir, ihr Herren, es ist der Wille der Königin!“

Dann ordnete er das kleine Gefolge der Königin, stellte sich an die Spitze und ritt nach links, dem Schlosse zu, das sich auf einer Anhöhe erhob.



„Ich sehe dort Reiterei, die von Osten herkommt,“ sprach Roland; „sehet nur! Jeder der Reiter hat einen Schützen hinter sich.“

„Bei Gott, er hat Recht!“ rief der schwarze Ritter, „einer von Euch Beiden muß die Meldung zu Lord Seyton bringen.“

„Wenn Einer mich verlassen soll,“ sprach die Königin, „so sei es Seyton.“

Heinrich Seyton verbeugte sich tief, setzte sich in den Sattel, schwang seine Lanze und flog mit stolzer Miene dem Banner seines Vaters zu, welches gegen die Anhöhe vorrückte.

„Reitet voran! Fräulein Seyton!“ sprach der Abt, indem sie in raschem Trabe den Mauern des Schlosses zueilten, „die Königin wird immer schwächer.“

Katharina und Maria Fleming hoben die Königin vom Sattel und wollten sie nach dem Schlosse führen; aber sie sprach mit matter Stimme: „Nicht dahin; ich gehe nicht wieder in diese Mauern.“

„Dies ist das Schloß Crookstone,“ sprach Maria Fleming zu dem Abte, „dasselbe Schloß, wo die Königin nach ihrer Vermählung mit Darnley ihren Hof hielt.“

„Dort, nach jenem Baume hin!“ hob die Königin wieder an, auf einen Baum deutend, der auf einem kleinen Hügel stand, „man hat dort eine weite Aussicht.“

„Wäre es nicht gut, wenn ich dem Heere näher ritte, um den Erfolg des Kampfes zu beobachten?“ fragte Roland und ritt, ohne die Antwort zu erwarten, fort. Als er sich dem Kampfplatze näherte, focht bereits Mann gegen Mann mit Murray's Vortrab. Beide Theile schienen erschöpft zu sein; aber ihre Hartnäckigkeit war ungebeugt. Plötzlich sah Roland einen Haufen Fußvolk, von einigen Reitern geführt, sich gegen die Thalwand biegen und erkannte auf den ersten Blick in dem Anführer den Ritter von Avenel. Er sah ein, daß diese Bewegung wirksam sein mußte, und in der That war auch der Angriff dieser ungeschwächten Krieger von einem entscheidenden Erfolge. Roland überzeugte sich bald, daß nach dieser Niederlage nichts für ihn übrig bleibe, als für die Sicherheit der Königin

zu forgen. Da gewahrte er dicht unter der Höhe Heinrich Seyton, der, von den Seinigen getrennt, sich wüthend gegen einige Feinde wehrte. Roland sprengte vom Hügel herab, warf mit kräftigen Hieben zwei Gegner nieder und schreckte die anderen zurück. Seyton hielt sich mit seinen letzten Kräften an der Mähne des Pferdes und es gelang Roland, ihn hinter das Gehölz zu bringen, wo er der unglücklichen Entscheidung zugesehen hatte. Kaum waren sie aber dort angelangt, als Seyton, trotz allen Bemühungen seines Reiters, auf den Rasen niedersank.

„Stehet nicht länger hier, um einen Sterbenden zu sehen, sondern eilet, die Königin zu retten!“ sprach er mit der letzten Anstrengung, dann entfloh seine Seele.

Jene Worte waren auch von anderen Ohren gehört worden.

„Die Königin? wo ist die Königin?“ rief Halbert Glendinning, der mit einigen Reitern erschien.

Roland gab keine Antwort, sondern wendete sein Pferd und sprengte nach dem Schlosse Crookstone, während der schwer bewaffnete Halbert ihm mit eingelegter Lanze folgte.

Roland hatte seinem Verfolger einen Vorsprung abgewonnen, als er an dem Baum anlangte, wo er die Königin verlassen hatte. Sie war jetzt im Begriff, mit ihrer Begleiterin zu Pferde zu steigen.

„Feinde! Feinde!“ rief Roland, „eilet, tapfere Männer, die Frauen zu schützen!“

Mit diesen Worten wendete er sein Pferd, wich dem Stoße Halberts aus, aber streckte einen Krieger aus seinem Gefolge mit einem heftigen Lanzenstoß nieder; dann griff er den zweiten mit dem Schwerte an, während der schwarze Ritter so heftig mit Glendinning zusammen traf, daß Beide aus dem Sattel flogen und nicht wieder aufstehen konnten; der schwarze Ritter war von Glendinning's Lanze durchbohrt und der Ritter von Avenel lag hart gequetscht unter seinem Pferde.

„Ergebet Euch, Ritter von Avenel!“ sprach Roland, der herbeigeeilt war.

„Ich habe keine andere Wahl, denn ich kann nicht mehr fechten,“ er-

widerte Glendinning; „aber ich schäme mich, daß ich dies einem Feigling gestehen muß.“

„Nennst mich nicht einen Feigling!“ erwiderte Roland, der dem Gefangenen aufhalf; „wenn ich mich nicht Eurer und Eurer Gemalin Güte erinnert hätte, so würde ich Euch tapfer entgegen getreten sein.“

„Zu Pferde! zu Pferde!“ rief Katharina Seyton.

„Siehe auf diese Züge!“ sprach Maria, indem sie auf den sterbenden Ritter deutete, dem man den Helm abgenommen hatte, „siehe hin und sage mir, ob ich noch einen Schritt fliehen soll, um ein elendes Leben zu retten, da ich Allen Verderben bringe, die mich lieben!“ Bei diesen Worten fielen ihre Thränen auf das Gesicht des sterbenden Douglas.

„Wir müssen sogleich fliehen,“ sprach der Abt, „wohin, können wir unterwegs überlegen!“

Sie brachen auf; Roland verweilte noch einen Augenblick, und als er sein Pferd wendete, sah ihn Adam Woodcock's ehrliches Auge überrascht an. Er gab dem Alten ein Zeichen seiner wohlwollenden Freundschaft und sprengte dann davon, um die Königin einzuholen, die mit ihrem Gefolge bereits das Thal erreicht hatte.

Die unglückliche Königin setzte in größter Betrübniß ihre schnelle Flucht fort. Ein kleiner Haufen treuer Anhänger unter Lord Harries stieß noch zu ihr, und man machte endlich, dreißig englische Meilen vom Schlachtfelde, vor der Abtei Dundrennan Halt.

Der Prior des Klosters empfing die Königin mit weinenden Augen und führte sie in das Zimmer. Ihre Getreuen hielten eine eilige Berathung und man nahm den unseligen Entschluß an, in England Zuflucht zu suchen. Die Königin gab am nächsten Morgen ihre Zustimmung und man schickte einen Boten an den englischen Grenzhüter, sicheres Geleit für die Königin von Schottland zu erbitten.

Als der Abt am nächsten Tage mit Roland im Schloßgarten auf- und niederging, mißbilligte er den gefaßten Entschluß.

„Ja, es folgt uns das Verderben überall,“ sprach ein alter Mann mit einem Spaten in der Hand herantretend. „Blicket mich nicht so ver-

wundert an! Ich bin es; den man in Kennaquhair den Abt Bonifacius, in Lochleven den Gärtner Blinkhoolie nannte; von Ort zu Ort wurde ich herumgejagt, bis ich hierher kam, wo ich Novize gewesen bin; nun kommt Ihr, um mich auch hier aufzujagen.“

„Wir werden Euch bald von unserer Gesellschaft befreien, guter Vater,“ sprach der Abt.

Sie kamen bald an das Ufer, wo sich die Königin mit ihrem Gefolge befand. An ihrer Seite stand der Landrichter der Grafschaft Cumberland.

„Willkommen, Herr Abt! willkommen, Roland Avenel! Wir haben gute Nachrichten. Der Beamte unserer lieben Schwester bietet uns eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Empörer. Aber es thut mir leid, daß wir auf kurze Zeit von Euch scheiden müssen. Dieser getreue Diener unserer königlichen Schwester hält es für nothwendig, mich nur mit einigem weiblichen Gefolge zuzulassen. Lebe wohl, mein Edelknabe, jetzt mein Ritter! ich will Katharina's Thränen trocken oder mit ihr weinen, bis wir Beide nicht mehr weinen können.“

„Darf ich Eure Majestät erinnern, daß die Flut schnell abnimmt?“ sprach der englische Beamte in höflichem Tone und faßte die Hand der Königin.

Schon hatte sie ihren Fuß auf die Planke gesetzt, um in das Boot zu treten, als der Abt voller Bestürzung in das Wasser sprang und ihren Mantel ergriff: „Verblendete, dem Verderben geweihte Fürstin!“ rief er aus, „Euer Verhängniß ist erfüllt, wenn ihr dieses Gestade verläßt!“

„Ihr hört's,“ sprach die Königin sanft, indem sie ihren Mantel aus des Abts Händen losmachte. „Ihr hört, daß wir dieses Ufer aus freier Wahl verlassen und jetzt ist es zu einem andern Entschluß zu spät. Geleite Euch Gott, ehrwürdiger Herr!“

Die Segel wurden aufgezogen und rasch durchschnitt das Schiff die Flut, welche Schottland von der englischen Grafschaft Cumberland trennt.

Einige Tage nach der Abreise der Königin brachte Adam Woodcock ein Sendschreiben von Halbert Glendinning an den Abt mit der dringenden Einladung, eine Zeit lang im Schlosse Avenel zu wohnen. Der Bote theilte zugleich dem Jünglinge eine Schrift mit. Der verstorbene Mönch, Bruder Philipp, den unsere Leser aus dem Abenteuer mit der weißen Frau kennen, hatte in dieser Schrift bescheinigt, daß Julian von Avenel und Katharina Gräme durch das Sakrament der Ehe verbunden waren.

„Ihr werdet nun der Erbe von Avenel, Junker Roland,“ fügte Adam Woodcock hinzu, „wenn unser Ritter und seine Gemalin das Zeitliche gesegnet haben werden.“

Der Abt und Roland reisten nach Avenel; Halbert empfing seinen Bruder liebevoll und seine Gemalin weinte vor Freude, als sie erfuhr, daß der Waisenknaube, den sie beschützt hatte, der einzige übrige Zweig ihres Stammes sei.

Nach einiger Zeit erfuhr Roland, daß seine Großmutter in strenger Bußübung zu Cöln gestorben sei.

Katharina wurde nach zweijährigem Aufenthalt bei ihrer Gebieterin, als diese in strengere Haft kam, entlassen, und kehrte in das väterliche Haus zurück. Roland, der anerkannte Erbe des Hauses Avenel, erschien Katharina's Verwandten als ein willkommenner Bewerber und wurde ohne Schwierigkeit mit ihr verbunden.

Lange Zeit darauf fand der Abt eine Zuflucht in einem Schottenkloster in Frankreich, wo er ein andächtiges Leben führte. Auf dem Todtenbette bat er seine Brüder, seinen Leichnam in die Gruft des Hauses Avenel im Marienkloster zu bringen, damit der letzte Abt unter den Trümmern des frommen Stifts ruhe. —



# Empfehlenswerthe Jugendschriften

aus dem Verlage von

**Julius Springer in Berlin,**

3 Ronbijoaplah.

---

## Cooper's Lederstrumpf-Erzählungen.

Für die deutsche Jugend bearbeitet

von  
**Adam Stein.**

Mit sechs Zeichnungen von G. Bartsch.

**Zweite Auflage.**

In elegantem Einbände. Preis 1 Thlr.

Inhalt. Der Wildtödter auf dem Kriegspfade. — Die Kundjhafter am Binnensee. —  
Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler von Newyork. — Die Steppe.

## Svanhoe.

Nach dem Roman des Walter Scott für die reifere Jugend bearbeitet

von  
**Adam Stein.**

Mit fünf Zeichnungen von G. Bartsch.

In elegantem Einbände. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

## Quentin Durward.

Nach Walter Scott

für die reifere Jugend bearbeitet

von  
**Adam Stein.**

Mit sechs Zeichnungen von G. Bartsch.

In elegantem Einbände. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

# Das Steppenroß.

Nach dem Englischen des Captain Maine Reid  
für die reifere Jugend bearbeitet  
von

**Eduard Wagner.**

Mit sechs Zeichnungen von G. Bartsch.

In elegantem Einbände. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

# Waldläufer, Freibeuter u. Goldgräber.

Ein Gemälde aus dem Völkerleben in Mexiko.

Frei nach Gustav Aimard

für die reifere Jugend bearbeitet

von

**Eduard Wagner.**

Mit sechs Zeichnungen von G. Bartsch.

In elegantem Einbände. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Inhalt. I. In der Wildniß. II. Die An siedelung von Guegalli. III. Die Krie ger-Versammlung. IV. Die Wildniß in Flammen. V. Der Angriff. VI. Der Aufbruch nach der großen Wüste. VII. Die Verfolgung in der Wüste. VIII. Mexikanische Gasthäuser und Straßen räuber. IX. In Californien. X. Verkauf einer Heerde. XI. Die Flibustier. XII. Nach La Plancha de Plata. XIII. Re bellen und Räuber. XIV. Guegalli. XV. Das Fest der Schutzheiligen von La Mag-

dalena. XVI. Die Schlucht del Coyote. XVII. Die Eroberung von Hermosillo. XVIII. Der Verrath. XIX. Ein trau riges Ende. XX. Ein von den Todten Auferstandener. XXI. Das Fort der Chichimeken. XXII. Das Behmgericht. XXIII. Mexiko. XXIV. Furchtbare Ent hüllung. XXV. Das Kloster der Bern hardinerinnen. XXVI. Die beiden Feinde. XXVII. Die Flucht aus dem Kloster. XXVIII. Die Revolution. XXIX. Eine Büffel jagd.

# Weihnachts-Abende in Brasilien.

Deutsch-Brasilianisches Leben und Treiben.

Für die reifere deutsche Jugend

von

**Julia Engell-Günther.**

Mit 4 Zeichnungen von Haun. 23 Bogen. In mit Zeichnungen ver sehenem Einbände. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

# Räthselschak.

Für die Jugend zur Uebung im Denken und zur belehrenden Unterhaltung

gesammelt von

**Dr. Brüllow und W. Schäffer.**

Sauber gebunden Preis 15 Sgr.

Inhalt.

**Erste Abtheilung.** A. Räthsel im engeren Sinne. B. Logogriphie. C. Anagramme. D. Palindrome. E. Homonymie.

**Zweite Abtheilung.** Charaden.

# Natur- und Sittenbilder.

Reiseschilderungen aus allen Erdtheilen.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reisere Jugend  
gesammelt und herausgegeben von

**H. Kletke.**

Mit 6 Zeichnungen in Farbendruck von Haun. 21 Bogen. In mit  
Zeichnungen versehenem Einbände. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

**Amerika.** 1. Ein Schiffbruch. Untergang der „Lady Elgin“. — 2. Abenteuer am Nebraska. — 3. Ein Indianer-Übergang zwischen Catamarca und Cobija im Jahre 1858. — 4. Das Pfingstfest in Cameta.

**Afrika.** 1. Dorfleben in Südafrika. — 2. Mosheh, der König der Bassutos. — 3. Gérard, der Löwenjäger. — 4. Eine Löwenjagd. — 5. Bombonnel, der Pantherjäger.

**Asien.** 1. Die Insel Ceylon. — 2. Thierleben auf Ceylon. — 3. Singapore. 4. Ein Todtenfest der Chinesen auf Singapore. — 5. Der Radschah von Zahore. — 6. Indische Schlangen. — 7. Eine chinesische Sing-song-Gesellschaft zu Hongkong. — 8. Japan und die Japanesen. — 9. Jeddo. — 10. Eine Promenade in Schanghai. — 11. Land und Leute um

Tientsin. — 12. Lehrer und Schüler in China. — 13. Der chinesische Student. — 14. Die öffentlichen Prüfungen in China. — 15. Ein Ausflug nach dem Gipfel des Gunung Pangerango und dem thätigen Krater des Gunung Gedeh auf Java. — 16. Der Ueberlandweg von Rußland nach China. — 17. Ein Besuch in Maimatschin. — 18. Der kamtschadatische Hund. — 19. Ein Besuch in den Goldbergwerken von Newiank.

**Europa.** 1. Ein Winter in Lappland. — 2. Von Hammerfest nach Spitzbergen. — 3. Die sjetländische Seilbrücke. — 4. Eine Nacht auf dem Gipfel des Montblanc.

**Australien.** 1. Leben der Eingebornen in Neuholland. — 2. Ein Ausbruch des Mauna Loa im Jahre 1859.



# Länder und Völker.

Reisebilder und Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben  
zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend  
gesammelt und herausgegeben von

**H. Kletke.**

Mit 7 Zeichnungen in Farbendruck von Haun. 21 Bogen in elegantem  
Einbände. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

## Inhalt.

**Amerika.** I. Wanderung durch einen Urwald in Brasilien. — II. Ein Pampa-Brand in Chile. — III. Die Trapper am Mississippi. — IV. Die Büffeljagd der Prairie-Indianer. — V. Das Leben auf der hohen Prairie zwischen dem Missouri und dem Felsengebirge. — VI. Bilder aus Grönland: 1. Die Eingeborenen von Nordgrönland. 2. Die Wohnhäuser der dänischen Kolonisten. 3. Der Winter in Grönland. 4. Der Seehundsfang. — VII. Eine Lustschiffahrt.

**Afrika.** I. Ein Tag bei dem Kaffernhäuptling Sandilli. — II. Aussehen und Lebensweise der Kaffern. — III. Leben und Sitten der Congo-Neger in Shemba Shemba. — IV. Die Stadt Benguela und ihre Umgebung. — V. Ein Gottesurtheil im Innern von Südafrika. —

VI. Auf der Eisenbahn von Alexandrien nach Cairo. — VII. Eine Wanderung durch Cairo. — VIII. Der versteinerte Wald. — IX. Die heulenden Dermische.

**Asien.** I. Ein Teifun im chinesischen Meere. — II. Jagdabenteuer in den Südküst-Provinzen Java's. — III. Ein japanischer Bazar. — IV. Ein Grillenkampf in Canton. — V. Eine Gesandtschaft in Siam.

**Australien.** Landleben in Neu-Seeland.

**Europa.** I. Eine Wanderung über das Hardanger Gebirge in Norwegen. — II. Das Nordkap. — III. Eine Bärenjagd in Siebenbürgen. — IV. Ein Ausbruch des Vesuv. — V. Eine Besteigung des Aetna. — VI. Ein Ausbruch des Aetna. — VII. Banditenthum und Blutrache in Corsica.

# Neues Skizzenbuch.

Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.  
Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend  
gesammelt und herausgegeben von

**H. Kletke.**

Mit 6 Farbendruckbildern von Ludwig Pietsch. 21 Bogen. In  
elegantem Einbände. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

## Inhalt.

**Amerika.** Der Fischfang in der Bai von Rio de Janeiro. — Der Ausbruch

des Cosiguina. — Die Schlangenverehrung in Westindien. — Eine Besteigung des

Popocatepetl in alter und neuer Zeit. — Culturpionire im Westen von Nord-Amerika. — Eine Frachtwagenkaravane auf ihrem Zuge durch die westlichen Wildnisse Nord-Amerika's. — Indianer-Häuptlinge. — Der Prairiehund und seine Lebensweise. — Der Tod des Naturforschers.

**Asien.** Ein Ballfest in Samarang. — Jagdstreifereien auf Sumatra. — Die Mikobarijchen Inseln: 1. Reise durch die Inselgruppe. 2. Kapitain John, der Häuptling von Sani und die Eingebornen von Kar Mikobar. 3. Die Eingebornen der mittleren und südlichen Inseln, Erlebnisse auf Ramorta und Trinket. 4. Mikobarijche Waldbilder. — Ein Tag in Ma-

dras. — Der indische Sampuri. — Der Diebsbazar in Kalkutta. — Eine Wanderung durch Kanton. — Die Seidenzucht in China. — Ein Ausflug zur chinesischen Mauer. — Die Hunde der tartarijchen Nomaden. — Das Kameel. — Das Rennthier und die Marta.

**Afrika.** Der Regenmacher bei den Betschuanen. — Das Thierleben auf dem Kiambye. — Die rothen, schwarzen und weißen Ameisen in Süd-Afrika. — Eine Station bei den Kit-Negern in Central-Afrika.

**Australien.** Land und Leute in Neu-Seeland.

## Skizzenbuch.

Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reisere Jugend

gesammelt und herausgegeben von

**S. Kletke.**

21 Bogen mit 7 Farbendruckbildern. In elegantem Einbände 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

**Amerika.** Die Gefahren der Prairie. — Geschichte eines Negerflüchtlings. — Eine Sklavenjagd. — Ein Schiffbruch auf dem Mississippi. — Ein Kampf mit den Comantschen. — Die Peccarijagd. — John Kutledge. — Der Tod eines Häuptlings. — Der graue Bär. — Ein Abenteuer auf der Entenjagd. — Ein Kampf mit grauen Bären. — Das Leben in Californien. — Ein chinesisches Begräbniß in San Franzisko. — Aus der Tropenwelt. 1. Die tropischen Gewitter. 2. Das Thierleben. 3. Die Nachtseiten der Tropennatur. — Aus der Nordpolarwelt. 1. Der Winter in den arktischen Regionen. 2. Durchfahrt durch einen Eisberg. 3. Aus dem Tagebuche eines Nordpolarfahrers.

**Afrika.** Bilder aus dem Thierleben in Nordostafrika. 1. Das Krokodil. 2. Seyer. 3. Der Strauß. 4. Die Affen.

— Die Sklavenjagd im Sudan. — Krieger- und Raubzüge der Araber im Sudan. — Ein Sandsturm in der Wüste. — Eine Löwenjagd in Algerien. — Von der Goldküste. 1. Der Fetischglaube. 2. Die Fetischpriester. 3. Die Wirkungen des Fetischglaubens.

**Asien.** Thierkämpfe in Lucknow. 1. Das Pferd „Menschenfresser“. 2. Tiger gegen Tiger. — Ein Besuch bei dem Fürsten von Budukottah. — Bilder aus dem Innern von Java. 1. Der Brand des Mangfeldes. 2. Ein Bandjer. 3. Die Stimmen der Nacht. 4. Der Kampf um die Schildkröte. — Die Dayaker auf Borneo. — Die Menschenfresser auf Sumatra. — Chinesische Höflichkeit.

**Australien.** Leben und Treiben eines Wallfischjägers. — Pacoco, der Häuptling von Awaho.

# **Jala-Jala,** **die Colonie auf den Philippinen.**

**Abenteuer eines bretonischen Edelmannes.**

Herausgegeben

von

**H. Kletke.**

Mit 6 in Farbendruck ausgeführten Lithographien. In elegantem Einbände.  
1 Thlr. 10 Sgr.

## **Inhalt.**

Die Familienverhältnisse des Erzählers, des Herrn P. de la Gironière. Erster Ausflug nach Indien. Zweite, dritte und vierte Reise. — Die Cholera zu Manilla. Ermordung der Europäer. — Abgang des Cultivateur. Verlassenheit. Manilla und seine Vorstädte. Binondoc. Religiöse Gebräuche. Professionen. Chinesisches Zollamt. — Aufenthalt in Manilla. Der Capitain Don Juan Porras. — Die Marquise de las Salinas. — Der Capitain Novales. Militäraufstand. Novales, der Kaiser der Philippinen. Sein Tod. Tierra alta. Banditen. — Tierra alta. Die Büffeljagd. Rückkehr nach Manilla. — Jala-Jala. Der See der Bai. — Chinesische Legende. Alila (Mabutin-Lajo). — Jala-Jala. Gemeinde-Verfassung. Charakter der Indier. Cajetan. — Jala-Jala. Die Kirche. Pater Miguel der Franziskaner. Banditen. Verfassung. Die Büffeljagd. — Lage von Jala-Jala. Colonisiren. Erdbeben. Hahnenkämpfe. — Reise zu den Tinguianen. — Die Igorroten. — Abenteuer des Re-Lampago. — Jala-Jala. Ankunft meines Bruders Heinrich. Der Bandit Caschui.

Anten-Anten. Alila. Banditen des Sees der Bay. — Jala-Jala. Vermigan. Der Capitain Gabriel Lafond. Joaquin Balthazar. Lay-Fung. Streitigkeiten. Banditen. Lapuzi. Insel Talim. Bürgerkrieg. — Jala-Jala. Gefangene. Don Prudentio Sautos, Acade von Pagsanjan. Feste. Jagden. Hamilton Linsai. Insel und See von Socolm. Die Grotte von San-Mateno. Der Viceadmiral Laplace. Entlaufene Matrosen von der Artemis. — Der Capitain des Schiffes Paris. Tagaloos. Gebräuche. Ehen. Raimans. Die Boaschlange. G. H. Russell. Bajon-Palais. Min Marany. Heuschrecken. — Jala-Jala. Ackerbau. Schmerzliche Verluste. Verkauf von Jala-Jala. Adolph Barrot. Besuch bei den Negritos oder Ajetas. Das Bambusrohr, der Cocosbaum, die Banane. — Ankunft bei den Negritos oder Ajetas. Abreise. Schiffsfahrt auf dem stillen Ocean. — Ankunft zu Jala-Jala und zu Manilla. — Tod meines Sohnes. Abreise von Jala-Jala und den Philippinen. — Rückkehr nach Frankreich.

# Neues Panorama.

## Reisebilder und Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben.

Gesammelt und herausgegeben

von

**H. Kletke.**

Mit 7 colorirten Zeichnungen von L. Pietsch. 20 Bogen. In elegantem Einbände. 1 Thlr. 10 Sgr.

### Inhalt.

**Amerika.** Die öffentlichen Spiele der Indianer in Nord-Amerika. — Die Tänze der Indianer. — Die Eingebornen von Kansas. — Besuch bei einer Gesellschaft Siour-Indianer. — Die Niagarafälle. — Die Niagarafälle im Eise. — Eine Reise im Karren. — Die Indianer der Pampas. 1. Von ihrer Art Krieg zu führen. 2. Die indianischen Hütten. 3. Die Heilkunde bei den Indianern. 4. Heirathsceremonien. 5. Der Putz der Chinas. 6. Hauswejen. 7. Regierungsform. 8. Begräbnisse der Indianer. 9. Die Religion der Indianer. — Aus den Erlebnissen eines Nordpolfahrers. 1. Eine Fischerstation bei Grönland. 2. Abenteuer mit Eisbären. 3. Eine Irrfahrt auf dem Eise. 4. Bären- und Wallrofsjagd. 5. Ratten.

**Asien.** Die Lic-Polangastraße. — Ein Busch-Abenteuer. — Kalkutta. — Löwen- und Tigerjagen. — Büffel- und Elephantenjagd. — Benares. — Eine Wittnenverbrennung in Indien. — Der Wallfahrtsort Hurdwar. — Indischer

Fürstenthum eines Nabob von Andh. — Die Opium-Niederlagen zu Patua. — Indische Räuber- und Mördersekten. 1. Die Thags. 2. Thag, Dakoit und Vergifter. 3. Das Opfer des Thags. — Die Kochkunst bei den Chinesen. — Besuch und Festmahl bei dem chinesischen Vizekönig Ki-hing. — Ein Seeräuber-Abenteuer im Kantonfluß. — Die schwimmende Stadt Kanton. — Hongkong. — Indianische Vogelnester auf den malayischen Inseln. — Eine Bienenjagd auf Malacca. — Japan, Land und Volk. 1. Japan. 2. Die Kunstfertigkeiten der Japanesen. 3. Geetze, Sitten und Volkscharakter. — Eine Reise im östlichen Sibirien. — Lebensweise und Sitten der Tungusen.

**Afrika.** Wahlberg, der Elephanten-tödtter. — Eine Reise im südlichen Afrika. — Eine Hochzeit bei den Kaffern. — Ein Besuch bei dem Könige der Dvambos.

**Australien.** Am Aequator. — Leben und Zustände in Australien.

# Wanderbilder.

## Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reisere Jugend  
gesammelt und herausgegeben

von

**H. Kletke.**

21 Bogen. Mit 7 colorirten Zeichnungen. In elegantem Einbände.  
1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

**Amerika.** In der Meerestiefe. Erzählung eines Tauchers. — Die Fahrt durch den Waldbrand. — Cincinnati und seine Schlachthäuser. — Ein Besuch in Sing-Sing. — Der Negerhandel. — Die Prairiefener. — Die Holzindianer von Trinidad. — Die Gefangene der Comanches. — Der Kampf mit den Apaches. — Aus den Erlebnissen einer amerikanischen Grenzexpedition. — Bilder aus Texas. 1. Eine Reise im Innern des Landes. 2. Die Indianer. 3. Der Kirchenbau. 4. Die Rückkehr nach Castroville. — Eine Fahrt an der Mosquitoküste. — Die Jagd auf eine Seekuh. — Der Kastreador in Buenos-Ayres. — Zwei Nächte in Süd-Mexico.

**Asien.** Die Seeräuber in den ostindischen Gewässern. 1. Die Seeräuber und ihre Schiffe. 2. Expedition gegen die Seeräuber. 3. Die Eroberung von

Solok im Jahre 1851. — Aus der javanischen Thierwelt. 1. Der Tiger. 2. Die Schlangen. — Indische Kühe. — Ein Ausflug in's Innere von Java. — Indische Sonntagsjäger. — Das Fest der Zahnfeilung auf Celebes. — Die Amazonen und Elephanten des siamesischen Heeres. — Die Wohnung des Todes. — Das Weib des Elephantenwärters. — Die Aerzte in China. — Ein Steppenbild.

**Afrika.** Das Fetischthum und die Menschenopfer an der Goldküste. — Jagdabenteuer in Südafrika. — Die Löwenbeute. — Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Booren (Boers) im Capland. — Die Buschmänner (Bosjemans). — Die Regenzeit im Sudan.

**Australien.** Ein Besuch bei den wilden Stämmen in Australien. — Leben und Sitten der Eingeborenen in Australien.

# Neue Reisebilder.

## Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reisere Jugend  
gesammelt und herausgegeben

von

**H. Kletke.**

21 Bogen mit 8 colorirten Zeichnungen von Theodor Hofemann. In elegantem Einbände 1 Thlr. 10 Sgr.

## Inhalt.

**Amerika.** Die Biberjäger — Die Mammothhöhle in Kentucky. — Die Menschenjagd. — Der Caguar. — Die Aufindung des Goldes in Californien. — Wie man in Californien das Gold gräbt. — Die Perlenfischerei in Californien. — Die Büffeljagd in der Prairie. — Der Büffel und sein Kamerad. — Mexikanisches Leben. — Die Cuyoten. — Der Untergang von San Salvador. — Ein Orkan auf den Antillen. — Ein Nachtlager in den Pampas. — Der Naturforscher im Urwalde von Peru.

**Asien.** Briefe aus Kamtschatka. — Der Krystallpalast in Sibirien. — Die Jagd in Sibirien. — Ein kirgisischer Festschmaus. — Eine Hochzeit in China. — Eine chinesische Heerchau. — Ostindische Dienstoffoten. — Bilder aus Java. 1. Das Dorfleben. 2. Der Tiger. 3. Das Gamöstan. 4. Das Gewitter im Gebirge. — Die Haisfisch-Wision.

**Afrika.** Bilder vom Senegal. 1. Ankunft in Saint-Louis. Ein Ball. 2. Saint-Louis. Die Negerbevölkerung. 3. Feste in Saint-Louis. Ein Franzose, der im Ringkampf ein Königreich gewann. 4. Eine Neger Schlacht. 5. Abreise nach Dagana. Der Fliegensee. 6. Dagana. Der Negerhäuptling Fara. 7. Einladung zum Könige der Srafnas. Illumination. Löwenjagd. 8. Ueberschwemmung. Angriff der Eingeborenen. — Gottes Garten. Französischer Posten zu Galam. Katarakte des Senegal. Rückkehr nach St. Louis. — Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von Groß-Bassam. — Hubert der Findling, Lebensgeschichte eines Löwen.

**Australien.** Die Goldminen von Forest Creek. — Eine Fahrt von Melbourne nach Ballarat im Jahre 1861. — Abenteuer eines Goldgräbers. — Die Marqueja-Inseln. — König Mohana. — Ein Besuch bei Mohana. — Tahiti im Jahre 1854.

# Reisebilder.

## Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reisere Jugend  
gesammelt und herausgegeben

von

**H. Klette**

21 Bogen mit 6 color. Zeichnungen von Theodor Hofmann. In elegantem Einbände. 1 Thlr. 10 Sgr.

## Inhalt.

**Amerika.** Abenteuer in Surinam. — Aus dem Leben eines holländischen Korporals. 1. Eine Buschpatrouille. 2. Der Wachtposten Prinz Willem Frederik. — Ein Schlangenzüchter in Süd-Amerika. — Die Lanzen Schlange auf Martinique. — Ein Kampf mit Indianern in den Pampas. — Bilder aus Mexiko. 1. Der Maulthiertreiber. 2. Die Rache des Lepero. 3. Der Sieg der Affen. 4. Indianische Schlangenzüchter. 5. Die Rinderjäger. 6. Schicksal eines Alkalden. 7. Die Entenjagd. — Die Hahnenkämpfe in Cen-

tral-Amerika. — Die Indianer in Californien. — Eine Gewitternacht in Texas. — Eine Pantherjagd — Mary Spears. — Die Sümpfe von Louisiana. — Aus der Prairie. — Der Schiffsbruch des San Francisco. — Acht Tage im schwarzen Sumpfe. — Lebensweise und Sitten der Eskimos. — Das Land der Eskimos.

**Afrika.** Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh. — Das Fest des Propheten in Kairo. — Die Kaimansprobe zu Madagascar.

**Asien.** Die Opiumhöhlen in Batavia.

— Eine Tigerjagd in Ostindien. — Ein Regierungselefant auf Ceylon. — Ein Religionsfest in Bengalen. — Leichenbegängniß eines buddhistischen Priesters in China. — Fischfang in China. — Ein Sturm in der Sandwüste. — Eine Bärenjagd im Uralgebirge.

**Australien.** Der Kiranea. — Australische Buschklepper. — Die wilden Kinder in Australien. — Ein Schiffbruch in den Gewässern Neuhollands. — Goldgräberleben in Australien. — Ein Feldzug in Neuseeland.

## Neues Buch der Reisen.

**Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.**

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reisere Jugend  
gesammelt und herausgegeben

von  
**S. Klette.**

Mit 6 colorirten Zeichnungen von Theodor Hofemann. In elegantem Einbände. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt.

**Amerika.** Ritt durch die Pampas. — Ein Stiergefecht zu Merida (Yucatan). — Kalifornische Sittenbilder. 1. Scenen aus dem Goldsucher-Leben. 2. Jagdabenteuer. — Die Prima-Donna. Rückkehr. — Abenteuer eines Verirrten. — Seltene Lebensrettung. — Eine Ueberschwemmung. — Ein Waldbrand. — Wie wir in Canada auf den Fischfang gingen. — Wie wir in Canada auf die Jagd gingen.

**Afrika.** Das Wallfisch-Etablissement in der Algoa-Bay. — Abenteuer auf der Löwenjagd. — Ein Jagd- und Handelszug in das Innere von Süd-Afrika. — Häusliches Leben der Neger im Innern Afrika's. — Ein neuer Robinson Crusoe. — Springbockjagd auf dem Kap. — Heuschrecken.

**Asien.** Eine Besteigung des Adamspiks. — Jagd- und Sittenbilder von den Philippinen. — Der Krater Tancuban Frau. — Das Brautgeläute. — Geistesstärke eines englischen Offiziers. — Der Alligator-See. — Das gesprengte Krokodil. — Indische Gaukler und Taschenspieler. — Scenen aus dem Nomadenleben der Baschkiren an der östlichen asiatischen Seite des Uralgebirges. — Eine samoebische Hochzeit. — Die Holländer in Japan.

**Australien.** Eine Wasserhose in der Südsee. — Sitten der Fidji-Inulaner. — Die Schlangen in Australien. — Abenteuer im Busch in Australien. — Eine Außenstation. — Buchan-Charley, der Buschklepper. — Ein Kampf mit den Schwarzen.

## Natur-, Reise- und Lebensbilder aus Unter-Aegypten, Ceylon und Vorder-Indien.

Nach neuen und guten Quellen für die reisere Jugend  
bearbeitet von

**J. G. Kuzner.**

18 Bogen. Mit 5 Zeichnungen in Farbendruck. — In elegantem Einbände.  
Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Inhalt. I. Nach Aegypten. — II. Nach Ceylon. — III. Nach Indien.

# Erlebnisse

des

## Sir Thomas auf der Goldküste.

Eine Erzählung für die Jugend.

Nach dem Englischen

von

**H. Kletke.**

Mit 5 colorirten Zeichnungen. In elegantem Einbände 22 $\frac{1}{2}$  Sgr.

Dies Buch vereinigt alle Vorzüge einer ausgezeichneten Jugendschrift in sich. Phantasie und Gemüth empfangen hier eine gleichmäßige Befriedigung. Die erstere durch den Reiz spannender Ereignisse und die lebendige Darstellung fremder Völker und Gebräuche, das letztere durch die tiefe Wärme und Innigkeit, mit welcher die ganze Erzählung, sittlich erregend, das jugendliche Herz in wohlthuender Weise berührt.

# Neue historische Bilder.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend  
gesammelt und herausgegeben

von

**H. Kletke.**

20 Bogen. Mit 6 Zeichnungen in Farbendruck. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

**Inhalt.**

I. Die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. 1099. — II. Saladin und Hugo von Liberias. 1179. — III. Sittenu. Charakter der Mongolen im 13. Jahrhundert. — IV. Die Wahl des Groß-Chans. 1246. — V. Der Sturz der Ming-Dynastie in China. 1644. — VI. Heinrich von Plauen, der Ketter Marienburgs. 1410. 1. Die Belagerung Marienburgs. 2. Heinrichs von Plauen Entsetzung vom Hoch-

meisteramt. — VII. Hieronymus von Prag. 1416. — VIII. Ludwig XI. in Peronne. 1468. — IX. Die Belagerung von Leyden. 1574. — X. Die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien. 1584. — XI. Wilhelm von Grumbach und der Herzog Johann Friedrich der Mittlere. 1567. 1. Grumbach's Vergangenheit. 2. Die Kechter und die Einnahme von Grunnenstein. 3. Der Tod des Herzogs.



# Historische Bilder.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend.

Gesammelt und herausgegeben

von

**H. Kletke.**

21 Bogen. Mit 6 colorirten Zeichnungen. In elegantem Einbände.  
1 Thlr. 10 Sgr.

**I n h a l t.**

Der Kinderkreuzzug. — Die Pest in Florenz. — Walter von Brienne, Herzog von Athen. — Graf Carmagnola. — Die Verschwörung der Pazzi. — Die Blutrache zu Weinsberg. — Hennig Brabant, der Bürgerhauptmann von Braunschweig. —

Flucht des Königs Stanislaus Leszinski. — Die Eroberung von Constantinopel. — Sabathi Sevi, der falsche Messias. — Die Ermordung der Brüder de Witt. — Einquars und de Thou.

# Bilder und Skizzen aus der Geschichte.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend

herausgegeben von

**H. Kletke.**

Mit 5 colorirten Zeichnungen. In elegantem Einbände. 1 Thlr. 10 Sgr.

**I n h a l t.**

Ludwig des Heiligen Kreuzzug nach Aegypten. — König Enzo. — Cola Rienzi. — Die Geißelbrüder in Deutschland. — Der Bauernaufstand in England. — Agnes Bernauerin, die Baderstochter von Augsburg. — Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans. — Die Einführung der Inquisition in Spanien. — Die Vertreibung der Juden aus Spanien. — Der Tod des Ritters

Franz von Sickingen. — Der Zug Karl V. gegen Tunis. — Die Verschwörung des Fiesco. — Die Pulververschwörung unter Jacob I. von England. — Die Belagerung und Einnahme von Magdeburg im Jahre 1631. — Erlebnisse des Predigers Thodanus bei der Eroberung Magdeburgs. — Johann Sobieski vor Wien. — Peter der Große in Paris und Versailles.